HANDBUCH DER KULTURGESCHICHTE

G. NECKEL

KULTUR DER ALTEN GERMANEN

P. KLETLER

DEUTSCHE KULTUR ZWISCHEN VÖLKERWANDERUNG UND KREUZZÜGEN

HANDBUCH DER KULTURGESCHICHTE

DIE ALTEN GERMANEN – ZWISCHEN VÖLKERWANDERUNG UND KREUZZÜGEN

DAS DEUTSCHE LEBEN

Gk ~~260~~
164 b

HANDBUCH DER KULTURGESCHICHTE

HERAUSGEGEBEN VON

DR. HEINZ KINDERMANN
PROFESSOR AN DER TECHNISCHEN HOCHSCHULE DANZIG

UNTER MITWIRKUNG VON

Professor Dr. W. Bauer-Wien; Professor Dr. H. de Boor-Bern; Professor Dr. H. Brugmans-Amsterdam; Professor Dr. E. Ermatinger-Zürich; Professor Dr. J. von Farkas-Berlin; Professor Dr. W. Flemming-Rostock; Professor Dr. G. Gesemann-Prag; Privatdozent Dr. W. Giese-Hamburg; Dr. H. Grellmann-Greifswald; Privatdozent Dr. H. Gumbel-Frankfurt a. M.; Professor Dr. E. Howald-Zürich; Professor Dr. W. Kirfel-Bonn; Staatsarchivar Dr. P. Kletler-Wien; Professor Dr. F. Koch-Wien; Professor Dr. W. Koppers-Wien; Privatdozent Dr. O. Kressler-Bonn; Professor Dr. H. v. Martin-München; Professor Dr. W. Mulertt-Innsbruck; Professor Dr. H. Naumann-Bonn; Professor Dr. G. Neckel-Berlin; Professor Dr. H. H. Schäder-Berlin; Professor Dr. E. Schmitt-Bonn; Professor Dr. H. F. Schmid-Graz; Professor Dr. F. Schönemann-Berlin; Professor Dr. F. Wild-Wien; Professor Dr. M. Winkler-Königsberg; Privatdozent Dr. W. Wolf-Leipzig

ERSTE ABTEILUNG

GESCHICHTE DES DEUTSCHEN LEBENS

AKADEMISCHE VERLAGSGESELLSCHAFT ATHENAION M. B. H., POTSDAM

KULTUR DER ALTEN GERMANEN

VON

DR. GUSTAV NECKEL
PROFESSOR AN DER UNIVERSITÄT BERLIN

Lehrer-Bibliothek
des
Gymnasiums zu STOLP

AKADEMISCHE VERLAGSGESELLSCHAFT ATHENAION M. B. H., POTSDAM

COPYRIGHT 1934 BY AKADEMISCHE VERLAGSGESELLSCHAFT ATHENAION M. B. H., POTSDAM
DRUCK VON DER OHLENROTH'SCHEN BUCHDRUCKEREI, ERFURT

Die Thingebene auf Island. Gemälde von Theo Henning, Wien.

Hier wurde im Jahre 930 das isländische Allthing begründet; an der rechts im Hintergrunde sichtbaren Oexara (Axtach), unfern vom Thingvallavatu (Thingebenensee), tagte jahrhundertelang die Landgemeinde im Freien.

Tafel I.

1. Semnonenlager am Müggelsee. Gemälde von Karl Blechen. Berlin, Nationalgalerie. Romantische, doch keineswegs fälschende Darstellung.

I. GAB ES EINE ALTGERMANISCHE KULTUR?

Wenn ein Handbuch der Kulturgeschichte auch den alten Germanen einen Raum anweist, so setzt es das Vorhandensein einer altgermanischen, d. h. einer vorchristlich-germanischen Kultur voraus. Aber damit ist zunächst sehr wenig gesagt. Denn es gibt einen Begriff von „Kultur", wonach jede menschliche Gesellschaft ihre Kultur hat und Kultur also zum Wesen des Menschen gehört. So spricht man von der Kultur der Urbewohner Australiens, der Patagonier, der Eskimos ebenso wie von derjenigen der klassischen Hellenen und der modernen Europäer. Irgendwelchen Kulturbesitz haben ja alle: Geräte, Waffen, Behausungen, Schmuck, Sitten, staatliche Einrichtungen, religiöse Vorstellungen, Dichtung der einen oder anderen Art — zum mindesten einige oder mehrere dieser Errungenschaften sind überall gegeben, wo Menschen hausen.

Jedoch besteht nach der landläufigen Vorstellung ein wesentlicher Unterschied zwischen dem, was der englische Ethnograph Tylor die „primitive Kultur" genannt hat, und der Kultur im engeren Sinne oder der Hochkultur. Einige Autoren — so der Geograph Alfred Hettner in seinem „Gang der Kultur um die Erde" — unterscheiden drei Stufen der Kultur: primitive, Halbkultur oder Barbarentum und Voll- oder Hochkultur, wobei letztere auf die durchorganisierten Staaten des alten Orients, der Antike, des neueren Europa, des alten Perú und des alten Mexiko beschränkt wird. Andere arbeiten mit dem Gegensatz von Kultur und Primitivität, den sie mit dem von Individualismus und Kollektivismus eng verkoppeln oder gar gleichsetzen.

Diese weisen die ungetauften Germanen den „primitiven Gemeinschaften (*communautés primitives*) zu, während in dem dreistufigen Schema die Germanen gewöhnlich als „Barbaren" in diesem technisch-gefühlsfreien Sinne erscheinen. Man sieht: es besteht Unsicherheit darüber, wie die Germanen zu beurteilen sind, ob ihre Kultur als mit ihrem Menschsein ohne weiteres gegeben (als „primitiv") zu gelten hat oder ob ihnen eine gewisse Ausnahmestellung (als „Barbaren") zuzubilligen ist. Die Unsicherheit wird noch größer dadurch, daß gewisse Bücher das vorchristliche Germanentum als ein goldenes Zeitalter von Kunst und Wissenschaft — insbesondere der bildenden und Zierkunst und der Astronomie — hinstellen oder sogar als den Ursprungsherd aller Kultur Eurasiens, indem z. B. die Erfindung der in alter Zeit besonders im Süden und im Orient verbreiteten Buchstabenschrift den Germanen zugeschrieben wird.

Kein anderes der großen Völker alter Zeit dürfte einer so unsicheren und widerspruchsvollen Einschätzung unterliegen wie das germanische, das Hauptvolk Nordeuropas. Über Babylon, Ägypten, Palästina, Phönizien, Griechenland und Rom scheinen die Akten in der Hauptsache geschlossen zu sein. Kelten und Slawen stehen zwar ebenfalls in unbestimmter Beleuchtung da. Aber jene genießen doch im allgemeinen einen ehrenvollen Ruf als Staatengründer und zivilisatorisches Element, und über die vorchristlichen Slawen kann kaum Streit herrschen, da über sie so gut wie nichts bekannt ist. Nur das Charakterbild der Germanen schwankt aufs stärkste, von der Parteien Gunst und Haß verwirrt.

Daß in dem Urteil über die Germanen die Leidenschaft des Für und Wider sich in einzigartigem Maße geltend gemacht hat und geltend macht, kann nicht wundernehmen. Haben doch die umwälzendsten und mörderischsten Ereignisse der Weltgeschichte seit den Kimbern und Teutonen darin bestanden, daß Germanen und später mächtige, germanisch redende Völker, in erster Linie die Deutschen und die Engländer (aber bekanntlich auch kleinere wie die Holländer und die Schweden) mit anderen, und zwar meist mit den Römern und ihren romanischen Tochternationen, schwere Kämpfe bestanden. In neuerer Zeit haben infolge mißverständlicher Verengerung des Begriffs meist die Deutschen als die Germanen (englisch *Germans*), bzw. als die Erben und Vertreter des Germanentums gegolten, während die Engländer dank entschiedenerer Einbeziehung ihrer Oberschicht in die romanische Kultursphäre seit 1066 ihre germanische Abkunft mehr vergaßen oder verleugneten, und so konnte noch der große Krieg der Jahre 1914 bis 1918 beidem Nahrung geben, der antigermanischen Haß- und Verachtungspropaganda und der patriotischen Germanenverherrlichung. Auch die kritiklose Überschätzung der alten Kelten, die sogenannte Keltomanie, die seit Jean Bodin (16. Jahrh.) von Frankreich aus um sich griff, beruht auf einem kriegerisch gespannten Nationalgefühl, und der eroberungsfreudige Panslawismus mit seinem Glauben an die besondere Berufung des Slawentums hat Träume von urslawischer Herrlichkeit erzeugt. Aber weder der westlichen noch der östlichen Urgeschichtsideologie sind mit der Germanenverketzerung vergleichbare Gegenbilder von feindlicher Seite gegenübergestellt worden; sie haben zwar wissenschaftliche Kritiker gefunden, aber sonst keine Widersacher außer ihrer eigenen Willkür und Verdächtigkeit. Und so blieb das Schwanken zwischen Engel und Teufel, der Beleuchtungswechsel vom hellsten Licht zum tiefsten Schatten, den Germanen vorbehalten, dem großmütigen Volk der Mitte, das für Keltomanen und Slavophilen die feindliche Seite war.

Waren Leidenschaften die treibenden Kräfte bei der bisher besprochenen Divergenz der Germanenbeurteilung, so kann dies doch nicht erklären, daß solche Divergenz möglich war. Man sollte meinen, daß eindeutige, allgemein zugängliche Quellen, wie im Falle des klassischen Altertums, genügen müßten, um so krasse Widersprüche des Urteils auszuschließen, und die

Folgerung liegt nahe, daß entweder die Quellen fehlen oder daß sie zu dürftig sind, um eindeutig zu sein, daß sie sich der allgemeinen Kenntnis entziehen oder falsch beurteilt worden sind.

Wer auch nur die Germania des Tacitus gelesen oder Näheres über sie gehört hat, weiß, daß von einem Fehlen schriftlicher Quellen für das germanische Altertum nicht die Rede sein kann. Viele aber meinen, die Germania und das Wenige, was ihr zur Seite stehe — die Berichte Caesars und einiger anderen Römer und Griechen — sei dürftig und vor allem verdächtig, und man könne darauf nichts bauen. Tacitus sei ein tendenziöser Schönfärber und irre sich oft, Caesar sei teils schlecht unterrichtet (z. B. was seine Angaben über germanische Religion betrifft), teils bestätige er die Unzuverlässigkeit des Tacitus, indem er die Germanen wilder und kulturärmer erscheinen läßt. Andere Quellen über das heidnische Germanentum faßt man gemeiniglich nicht ins Auge, und so kommt es, daß weite Kreise einen sehr niederen Stand der germanischen Gesittung und äußerste Armut der Germanen an Kulturgütern für gesicherte Tatsächlichkeit halten, ohne eine Ahnung davon, daß schon der Unglaube, den die letzten Generationen namentlich der klassischen Philologen den Kulturbildern des Tacitus entgegengebracht haben, letztlich der Ausfluß von Vorurteilen ist, Vorurteilen, die teils als keltoman, teils als evolutionistisch oder entwicklungsdogmatisch zu kennzeichnen sind. Die Berichte in germanischen Sprachen nämlich und die Bodenfunde, welche der Spaten der Prähistoriker ans Licht gefördert hat, beweisen, daß Tacitus in den großen Linien richtig zeichnet und bei weitem nicht alles mitteilt, was über die Germanen Günstiges zu sagen gewesen wäre, daß also die germanische Kultur nicht zu unterschätzen ist, weder was ihre Höhe noch was den Grad ihrer Eigenart betrifft. Sie zeigen damit zugleich, daß allgemeine Kennzeichnungen wie „primitiv" und „barbarisch" wegen ihres Allerweltscharakters ungeeignet sind, die wahren Sachverhalte auszudrücken. Man wird diesen nur gerecht in dem Maße, wie man sie auf Grund der gesamten Quellen zur Kenntnis nimmt und mit denen bei anderen Völkern und aus anderen Zeiten vergleicht. Dazu will diese Darstellung eine Handhabe bieten.

Es erscheint als dringend notwendig, daß an die Stelle der in der Welt verbreiteten Schlagworte und der gegensätzlichen Einschätzung, welche die Geister trennt und die Zwietracht der Parteien, Völker und Rassen unnötig steigert, ein Bild des heidnischen Germanentums trete, das einwandfrei auf dem gesamten Sachbefund beruht.

Der Leser, dem die folgende Darstellung in irgendeinem Punkte als unglaubhaft erscheinen sollte, möge sich fragen, warum er Anstoß nimmt: ob es sichere Tatsachen oder zwingende Erwägungen sind, die seinen lächelnden oder stirnrunzelnden Unglauben bedingen. Die Regel wird sein, daß die befremdenden Sätze einfach gewohnten oder liebgewordenen Vorstellungen widersprechen, die kein genügendes sachliches Fundament besitzen, weil sie entweder mit willkürlicher Verallgemeinerung von außen hereingetragen oder aus bloß einzelnen Quellen oder Quellengruppen abstrahiert (auch dies ist Willkür, wenn auch geringere) oder auf beide Weisen zugleich zustande gekommen sind. In solchen unzureichenden Vorstellungen sind wir alle aufgewachsen, und es ist daher nur menschlich, wenn sie große Gewalt über uns haben und viele von uns aus Pietät irgendwelcher Art abgeneigt sind, sie aufzugeben und womöglich demjenigen grollen und das Vertrauen verweigern, der sie ihnen rauben will. Dieser Schwierigkeit ist der Verfasser sich vollkommen bewußt. Er hofft trotzdem, daß sein Appell an den kopfschüttelnden Leser nicht vergebens ist. Denn es gibt so etwas wie eine siegende Macht der Wahrheit, und die Ursachen, weshalb letztere so oft verhüllt geblieben ist oder ein falsches Gesicht gezeigt hat, sind einfach, einleuchtend und im Grunde unverarglich. Es empfiehlt sich, ihnen noch etwas weiter nachzugehen, denn das bisher Gesagte erschöpft sie noch nicht.

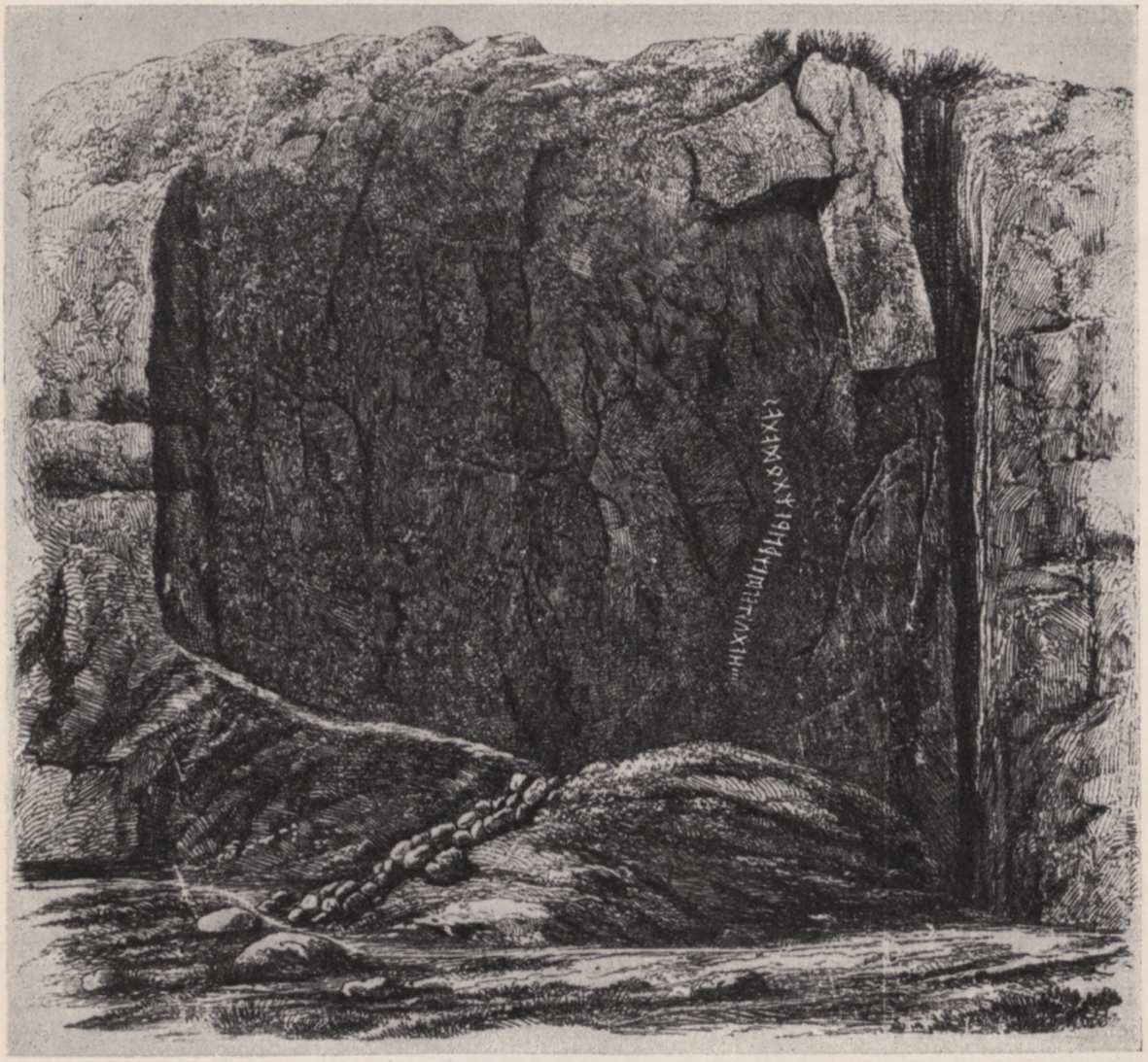
Es läßt vor allem noch die Frage offen: wie kommt es, daß auch in Deutschland und den anderen germanischen Ländern Ignorierung und Unterschätzung der altgermanischen Kultur gäng und gäbe sind?

Die Meinung, daß die ungetauften Germanen keinerlei beachtenswerte eigene Kultur hatten („Primitive" waren), scheint zurückzugehen auf die fremdstämmigen Glaubensboten, welche sie zum Christentum bekehren wollten. Denn diesen erschienen sie wohl schlechthin als Heiden, denen das wahre Licht und jegliche Gesittung erst zuteil werden müsse und die zum eigenen Heil den alten Adam auszuziehen hätten. Die Antike, von Aristoteles bis Prokop, hatte noch nicht so schematisch geurteilt, weil sie von Bekehrungseifer frei war und ein offeneres Auge hatte für die bunte Wirklichkeit der Welt und für alles Menschliche, ähnlich wie die heidnischen Germanen selbst. So unterscheidet nicht bloß Tacitus die Germanen deutlich von ihren östlichen Nachbarn, den Slawen und vollends den Finnen, denen er eine ungleich ärmere und niedrigere Gesittung nachsagt; noch der christliche Grieche Prokop, der im 6. Jahrhundert schreibt, rückt jene, „die sich sozusagen gar nicht von uns anderen unterscheiden", scharf ab von den nicht-indogermanischen Finnen, die er ohne Gehässigkeit mit wilden Tieren vergleicht und als nahezu kulturlose „Primitive" schildert. Daß andererseits auch die keltische Kultur von der germanischen recht verschieden und keineswegs ihr schlechthin überlegen war, betont nach dem Vorgange des Poseidonios besonders Caesar, der große Staatsmann und erfahrene Menschenkenner, in seiner vergleichenden Charakteristik der beiden Völker. Von solchem unbefangen aufmerkenden Beobachten spüren wir in den Berichten der Germanenapostel kaum noch einen Hauch. Diesen liegt nur eins am Herzen, die Ausbreitung des Reiches Gottes, alles andere ist ihnen gleichgültig oder erscheint ihnen als Teufelsmacht, die vernichtet werden muß, wie in der Missionspraxis mit allen Mitteln der Rede und der Tat, so in der Schrift durch Totschweigen oder Verleumdung. Das ist vollkommen verständlich vom Standpunkte einer radikalen und skrupellosen Propaganda, auch der Gebrauch von Feuer, Schwert, Gift, Hinterlist und Folterungen von Leib und Seele, so gewiß derartige Maßregeln dem Geiste des Evangeliums zuwiderlaufen, von dem sein Stifter selbst gesagt hat, es sei nicht von dieser Welt. Die Christianisierung war eine Revolution, und jede siegreiche Revolution sorgt für Austilgung und Schwarzfärbung aller Erinnerungen an die von ihr gestürzten Mächte und schädigt dadurch die historische Wahrheit (die dann gern als wertlos oder als bloße *fable convenue* hingestellt wird). Wie wenig gerade die christliche Revolutionspropaganda mit gerechter und wißbegieriger Geschichtschreibung zu tun hat, das zeigt nicht nur der Vergleich fernliegender Quellen wie der antiken, der altnordischen und der archäologischen Befunde seit der Steinzeit, sondern auch das vereinzelte Vorkommen entsprechender Nachrichten in der Bekehrungszeit selbst, so die bekannten Meldungen über Karl den Großen, der sich eine Halle in der Weise der heidnischen Vorfahren bauen und die alten fränkischen Heldenlieder sammeln ließ. Die Unrichtigkeit und Ungerechtigkeit der Missionarurteile über die ältere Germanenkultur liegt also auf der Hand. Ebenso auf der Hand aber liegt es, daß sie für die Folgezeit maßgebend geworden sind. Es gelang ja der Kirche, die Germanen nach und nach restlos zur Taufe zu bewegen und die leicht Belehrbaren, oft Bildungseifrigen in die christlich-lateinische Schule zu nehmen, in welcher Jahrhundertelang ausschließlich christliche und lateinische Dinge gelehrt wurden. Gleichzeitig brachte die Kirche materielle Wohltaten in Menge: Backsteinhäuser, Küchengärten, neue Gerätschaften, bessere Mühlen, Kranken- und Armenpflege, dazu das Schreiben auf Pergament und eine Bild- und Zierkunst in Farben und Stein, die das Heimische vielfach überstrahlte. Kein Wunder, daß der vorchristliche Kulturbesitz des Volkes — unge-

2. Julius Caesar. Neapel, Museum.

schrieben und auch sonst großenteils vergänglich, wie er war — allmählich in Vergessenheit geriet, bzw. unkenntlich wurde (so das germanische Recht) und Vorstellungen von Barbarei und Kulturlosigkeit an seine Stelle traten. Christentum, Antike und Gesittung oder Humanität wurden gleichbedeutende Begriffe; ebenso Heidentum und Rohheit oder Wildheit. So steht in dem ältesten Roman Nordeuropas, dem bairischen Ruodlieb des 11. Jahrhunderts, dem humanen und gerechten Königtum und seinen Vasallen das sittlich minderwertige Volk gegenüber in Gestalten wie dem ungebärdigen Rotkopf und seiner unsympathischen Buhle, und das damit gegebene Schema beherrscht den größten Teil der seitdem ans Licht getretenen Erzählungsliteratur — natürlich mit um so größerem Recht, je länger die neuen Lebensordnungen sich ausgewirkt hatten; denn um so mehr schwand das Gedächtnis an die alten Zustände, und was unter dem Heidentum in irgendeinem Sinne Kulturträger gewesen war, das verlor mit dem Untergang der alten Kultur Amt und Bedeutung, soweit es nicht den Anschluß an das Neue suchte und zum christlichen Kulturträger wurde. Die meisten der alten Fürsten- und Adelsgeschlechter haben, geblendet durch den Glanz der Fremde, letzteres getan und sind als Werkzeuge der ihre Macht klug steigernden Kirche die wirksamsten Schrittmacher des Neuen und die entschiedensten Verleugner des Alten geworden. So mußte fast notwendig eine öffentliche Meinung entstehen, für welche eine beachtenswerte Kultur der vorchristlichen Germanen ein Ärgernis und eine Torheit gewesen wäre, falls jemand ihr davon gesprochen hätte — das aber geschah fast niemals, bis im Zeitalter der Renaissance die antiken Schriftsteller und die heimischen Denkmäler verstärkte und gesammelte Aufmerksamkeit fanden und den kirchlichen Geisterbann brachen, in geschichtlichen Fragen ebenso wie in kosmologischen und philosophischen. Erst die Neuzeit hat den freien, antiken Blick sich zurückgewonnen wie auf die Kugelgestalt der Erde und den Bau des unendlichen Universums, so auf das germanische Altertum. Der Fortschritt der Erkenntnis, der im Zeitalter der Humanisten, der großen Astronomen, Physiker und Ärzte und der gold- und entdeckungsfrohen Ozean- und Globussegler für die Menschheit sich ergab, war ungeheuer, und er rechtfertigt den Stolz der Neuzeit auf ihre Wiege und auf die eigene Überlegenheit. Aber ihren Stolz auf schlechthinnige Kulturüberlegenheit rechtfertigt er nicht. Denn Erkenntnis oder Wissen und Kultur wären auch dann nicht einerlei, wenn es nur sichere Erkenntnis und nur richtiges Wissen gäbe.

Die Entdeckungen der Renaissancegelehrten im Tacitus, auf Runensteinen, in Sprachen, Pergamenten und Drucken Deutschlands, Skandinaviens und Englands sind in der Folge



3. Runen auf der Felswand von Valsfjord bei Fosen (Nord-Drontheim). Landschaftsskizze von Ingvald Undset, Oslo. Die Inschrift lautet: ek hagustaldaz þewaz godagas = „ich, Hagestolz, Diener des Godag (ritzte diese Runen)".

fortgesetzt, berichtigt, geklärt und durch die Vorgeschichtsforschung des 19. Jahrhunderts mächtig erweitert worden. Aber die sich häufende Fülle der Materialien erschwerte ihre geistige Bewältigung, und der Wettbewerb der gleichfalls stark sich mehrenden Quellen aus den uns näher liegenden Jahrhunderten seit Beginn des Mittelalters führte zu Arbeitsteilungen und dazu, daß der neuere Zeitraum sich im allgemeinen Bewußtsein vordrängte. Nachdem in den romantischen Jahrzehnten die Kaiserzeit des Mittelalters überwiegendes Interesse auf sich gezogen hatte, wurde später die Neuzeit bevorzugt, und Jakob Burckhardts glänzendes Buch von der Kultur der Renaissance prägte vielen Tausenden die Vorstellung ein, die moderne Gesittung in Staat, Kunst, Lebensführung und seelischem Verhalten, gegründet auf vernünftige

Unterscheidung von Ich und Welt und auf Selbstgefühl und Anerkennung des Individuums, sei aus antikem Samen in der italienischen Renaissance geboren, während das Mittelalter geistlich-kollektivistisch-traumhaft gebunden war und es vor dem Mittelalter nichts Erhebliches gab als die schöne Antike. Burckhardts Liebe und geniale Kennerschaft gehörte der neueren und antiken Kunst und Memoirenliteratur. Das Mittelalter kannte er weniger, und eine einst für dieses genährte Vorliebe hatte er abgestreift. Die germanische Vorzeit lag ihm vollends ferne. Außerdem war er mehr Künstler als Wahrheitsforscher: die tiefen Schatten auf dem ganzen älteren Zeitraum in Nordeuropa sollten das Licht betonen, das mit Petrarca und den Medici aufstrahlt. So wurde Burckhardt der wuchtige Verstärker einer aus kirchenfremder Aufklärung und von Goethe herstammenden Strömung, die den alten kirchlichen Vorurteilen mächtig zu Hilfe kam, indem sie den Fortschrittsstolz nährte. Der Glaube, der moderne Mensch sei etwas ganz Besonderes und Ausgezeichnetes, grundverschieden von seinen Vorfahren und ihnen in jeder Hinsicht überlegen, dieser unhistorische und wirklichkeitsfremde Optimismus, der unserer Eitelkeit so verführerisch schmeichelt, feierte tagtägliche Triumphe in den einmütigen Bekenntnissen fast aller öffentlich Meinenden, und die Germanisten und Prähistoriker, die durch ihre Quellen und Funde eines anderen belehrt waren, hatten dieser erdrückenden Mehrheit gegenüber einen schweren Stand. Kein Wunder schließlich, daß laienhafte Mitläufer dem Faß den Boden ausschlugen und der landläufigen Verneinung ein betontes und phantastisch reich moduliertes Ja entgegensetzten.

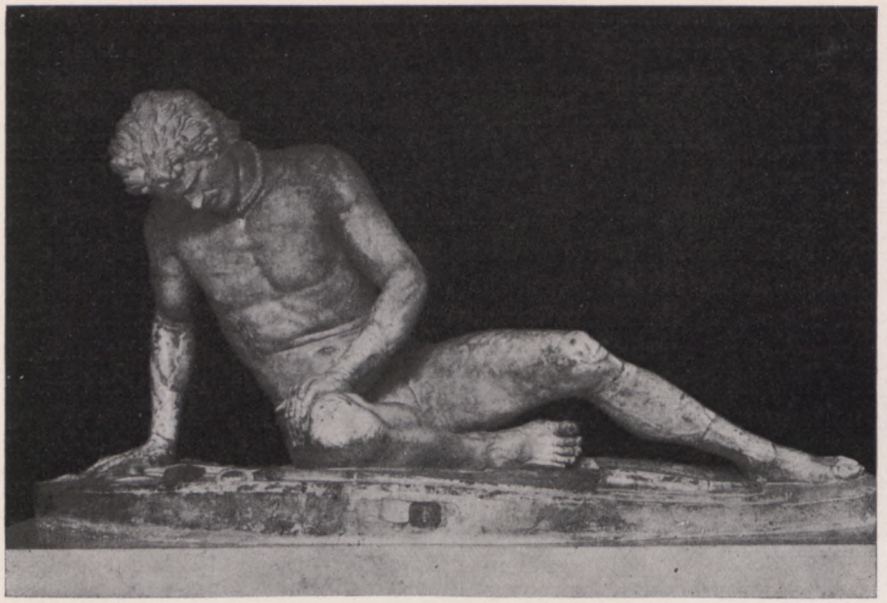
In den letzten Jahrzehnten hat sich ein Wandel zum Besseren angebahnt, die gesunde germanische Altertumskunde ist an Ansehen und Einfluß gewachsen. Gleichzeitig hat das evolutionsdogmatische Denken an Kredit verloren, und auch sonst sind fast auf dem gesamten Felde der Wissenschaften alte Begriffe ins Wanken gekommen oder doch in Frage gestellt worden. So scheint der Zeitpunkt heute nicht ungünstig für eine neue, von traditionellen Vorurteilen möglichst befreite Darstellung der altgermanischen Kultur.

Vgl. Verf., Altgermanische Kultur, Leipzig 1925 (Wissenschaft u. Bildung Nr. 208); Germanen und Kelten, Heidelberg 1929 (Kultur und Sprache Nr. 6); Liebe und Ehe bei den vorchristlichen Germanen, Leipzig u. Berlin 1932; Hoops' Reallexikon der germanischen Altertumskunde, 4 Bde., Straßburg 1911ff.

II. BEVÖLKERUNG UND WIRTSCHAFT

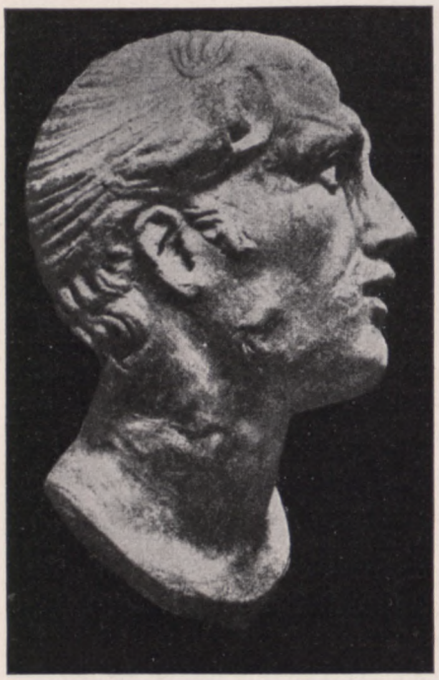
Tacitus nennt die Germanen eine eigenartige, rassenreine und nur sich selbst ähnliche Volkseinheit. Daher, fährt er fort, ist das leibliche Äußere trotz der großen Zahl bei ihnen allen dasselbe: die Augen trotzig und dunkelblau, das Haar rötlich-blond, der Wuchs hoch.

Wer, der je Europa in Augenschein nahm, erkennte nicht in dieser Skizze sogleich den Menschentypus, der heute noch in Nordeuropa stark überwiegt und insbesondere dem niederdeutsch-niederländisch-flämischen Sprachgebiet westlich der Elbe, der jütischen Halbinsel und den meisten Gegenden des östlicheren Skandinavien, den Ostseeinseln und dem Rande Finnlands das Gepräge gibt? Die wesentliche Richtigkeit der taciteischen Beschreibung ist deshalb um so weniger zu bezweifeln, als die genannten Gegenden — einschließlich der später slawisierten Südküste der Ostsee — die älteste (an Ortsnamen und anderem), erkennbare Heimat der Germanen darstellen, die sich von dort südwärts über andersrassigen Boden ausgebreitet haben, so daß Mittel- und Süddeutschland ungleich stärker mit dunklen, kleingewachsenen Elementen gemischte Bevölkerung aufweisen. Diese Südwanderungen sind aus allbekannten klimatischen und wirtschaftlichen Gründen ganz plausibel, und wie sie uns in



4. Der sterbende Gallier (Gladiator). Rom, Museo Capitolino.

der sogenannten Völkerwanderungs- und in der Wikingzeit für viele Stämme und Scharen der Germanen bezeugt sind, so wußte schon die sorgsam gehütete, alte Tradition der Druiden, daß auch die Kelten Galliens und Südeuropas aus den meerumspülten nordöstlichen Landen jenseits der Rheinmündungen stammten. Die Kelten aber sind die nächsten Stamm- und Sprachverwandten der Germanen innerhalb der großen indogermanischen Familie. Während Inder, Perser, Griechen, Italiker und die anderen entfernteren Völker indogermanischer Zunge in tiefgrauer Vorzeit aus dem Norden ausgewandert und sehr stark, manchmal bis zur Unkenntlichkeit, mit den älteren Bewohnern ihrer geschichtlichen Wohnplätze durchsetzt, ihres nordischen Ursprungs sich kaum erinnern und ihn nur undeutlich zur Schau tragen, wußten die Kelten, die letzten, unmittelbaren Vorläufer der südwärts drängenden Germanen nicht nur noch davon, sondern es zeugen auch davon die nördliche Lage ihres historischen Siedlungsgebietes und alle Berichte über ihr rassisches Gepräge. Der älteste von diesen ist der des zweihundert Jahre vor Tacitus schreibenden griechischen Ethnographen Poseidonios von Rhodos, des ersten Schilderers auch der Germanen. Er nennt beide Nordvölker hochgewachsen, gelbblond und „wild" von Gemütsart, schreibt jedoch den Germanen höhere Grade dieser Eigenschaften und ausnahmslosere Herrschaft derselben zu, so daß er sie als die „echten" oder idealen Kelten bezeichnen kann: deutliche Hinweise auf die gemeinsame nördliche Wurzel von Kelten und Germanen und auf die älteren Bewohner der keltischen Länder als Ursache des Abgewichenseins der Kelten von dem reinen Typus, den die zurückgebliebenen Germanen bewahren. Plastische Keltenbilder wie der berühmte „sterbende Gallier" (Abb. 4) scheinen zu zeigen, daß die kriege-



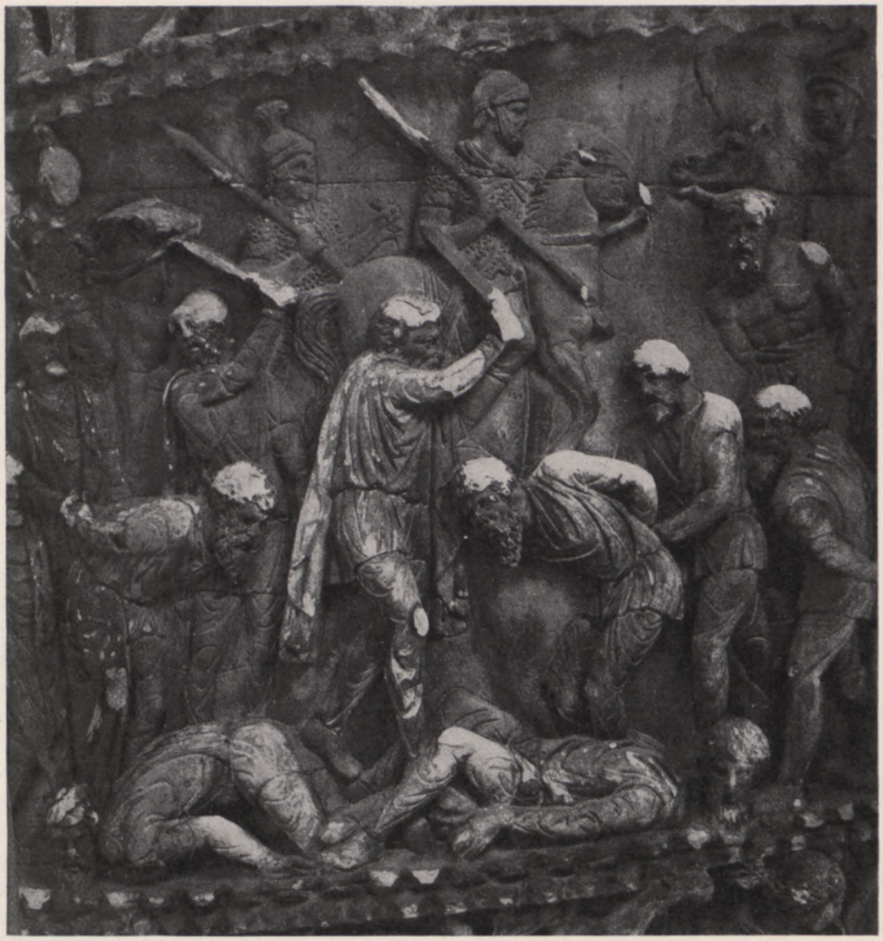
5. Schwerverwundeter Germane, wahrscheinlich Bastarner. Marmorbüste. Brüssel, Cinquantenaire-Museum.

Marcus-Säule, Rom, Piazza Colonna (29 m hoch).

Zum Andenken an die Siege des Kaisers Marcus Aurelius Antonius (161—80) über die Markomannen und andere germanische und nichtgermanische Volksstämme mit Darstellungen aus diesen Kriegen.

rische Oberschicht der Kelten den Germanen zum Verwechseln ähnlich sah.

Man kann die Rassen- und Bevölkerungsverhältnisse auch anders darstellen, und in der Tat werden sie meistens anders dargestellt (so neuerdings in den vielgelesenen Büchern von Hans F. K. Günther, die das Verdienst haben, auf Grund erstaunlicher Belesenheit Kenntnisse in angenehmer Form zu verbreiten, dadurch Interesse zu wecken und so künftiger wissenschaftlicher Klärung der behandelten Fragen vorzuarbeiten), nämlich auf Grund der Knochenfunde, der Schädelmessung und archäologischer Folgerungen, während wir uns an die Schriftquellen und daneben an die Plastik hielten. Vergleicht man die Schädel, so ergeben sich Unterabteilungen, von denen die Schriftquellen nichts wissen. Umgekehrt liefert der Spaten niemals Augenfarben und fast niemals Haar- und Hautfarben; belehrt dafür aber über Gefäßformen, Schmucklinien, Bestattungssitten und deren regionale Unterschiede. Die Prähistoriker pflegen letztere mit Völker- oder Rassengrenzen gleichzusetzen und gelangen so und mittelst der Schädel zu einer Mehrheit von Rassen schon in sehr früher Zeit auf einem Gebiete, wo die Griechen und Römer nur eine Rasse kennen, die germanische oder nordische. Insbesondere lehrt man, daß zur Steinzeit in Nordeuropa zwei Bevölkerungen zusammenstießen und sich durchdrangen, die Hünengräberleute und die Streitaxtleute, und man will aus diesem urzeitlichen Mischungsprozeß sowohl jüngere Typenwechsel wie sprachliche Befunde erklären und Poseidonios und Tacitus eines Besseren belehren. Daß dies nicht angeht, dürfte schon darum einleuchten, weil die Gleichsetzung archäologischer Kulturkreise mit Stammgebieten oder Rassenlandschaften keinen Nichtarchäologen überzeugen kann und schwerlich je einen solchen überzeugt hat. Sehen wir doch in geschichtlicher Zeit und heutzutage die Typen sämtlicher materieller Kulturgüter ohne Rücksicht auf Völker- und Staatsgrenzen sich verbreiten, und besteht doch nicht der leiseste Grund, anzunehmen, daß dies jemals in der Vorzeit anders gewesen sei. Günstiger als mit den Kulturresten steht es mit den Knochenresten, insonderheit den Schädeln. Unterschiede der Schädelform und des Körperbaues sind natürlich Rassenunterschiede, und wenn sich um den Beginn unserer Zeitrechnung solche Unterschiede zeigen, so ergibt das eine Ergänzung zu der Rassenkunde der Alten; umstoßen, widerlegen kann es sie jedoch nicht. Daß die Germanen der Römerzeit und schon früherer Jahrhunderte



6. Germanische Edle werden enthauptet. Relief von der Markussäule in Rom. Alle Edlen ohne Mantel, den sie wohl des Strafvollzugs wegen abgelegt haben. Auch die Vollstrecker des Urteils sind Nichtrömer.

7. Quaden suchen die Römer an dem Überschreiten eines Flusses zu hindern. Rom, Markussäule.
Eiche und Buche versinnbildlichen waldige Gegend. Germanen geringen Standes tragen Steine in ihren gefranzten Mänteln und bedrohen den römischen Kaiser, der am jenseitigen Ufer steht.

nicht lauter Langschädel waren, sondern auch meso- und brachykephale Typen sich unter ihnen befanden, das macht Tacitus, obgleich er kein Wort verliert über Schädel- oder Gesichtsformen, leicht vergessen. Aber es gibt kein Recht, seinem Satz ,,das Äußere ist bei ihnen allen dasselbe" die wesentliche oder durchschnittliche Richtigkeit zu bestreiten.

Ebensowenig bildet Schuchhardts Hypothese von der westeuropäischen Urheimat oder die Überlegung, daß der Mensch sich in Nordeuropa erst nach dem Rückgang der großen Vereisung eingefunden haben kann, Einwände gegen Tacitus' Meinung, die Germanen seien Ureinwohner ihrer Länder, da Zuwanderungen dorthin so unwahrscheinlich seien. Denn der Abstand zwischen dem Ende der Eiszeit und dem Beginn der geschichtlichen Nachrichten ist so ungeheuer weit, daß die Einwanderung in den Norden außer Betracht bleiben darf. Er reichte hin, damit Himmelsstrich und Landesart der indogermanischen und germanischen Menschheit den ,,nur sich selbst ähnlichen" Stempel aufdrückten, mit dem sie uns entgegentreten.

Von den Hypothesen über die Herkunft der Germanen und die indogermanische Urheimat ist die soeben skizzierte nordeuropäische die beste; denn sie macht die Dinge am besten begreiflich. Damit ist, wohlgemerkt, nicht behauptet, daß sie das letzte Wort über die Probleme sei. Neue Funde und neue, überzeugende Gedanken könnten diesen ein anderes Gesicht geben. Aber ohne Zweifel sind die Aussichten hierfür ungünstig, weil schon sehr reichliche Mühe auf die Angelegenheit verwendet wurde und die nordeuropäische Hypothese nicht nur die beste, sondern eine sehr gute Lösung ist; sie scheint nämlich kaum Schwierigkeiten übrig zu lassen und kann daher wirklich befriedigen.

Daß ein Unterschied ist zwischen befriedigenden und endgültigen Antworten der Wissenschaft, wird in Laienkreisen oft nicht verstanden. Die Naiven halten alles für endgültig, was die Wissenschaft lehrt, weil sie dieser die Unfehlbarkeit zutrauen, die Pius IX. für die Kirche Gottes beanspruchte, und kommt ihnen irgendwie der Glaube an eine solche Endgültigkeit abhanden, so werden sie leicht an der Wissenschaft irre, oder sie beginnen doch Urheber und Anhänger der erledigten Lehre ohne weiteres geringzuschätzen. Ganz anders gewisse unnaive Laien. Diese glauben überhaupt an keine Endgültigkeit, weder an erreichte noch an erreichbare, weil sie keine Lösung anerkennen, die nicht durch ein ,,weltanschauliches Apriori" bedingt sei, also durch einen subjektiven Faktor, der das Objektive — falls es ein solches gebe — rettungslos verändere oder verfälsche, und sie erblicken daher die Lehren der Wissenschaft ungefähr auf einer Linie mit mehr oder weniger schönen und gefälligen Melodien, Dichtungen oder Farbensymphonien. Diese Leute — nicht die naiven Autoritätsverehrer, deren Verehrung so leicht ins Gegenteil umschlägt — sind die eigentlichen Feinde der Wissenschaft, wenn sie es auch meist nicht wissen. Denn sie verneinen das Ideal der Wissenschaft, die Gewißheit, nach der sie heißt, indem sie Verachtung der Millionen schöner, interessanter und ganz unzweifelhafter empirischer Gewißheiten predigen und so tun, als sei eine letzte Formel für das Weltganze oder die Lüftung des letzten Geheimnisses — also ein vermutlich unerreichbares Ziel — das einzige, was den Schweiß der Edeln lohne. Sie erheben damit die Problematik auf den Thron und beweihräuchern sie unter langen, wohlklingenden Litaneien als höchste Göttin, ein Kult, der nur benebelnd und verwirrend wirken kann, während die Wissenschaft offene Augen und klare Intelligenzen braucht.

So fordert sie auch Klarheit über den Unterschied des Gewissen und des Wahrscheinlichen oder des Endgültigen und des Befriedigenden. Daß die Erde ein kugelähnlicher Körper ist, vom Monde umkreist wird und mit diesem ihrem Trabanten eine elliptische Bahn um die Sonne beschreibt, ist gewiß und längst endgültig festgestellt. Daß die Urheimat der Indogermanen in Nordeuropa lag und die Germanen ihren teils dort verbliebenen, teils über ihre Grenzen geströmten Überrest darstellen, ist wahrscheinlich, eine Hypothese, die befriedigender ist als ihre Mitbewerberinnen.

Wir müssen auch dieser gedenken, weil sie noch zahlreiche Anhänger haben. Es sind ihrer zwei: die asiatische und die südosteuropäische Hypothese.

Jene beruht auf der Lehre der Genesis über die Ausbreitung der Menschen nach der Sintflut und hatte lange eine scheinbare Stütze an der Altertümlichkeit der vedischen und Sanskritsprache und an dem hohen Alter der indischen Literatur. Man erblickte nämlich in den Göttern, Götterfabeln und Gebeten, welche die älteste Schicht dieser Literatur enthält, die urindogermanische Religion und im Sanskrit die indogermanische Ursprache und meinte, daß beide unfern der vorderindischen Halbinsel zu Hause sein müßten, da sie dort so gut bewahrt seien, und angesichts gewisser altindischer Nachrichten über die Einwanderung der Arier aus dem Nordwesten verlegte man die Urheimat in die Gegend der Hochebene von Pamir, von wo Persien und Europa ähnlich leicht erreichbar scheinen wie das Gangesland; sind doch auch die Hunnen von den Abhängen des Hindukusch bis nach Frankreich gelangt. Als vor etlichen Jahren in Innerasien die Denkmäler des Tocharischen auftauchten, eines neuen indogermanischen Idioms, sahen einige darin eine Bestätigung der asiatischen Hypothese.

8. Mark Aurel. Rom, Markussäule. Dem Kaiser werden zwei abgeschlagene Germanenköpfe gebracht, ein noch lebender germanischer Gefangener in langen Hosen wird an den Haaren herbeigeschleppt. Im Gespräch mit dem Kaiser befindet sich ein Germane.

In Wirklichkeit hat diese jedoch äußerst schwache Stützen. Die Altertümlichkeit des Sanskrit hat sich als viel geringer erwiesen, als sie anfänglich eingeschätzt wurde, und enthüllt sich der heutigen Sprachforschung immer mehr als weithin trügerisch, und auch die vedische Götterwelt hat ihren urzeitlich paradiesischen Glanz verloren. Doch auch wenn Sprache und Weisheit der Inder der Ursprache und Urreligion näher stünden als die aller anderen Indogermanen, so würde daraus nichts folgen über die Nähe oder Ferne der Urheimat von Indien; denn wie z. B. die isländische Literatur und Sprache, verglichen mit denen Norwegens, veranschaulichen, kann Ursprüngliches in der Ferne besser sich halten als in der Nähe. Der geschichtliche Vergleich mit Hunnen, Ungarn, Mongolen, Türken ist ohne Beweiskraft, weil dies nomadische Reitervölker waren, die Urindogermanen dagegen nach Ausweis der vergleichenden Grammatik ein pflügendes und säendes Bauernvolk. Von einem solchen Volke ist nicht zu erwarten, daß es kalte, unfruchtbare Gegen-

9. Titelblatt vom Atlas zu Rudbecks „Atland" 1679, mit dessen Bildnis.

den aufsucht, zumal in der alten Zeit, wo die Erde noch viel Raum für alle hatte. So gehen denn auch die Umsiedlungen der alten Ackerbauer, von denen wir historisch wissen, — von einzelnen Rückwanderungen wie derjenigen der Eruler von Ungarn nach Schweden abgesehen —, immer in nordsüdlicher Richtung vor sich. Warum sollte die indogermanische Ausdehnung in anderer Richtung erfolgt sein? Es war die Jahrhunderte währende, fast ausschließliche Herrschaft der Bibel über die Geister, welche die Lehre vom Pamirplateau und von Innerasien als der Wiege, wie der Menschheit, so auch der Indogermanen aus sich gebar und ihr eine lange Herrschaft sicherte, und die absolute Autorität der Bücher Mose als Geschichtsquelle ist, bei Licht besehen, ihre einzige Grundlage. Damit war die Verbindung von asiatischer Herkunft und Nomadentum von Anfang an gegeben. Der Fortschritt der Wissenschaft ist längst über diese kindlichen Träume hinausgelangt.

Seitdem der große schwedische Gelehrte Olof Rudbeck der Ältere (1679) mit kopernikanischer Kraft des Umdenkens die Nordeuropathese geschaffen hatte, standen Morgen und Mitternacht, Orient und Nordstern einander als Gegner und Mitbewerber gegenüber. Lange hatte Asien das Übergewicht. Aber in den letzten zwei bis drei Menschenaltern, die auf allen Gebieten gewaltige Erweiterungen des Gesichtskreises herbeigeführt haben, wendete sich das Blatt auch in der Urheimatfrage, und Indiens und Asiens bevölkerungsgeschichtlicher Glanz verblaßte mehr und mehr. Eines der Anzeichen hiervon, gleichsam ein Rückzugsgefecht war die südosteuropäische oder südrussische Hypothese, ein geographischer Kompromiß zwischen Hindukusch und Ostseestrand, noch südlich, aber schon europäisch orientiert. Kompromißlösungen haben zwar oft diplomatische Vorzüge, aber seltener sachliche. Der These von der südrussischen Heimat der Indogermanen geschieht kein Unrecht, wenn wir feststellen, daß man aus sachlichen Gründen niemals hätte auf sie verfallen können, nicht einmal aus scheinbar sachlichen wie den alttestamentlichen Erzählungen, welche die asiatische These nahelegten.

In dem Gesagten ist enthalten, daß die Fragen nach der Urheimat und nach der ältesten Wirtschaft eng zusammenhängen. Die Urheimat wird auch aus wirtschaftlichen Gründen Nordeuropa gewesen sein, und die Urwirtschaft ergibt sich auch aus der Geographie.

Beidemale handelt es sich nicht allein um die Germanen, sondern um die ältesten Indogermanen überhaupt. Wenn die Germanen derjenige Indogermanenstamm sind, der in der

gemeinsamen Urheimat am längsten zurückblieb, so folgt, daß auch die älteste Wirtschaftsform bei ihnen am besten erkennbar sein wird. Denn da die Wirtschaft von Boden und Himmelsstrich ähnlich abhängt wie die Rasse, so sind bei den fernhin Ausgewanderten stärkere Veränderungen, wie der Menschenart, so auch der wirtschaftlichen Verhältnisse zu erwarten als bei den Daheimgebliebenen, und Siedlungsweise und Nahrungswesen der Süd- und Südostvölker haben weit weniger Anspruch auf Ursprünglichkeit als die nordeuropäischen Verhältnisse. Da die Wirtschaft gleichsam die unterste Kulturschicht ist, auf der als der Nahrung beschaffenden und dadurch Dasein und Dauer des Volkstums ermöglichenden alles sonstige Leisten und Schaffen beruht, so kommt der altgermanischen Kultur als Ganzem ein hervorragender, nicht zu übersehender Beispielswert für die indogermanische Altertumskunde zu. Wem z. B. an den ältesten Zuständen der Griechen oder der Inder gelegen ist, der muß eben darum den germanischen Quellen seine Aufmerksamkeit schenken, auch wenn er sie an sich nicht betrachtenswert findet und die südlichen Befunde ihm interessanter scheinen. Zunächst gilt dies aber von der Wirtschaft.

10. Titelkupfer zu Olof Rudbecks „Atland". Dem Nordland entwächst der Apfelbaum der germanischen Götterwelt, Palästina die Weinrebe des Christentums.

Die altgermanische Wirtschaft umfaßte Ackerbau, Weide- und Waldbetrieb, Viehzucht, Jagd, Handel und Beutewesen — schwerlich weiteres; denn sie war fast durchaus ländlich, und was es an sonstigen gewinnbringenden Beschäftigungen gab, dürfte keine eigentlich wirtschaftliche (volkswirtschaftliche) Bedeutung gehabt haben: die Handwerker, Schiffsbauer, bildenden Künstler und Dichter waren keine Gewerbetreibenden wie heute, sondern arbeiteten für den Hausbedarf, sei es den eigenen, sei es den ihres Herrn oder Wirtes, der sie dafür zwar nährte oder belohnte, aber freiwillig und ziemlich beliebig, jedenfalls ohne die wirtschaftlichen Begriffe Arbeitslohn und Preis. Es gab Arbeitsteilung nur innerhalb der Familie oder des Hausstandes — in erster Linie zwischen Mann und Frau, wovon die Finnen noch nichts wußten — und der größte Teil der groben Tätigkeiten lag den vielfach fremdrassigen Sklaven ob, die dafür im allgemeinen nur „freie Station" genossen, wenn sie auch für Treue und ausgezeichnete Leistungen reich belohnt werden konnten, unter anderem mit der Freiheit, wodurch sie „Freigelassene" wurden (*liberti* bei Tacitus, altnordisch *leysingjar*).

Der Ackerbau, den man früher unter dem Einfluß der Nomadenlehre für einen jungen, den Römern entlehnten Kulturgewinn gehalten hat, war nach Ausweis der Quellen, der Sprachwissenschaft und der Archäologie bei den Germanen gut entwickelt, ehe sie mit den Römern in Berührung traten, und läßt sich in Nordeuropa zwei- bis dreitausend Jahre über den Beginn der geschichtlichen Zeit hinaufverfolgen. (Vgl. J. Hoops in seinem Reallexikon, Bd. I, S. 17ff.;

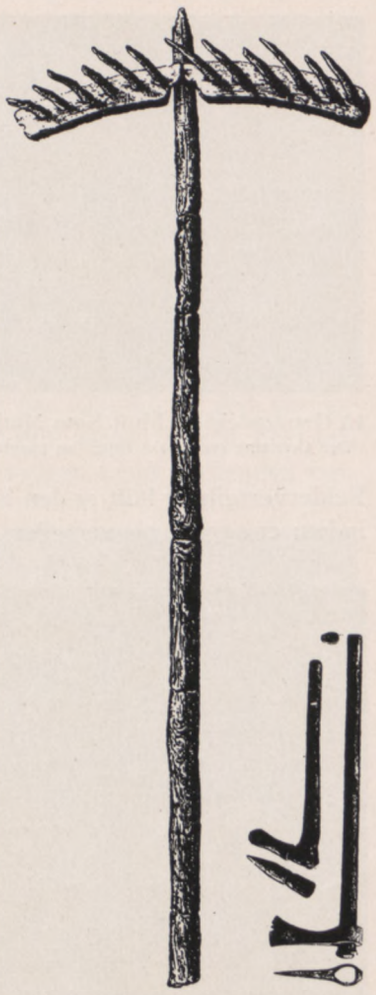
11. Schwedische Felszeichnungen bei Tegneby (Tanum, Bohuslän). Oben rechts ein pflügendes Stiergespann. (Aus Montelius, Kulturgeschichte Schwedens.)

die ältere Annahme z. B. bei E. Gibbon, Decline and Fall of the Roman Empire, ed. Bury, Bd. I, S. 244.) Besonders lehrreich hierfür ist der Umstand, daß die altgermanischen Namen für „Pflug" und „Furche" (altnordisch *arðr*, angelsächsisch *furh*) in anderen indogermanischen Sprachen wiederkehren (z. B. im Lateinischen: *aratrum*, *porca*). Er zeigt nämlich, daß bereits die Urindogermanen nicht etwa sogenannten „Hackbau" trieben, sondern ihre Felder richtig pflügten mittelst eines von Zugtieren (vermutlich besonders Ochsen) gezogenen Gerätes, des „Pflügewerkzeugs" (*aratrum*, *arðr* ist Werkzeugbezeichnung auf *-tro-* zu *arare*, *erja* „pflügen"), welches Funde und eine der Felsritzungen im schwedischen Bohuslän als hölzernen Hakenpflug von stattlicher Länge erweisen, und welches lange, geradlinige Furchen zog. Wahrscheinlich bezog sich der alte Sinn des Wortes *recht* (lat. *rectus*, vgl. *rectangulus* und *rechtwinklig*) auf diese geraden Furchen und das ihren Enden rechtwinklig vorgelegte Endstück des Ackers; der Landbau ergab die Grundbegriffe der Geometrie ebenso wie das Getreide zum Brotbacken, zur Morgengrütze und zum Viehfutter. Sämtliche heute in Nordeuropa bekannten Getreidearten sind altgermanisch, und weder sie selbst noch ihre Namen sind als von den Römern oder anderswoher entlehnt zu erweisen.

Daß Umfang und Erträgnisse der alten Landwirtschaft nicht etwa geringfügig waren, geht unmittelbar aus den Quellen und mittelbar aus den Volkszahlen hervor, welche die Berichte der Alten über Kimbern, Teutonen und ihre Nachfolger, wenn nicht nennen — denn sie

übertreiben gewiß manchmal —, so doch voraussetzen. Es fehlte auch in dem wald- und sumpfreichen Germanien keineswegs derart an urbaren Strecken, daß geographische Gründe Zweifel an dem Gesagten erregen könnten. Weite Ackerbaubezirke waren das „Feld" der Langobarden in Ungarn und die „allgrünen Felder" an der Donau, welche nach dem Alten Atliliede der Edda die Burgunden auf dem Wege zu Etzels Burg durchritten, ferner die gotischen Lande in der fruchtbaren Ukraine. Aber auch in den Stammgebieten fehlte es nicht an agrarischen Inseln. Wenn die „Heime" der Völkerschaften zum größeren Teil Almende gewesen sein werden, der kleinere Teil bestand aus den Äckern, von denen Caesar und Tacitus so deutlich melden. Selbst in dem steinigen Skandinavien, dessen Ackerboden noch heute nur einen kleinen Bruchteil seiner Fläche ausmacht, gab es an vielen Stellen Schonens, Gautlands, Upplands, Norwegens uralte Bauernsiedlungen mit zum Teil weiter Flur.

Welches aber war die Verfassung der altgermanischen Bauernschaften? Hierüber herrscht Streit, der Streit um die Agrarverfassung oder den „Agrarkommunismus" der Urgermanen, der ausgegangen ist von den Aussagen des Caesar (Bell. gall. 4, 1 und 6, 22) und Tacitus (Germ. 26) über die jährliche Verteilung der Ackerlose durch die Behörden der „Markgenossenschaft". Diese Aussagen sind nicht nur zum Teil recht unbestimmt und widerspruchsvoll, wie man sie genannt hat, sondern auch zu schematisch, um glaubhaft zu sein. Nehmen wir die einheimischen Quellen hinzu, insbesondere die altnordischen Berichte über bäuerliches Wirtschaften und Besitzergreifung von neuem Lande, so erscheinen die antiken Schilderungen vollends als ungenügend, und etwa folgendes Bild stellt sich heraus:



12. Hölzerne Harke aus dem Nydamer und 2 eiserne Beile mit Holzstielen aus dem Torsberger Moor. (Montelius a.a.O.) 1/15.

Am Anfang steht die Privatwirtschaft des einzeln siedelnden Haushalts, der ein Stück der großen Weideflur unter den Pflug genommen hat, um Brot, Bier, vielleicht auch Körnerfutter für das Vieh zu gewinnen, und der gern jedes Jahr ein neues Stück in Angriff nimmt, da jungfräuliche Steppe besseren Ertrag verspricht als Stoppelfeld und herrenloser Boden reichlich zur Verfügung steht. Bei Zusammensiedlung kam es infolge starker Beschränkung der Weide durch die vielen Ackerparzellen, die zu Streitigkeiten führte, und wohl auch in Rücksicht auf bequemere Bearbeitung zum genossenschaftlichen Zusammenlegen der Äcker, also zu gemeinsamer jährlicher Inangriffnahme eines größeren Gebietes und dessen jährlicher Verteilung, ein Vorgang, der auch da stattfand, wo mit vereinten Kräften neues Land in der Fremde erobert war, und der vermutlich hierin letztlich sein Vorbild hatte. Das genossenschaftlich-kameradschaftliche Element in der alten Agrarverfassung scheint in der Tat — wie schon Max Weber, J. Hoops u. a. gesehen haben — kriegerischer Herkunft zu sein. Ob dasselbe von dem jährlichen Felderwechsel gilt, ist fraglicher. Caesar, aus dem man dies herauslesen wollte, sagt nur, daß die Germanen kriegerisch-volkserziehe-

13. Gerstenfeld am Fluß. Rom, Markussäule.
Der Germane rechts ein Edler im langen Mantel.

rische Gründe dafür anführten (6, 22); das mögen Gründe gewesen sein, weshalb man den Brauch beibehielt, nicht seine Entstehungsgründe. Denn neben dem genossenschaftlichen ist der individuelle Faktor nicht zu übersehen, den Caesar allerdings ignoriert, der aber bei dem feiner und unbefangener beobachtenden Tacitus deutlich hervortritt und im Altnordischen durchaus das Feld beherrscht. Die Sagas kennen nämlich nur private Ackerwirtschaft von großen und kleinen Eigentümern, Pächtern und anderen Hintersassen, und Tacitus gedenkt desselben Wirtschaftstypus in seiner schönen und unmittelbar überzeugenden Skizze der individuell gegliederten germanischen Kulturlandschaft (Germ. 16), ja auch bei der Felderverteilung läßt er den individualistisch-aristokratischen Gesichtspunkt eine Rolle spielen, indem er sagt: „sie verteilen das Land unter sich nach dem Ansehen der Einzelnen" (Germ. 26), d. h. die Angeseheneren werden bevorzugt. Entsprechendes hören wir über die Ackervergebungen, welche große Landnehmer in dem zu besiedelnden Island ins Werk setzten. Stammen der Flurzwang und die Gemengdelagen und Gewannen mittelalterlicher und neuzeitlicher Dörfer von der alten Felderverteilung ab, so der in sich geschlossene ländliche Privatbesitz von dem anderen Typus der alten Agrarformen, der als der freiere dem germanischen Individualismus besser angepaßt erscheint. Aber auch der genossenschaftliche lag, so stark er von jener Solidarität

14. Frauen, Ziegen und Rinder als germanische Kriegsbeute der Römer.
Rom, Markussäule.

zeugt, die mit Individualismus durchaus vereinbar ist, den neuzeitlichen Postulaten demokratischer Gleichheit und Gleichberechtigung aller sehr fern — man kann sagen: weltenfern.

15. Hausschwein. Schwedische Felszeichnung in Himmelstadlund. (Aus „Werke der Urgermanen" X.)

Wichtiger für die Volksernährung als der Körnerbau waren nach den Aussagen mehrerer alten Berichterstatter Weide- und Viehwirtschaft. Schon Poseidonios berichtet von dem reichlichen, aus gebratenem Fleisch bestehenden Morgenfrühstück, durch das sich die Germanen seiner Zeit auszeichneten wie noch heute die Engländer, und Caesar läßt ihre Nahrung größerenteils aus Milch, Käse und Fleisch bestehen, also aus den Erträgnissen der Viehzucht und der Jagd. Auch Tacitus spricht nur von wildem Obst, frischem Wildbret und „geronnener Milch" (worunter am ehesten das isländische *skyr* zu verstehen ist). Wie schon die gemeingermanischen Wörter *Brot*, *Laib* und *backen* zeigen, darf aus diesen Aussagen nicht geschlossen werden, daß das, was sie verschweigen, nicht vorhanden war. (Vergleiche auch Hoops Reallexikon I, S. 330f.) Aber ein Überwiegen der Fleisch- und Milchnahrung ist um so glaubhafter, als noch heute, im Gegensatz zu den reichlichen Gebäcken und sonstigen Pflanzenspeisen des Südens, der Norden ausgesprochen nach dieser Richtung neigt. Dazu kommen die vielen Zeugnisse für Vieh-, namentlich Rinderhaltung und für die Liebe des germanischen Bauern zu seinen Tieren. Den Friesen wurde von den Römern ein drückender Tribut an Ochsenhäuten auferlegt, Ochsen und Kühe mit vergoldetem Gehörn sind die Freude des Riesen in einem Eddaliede, Stiere ziehen den Hakenpflug des Bohusläner Felsbildes und gehen als verwandelte Söhne der Göttin Gefjon

16. Schafe und Rinder der Germanen (174 n. Chr.). Rom, Markussäule. Germanische Edle werden gefangen abgeführt. Ein römischer Krieger sticht einen Germanen nieder.

BIBLIOTEKA UNIWERSYTECKA W TORUNIU

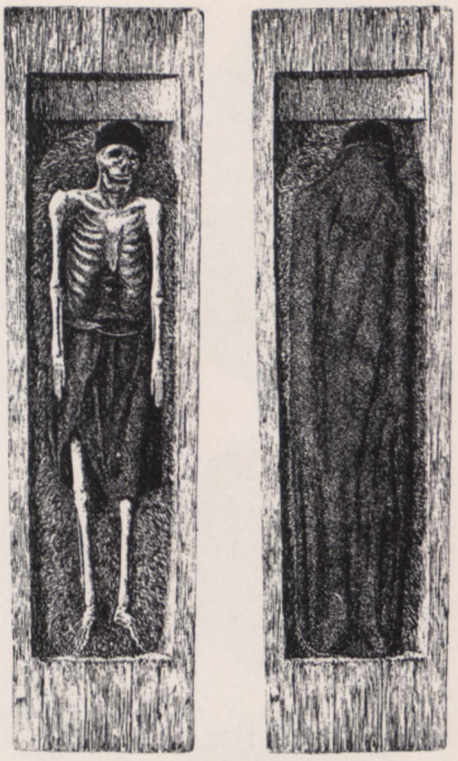
17. Frauenjacke mit Ärmeln und Brustschlitz aus Schafwolle mit wenigen eingesponnenen Hirschhaaren, scheinbar aus einem Stück gearbeitet. Rock aus Wollzwirn und reichlich versponnenem Hirschhaar. Aus einem Grabe bei Borum Eskøj (Amt Aarhus). Zusammengehalten wird der Festrock durch einen 2,46 m langen Leibgurt.

18. Kunstreich geflochtenes Haarnetz aus Schafwollzwirn (Borum Eskøj).

und eines starken Thursen feuerblickend und -schnaubend vor der breiten Grasflur, die jene bei der Mälarmündung aus Schweden herauspflügt und zwischen Großem Belt und Öresund als Seeland neu verankert. Wie unter anderem die Dichtung von Jung-Siegfrieds Roßwahl zeigt, kamen Pferde vielfach noch wild vor. Gezähmte Pferdeherden setzt der Heliand voraus, wenn er die biblischen Hirten, welche die nächtliche Erscheinung des Engels erleben, *ehu-skalkos* — Pferdeknechte — nennt; die Roßweide bei Nacht kommt auch sonst in deutschen Landen vielfach vor. Nach den Tausenden von Schafen auf ihren Klippen heißen die Färöer, und auch des isländischen Bauern wertvollster Besitz war und ist die Schafherde, deren Wolle ihn und die Seinen ebenso kleidet wie schon die Germanen der Römerzeit, deren Gebrauch von Tierfellen und, was die Frauen betrifft, von Leinen nicht überschätzt werden darf; in der altnordischen Poesie ist nur die Fürstin die leinen- oder flachsgeschmückte, während, wie die Prosa zeigt, die gewöhnlichen Weiber in Wadmal gingen — auch darin zeigt sich das Übergewicht der Viehhaltung über die Feldbestellung. Als das niedrigste der nutzbringenden Haustiere galt das zwar nützliche, aber schmutzige und vornübergeneigt grunzende Schwein. ,,Schweinehirt", auch ,,Ziegenhirt" waren Scheltworte, und als Rolf Krake den ihn verfolgenden Schwedenkönig dazu gebracht hat, daß er sich im Sattel niederbeugt, um mit der Speerspitze die Goldringe aufzuheben, da verhöhnt er ihn: ,,Zum Schwein beugte ich den, der der Schweden mächtigster ist!" Doch war der starke und kampfgewaltige Eber auch ein Symbol der Mannestugend, man trug sein metallenes Bild auf Helmen, um den Feind zu schrecken, ,,Eberhard" und andere Mannsnamen wurden von ihm abgeleitet, und eins der stabreimenden Wörter für ,,Held" oder ,,Fürst" lautet *Eber* (altnordisch *jǫfurr*).

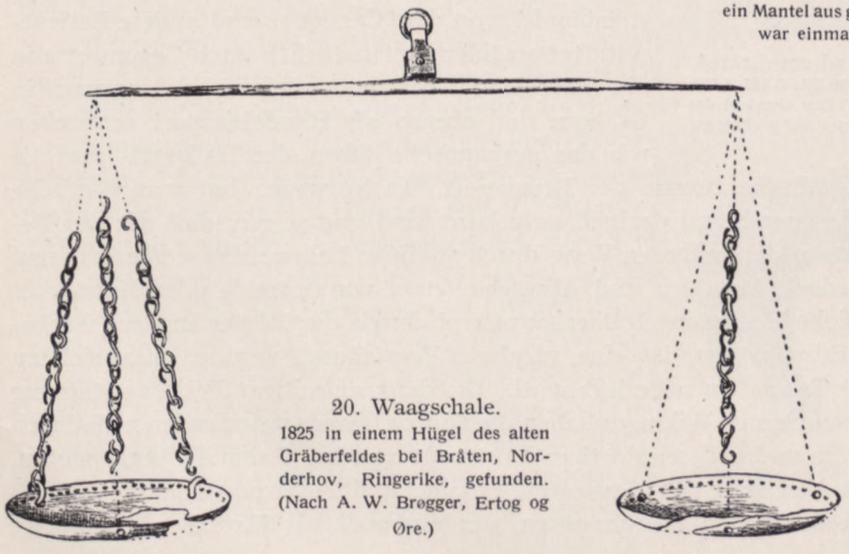
Nach einem schönen Wort des Tacitus erschien es den Germanen verächtlich, mit Schweiß zu verdienen, was man mit Blut erwerben kann (Germ. 14). Auch nach den einheimischen Quellen stand friedliche Arbeit in geringerem Ansehen als die kriegerische und ihr ähnliche — etwa auf stürmischer See —, bei der heile Glieder und das Leben selbst aufs Spiel gesetzt werden mußten. Es war also ehrenvoller, dem Hunger oder der Landnot durch Beutezug oder bewaffneten Überfall auf ein Nachbarland abzuhelfen als durch Roden des Waldes oder durch Steigerung der Erträge von Acker oder Stall. Man wollte lieber ehrenvoll fallen als bei mühseligem Schuften im Frieden alt werden, und der Ruhm lockte mehr als träges Wohlleben. So erklären sich die Völkerwanderungen und die Beutezüge, deren typischen Verlauf wohl zuerst Caesar

geschildert hat (Bell. gall. 6, 23), die aber auch in den heimischen Quellen, besonders den altnordischen, hell beleuchtet vor uns liegen. Wenn Tacitus es ausspricht, daß dem germanischen Fürsten der Stoff für seine Freigebigkeit durch Kriege und Raubzüge geliefert werde, so denkt er an die sommerlichen Unternehmungen tatenlustiger Gefolgschaften, als deren Anführer uns im Norden „Seekönige" (*sækonungar*) erscheinen, denn dort spielten sich wie bei Friesen, Sachsen und Franken die Dinge zu Wasser und an fremden Küsten ab. Außer Landes aber mußte das Ziel liegen, mochte ein Fürst an der Spitze stehen oder ein privater Zweckverband sich in Bewegung setzen. Plündern innerhalb des eigenen Landes (der *civitas*) war verboten und anrüchig. Denn die Fehden — die „inneren Kriege" (*interna bella*), wie Tacitus sie nennt — gingen nicht auf Habe, sondern auf das Leben, bezweckten keine Bereicherung, sondern Wiederherstellung der Ehre und waren also ohne wirtschaftliche Bedeutung, während die von Beutezug und Krieg sehr hoch veranschlagt werden muß, da sie Vieh, Kriegsgefangene, goldene Ringe und andere Schätze als Beute und als Lösegeld in Menge eingebracht haben werden.

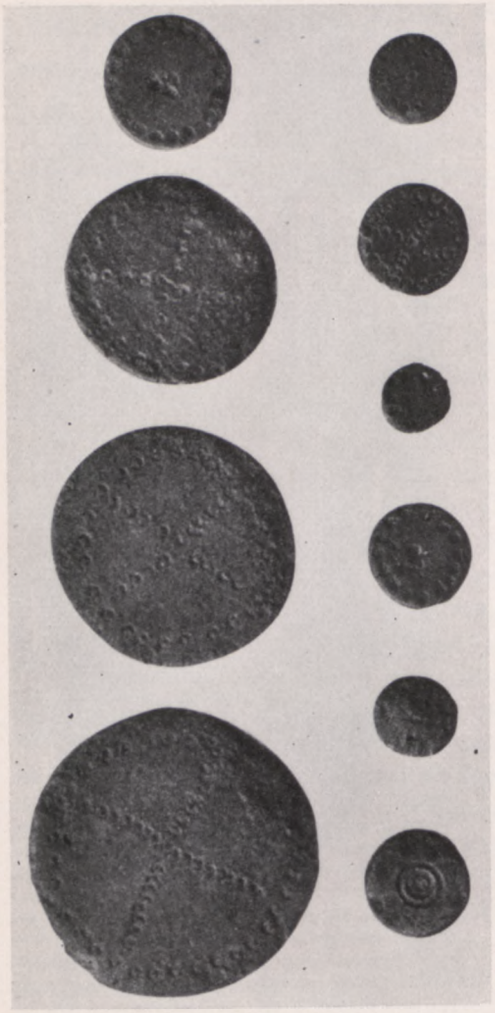


19. Sarg aus einem Eichenstamm (Borum Eskøj). Die Kiste ist 2,7 m lang, oben 64 cm, unten 59 cm breit, oben 28 cm, unten 23 cm hoch. Die unverbrannte Leiche des 40—50 Jährigen trug eine Schafwollmütze mit reichlichem Hirschhaarbeisatz von ovaler Form. Um die Lenden saß ein Schurz aus Schafwolle mit reichlich eingesponnenem Haar, gehalten von einer langen Wollschnur. Über der Leiche lag bis zu den Augen und an den Seiten untergestopft ein Mantel aus grobem Wollstoff. Das Haar der Leiche war einmal blond, der Bart war abrasiert.

Doch bei weitem nicht alle fremden Wertstücke, die nach Germanien kamen, waren Kriegserrungenschaften. Denn es gab seit ältester Zeit auch friedlichen Warenaustausch, Handelsverkehr, sowohl innerhalb Germaniens wie mit dem westlichen und südlichen Ausland (siehe die reichhaltigen Darstellungen von W. Stein, R. J. Whitwell und A. Bugge bei Hoops, Reallexikon Bd. II, S. 373ff.). Allerdings kommt zunächst kein Geldhandel in Betracht — Geld im Sinne der Münze verdankte man erst den Römern —, sondern Tauschhandel. Doch kennen die nordischen Quellen ein Mittelding: Handel, bei



20. Waagschale.
1825 in einem Hügel des alten Gräberfeldes bei Bråten, Norderhov, Ringerike, gefunden. (Nach A. W. Brøgger, Ertog og Øre.)



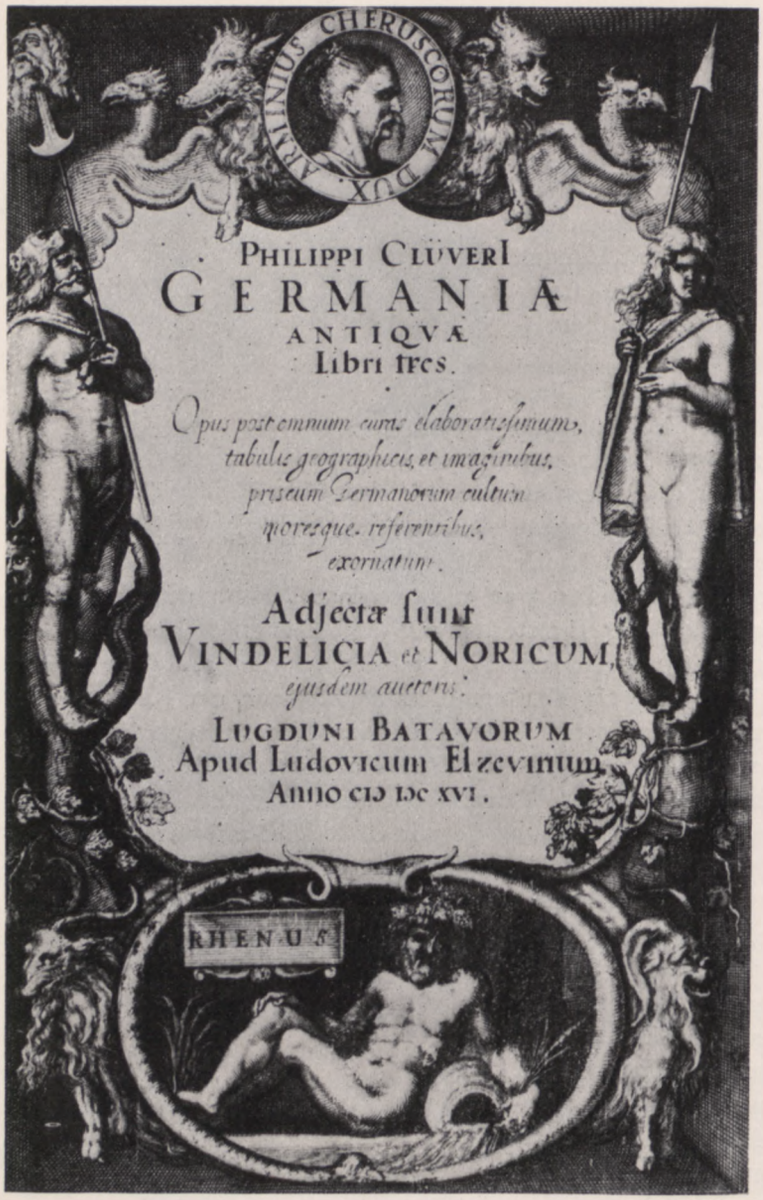
21. Gewichte aus dem Grabfund von Bråten. Die Gewichte wiegen 79.372, 53.011, 26,381, 5.543, 3.750, 2.941, 2.611, 2.086, 1.314 und 0.955 g. Das Gewicht des alten Øre (aureus, scil. nummus) betrug 26.8 g (Brøgger a. a. O.).

dem der Preis in „Kuhwerten" (*kúgildi*), „Ellen Wadmals" oder „Mark Silbers" vereinbart wird, also in Einheiten von landläufigen Gebrauchsgütern oder in Gewichteinheiten des genannten Metalls, wobei zwischen den drei Wertmessern ein festes Wertverhältnis bestand, so daß sie einander vertreten konnten. Auf diese Weise werden nicht bloß Wergelder entrichtet, sondern auch Kaufsummen für Liegenschaften, für Schiffe und Schiffsanteile und für mancherlei kleinere Handelsgegenstände. Auch die Südgermanen scheinen diese oder derartige Zahlungsmittel besessen zu haben. Das altgermanische Wort für „kaufen" (got. *bugjan* = engl. *to buy*) und das uralte *feil* (zu griech. *πωλέομαι*, altnord. *falr*, mit Verbum *fala*, *falaði*) können sich kaum ausschließlich auf Tauschhandel bezogen haben. Wenn in der Römerzeit jenes einheimische Zeitwort teilweise durch *kaufen* ersetzt wird — eine Ableitung von lateinisch *caupo* „Marketender" —, so mag das mit der Einführung geprägter Münzen durch römische und andere fremde Kaufleute zusammenhängen. Wie tief auswärtige Händler in Germanien eingedrungen waren, zeigen Lehnwörter wie nordisch *öre* (aus lat. *aureus*, scil. *nummus*) und *Wein*: letzteres müssen schon die Goten aus ihrer schwedisch-gotländischen Heimat mit nach Ostpreußen gebracht haben. Eine belebte Handelsstraße ging die Weichsel hinab nach Gotland, und ihr Verkehr hat hunderte kufischer (arabischer) Münzen im Boden jener Insel hinterlassen. Der Bernsteinhandel, von dem Cassiodor und andere Berichterstatter erzählen, hat natürlich auch Gegenwerte in die Ostseeländer gebracht. Römische Glaswaren in Gräbern sind ebenso als Handelsimport anzusehen wie das germanische Eisen der Hallstatt- und La Tène-Zeit und wie die nordische Bronze der Bronzezeit. In Norwegen hat man römische Gewichtsätze gefunden, die annähernd dezimal aufgebaut sind und zeigen, daß wie das Bezahlen, so auch das Abwägen der teilbaren Ware durch südliche Lehrmeister verbessert und verfeinert wurde. Daß jedoch Bezahlen und Abwägen (etwa von Getreide oder Metall) als solche oder gar der friedliche Besitztausch überhaupt erst durch die Römer in das „barbarische" Germanien eingeführt wären, ist eine veraltete Vorstellung, vor der man sich zu hüten hat, weil sie durch Tatsachen widerlegt wird. Die dank einseitiger Berichterstattung als blutdürstige Wilde verschrieenen Wikinger haben die Kultur Irlands unter anderem dadurch befruchtet, daß sie in Dublin und anderen dortigen Küstenplätzen den Seehandel begründeten, und diese Heiden sind die Vorläufer der Hanseaten, Spanier und Portugiesen nicht bloß als kühne und kluge Pioniere der hohen See geworden, sondern auch als Kaufleute.

22. Hengst aus Messing als Münze.
Gefunden in Saxlund bei Stange (Hedemarken). 202.56 g schwer (Brøgger a. a. O.).

Wenn die altgermanische Kultur den Beute- und Eroberungszug und andererseits den Fern- und Nahhandel nebeneinander aufweist, so ist diese Polarität nichts für sie Bezeichnendes, denn bekanntlich findet sie sich auch in vielen anderen Kulturen, so in der altgriechischen und in der des neueren Europa. Allerdings besteht gegen diese ein wichtiger Unterschied insofern, als die Germanen zwar Krieg und Handel, ferner Jagd, Handwerk, Kunst, Dichtung und öffentliche Amtstätigkeiten kannten, aber keine berufsmäßigen Militärpersonen, Kaufleute, Jäger, Handwerker, Künstler, Dichter und Beamte. Der Professionalismus, das Expertentum der Stadtkulturen war ihnen fremd. Der Germane war Bauer und Krieger in einer Person, verstand sich aber meistens auch aufs Zimmern und Schmieden, trieb gelegentlich Handel und beherrschte die Regeln und Kniffe der Jagd, der Fischerei, der Seefahrt; zuweilen war er außerdem Dichter oder bekleidete ein öffentliches Amt als Gesetzsprecher oder Priester. Auch die abhängigen Leute und die Sklaven waren keine Berufstypen. Der junge Isländer, der auf Reisen geht, erntet auf diesen Ruhm als Wiking, gewinnt ein Vermögen als Kaufmann und wird nach der Heimkehr ein Bauer jener vielseitig tätigen und interessierten Art, welche die Sagas uns an klassischen Beispielen schildern. Was jeder war und vermochte, verdankte er Eltern und Vorfahren oder auch der Erziehung im Hause eines mächtigeren Gönners oder eines Klienten. Denn Schulen gab es nicht, weder solche, die allgemeine Bildung vermitteln oder Persönlichkeiten entwickeln wollten, noch irgendwelche Fachschulen. Man bedurfte solcher Einrichtungen nicht neben der hochentwickelten Haus- und Familienüberlieferung, die Geschichte, Länderkunde, Theologie, Moral, Gesetzeskunde, Dichtkunst, Weltweisheit und mancherlei Handfertigkeiten von den Vätern her vermehrend überlieferte. Natürlich war dieses Familienwissen und -können auch in den günstigsten Fällen geringer als der ideale Inhalt eines Abiturientenexamens, schon weil die fremden Sprachen und die exakten Wissenschaften im modernen Sinne ganz oder nahezu fehlten, und dementsprechend fehlten Kulturleistungen wie die unserer geschulten Ingenieure, Gelehrten und Schriftsteller. Die hiermit gegebene Unterlegenheit der alten Kultur meint vielleicht einer oder der andere, der sie für primitiv oder nicht nennenswert erklärt. Sie ist unleugbar. Doch darf sie nicht dahin mißverstanden werden, daß die Germanen z. B. keinen Handel oder vollends keinen Ackerbau getrieben hätten oder ohne geistige Interessen gewesen wären. Solche Mißverständnisse beruhen auf einem allerdings naheliegenden Anachronismus: man denkt sich die heidnischen

23. Ochse aus Messing.
Gefunden in Ski (Akershus) 103.80 g schwer. Der Stempel H bezieht sich wohl auf die Münzhoheit König Håkons V. (Brøgger a. a. O.).



24. Titelblatt zu Philipp Clüvers „Germania antiqua", Leyden, Ludwig Elzevier, 1616.

Vorfahren als ebensolche einseitigen Berufsmenschen, wie man vielleicht selber einer ist, freilich den Begriff des Berufes erweiternd, so daß es auch eine Art Profession wird, ungeschulter „Wilder" oder „Barbar" zu sein. Die Wirklichkeitsfremdheit solcher Begriffe kann schon allen denen leicht aufgehen, die während des Krieges Gelegenheit hatten, russische Gefangene bäuerlicher Herkunft zu beobachten. Manche unter diesen meist analphabetischen Leuten bekundeten eine Vielseitigkeit handwerklichen Könnens und eine körperliche und geistige Anstelligkeit, die in unserer spezialisierten Kultur auffielen und um die mancher sie beneiden konnte. Obgleich die russischen Bauern andere Eigenschaften besitzen, die sie von den heidnischen Germanen stark unterscheiden, kann die erwähnte Virtuosität die Erhabenheit auch des altgermanischen Bauern über professionelle Enge gut veranschaulichen. Wer möchte leugnen, daß solche Erhabenheit Überlegenheit bedeutet? Und wer wird nicht zugeben, daß diese Überlegenheit der oben festgestellten Unterlegenheit die Waage hält? Die alte Kultur bot weit weniger verschiedene Möglichkeiten für Ausbildung und Bewährung des einzelnen als die unsrige und als die altgriechische Stadtkultur. Aber die gebotenen Möglichkeiten wurden durchschnittlich besser ausgenützt — schon weil ihre Ausnutzung leichter war —, und ihre geringere Zahl gestattete noch erschöpfende und virtuose Personalunion. Während heute niemand mehr die ganze vorhandene Kultur geistig, geschweige praktisch, beherrscht, die Kultur vielfach als Druck und Fessel empfunden wird und nachdenkliche Bücher über das Unbefriedigtsein in ihr geschrieben werden können, war die alte Kultur nicht nur geistig, sondern auch praktisch

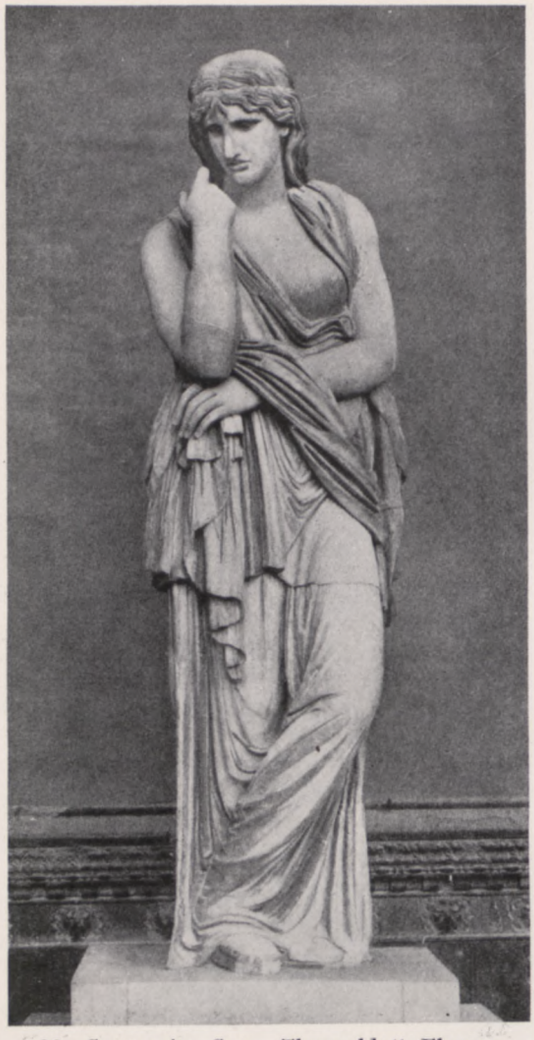
voll beherrschbar, sie drückte und fesselte schwerlich mehr, als allgemein gebilligt wurde, und statt die Menschen unbefriedigt zu lassen, gab sie ihnen vielseitige, überprofessionelle Entfaltungsmöglichkeit für ihr Können.

Daß sie auch weit mehr Freiheit für die Triebe gewährt hätte, welche Freud meint, wenn er das Unbefriedigende unserer Kultur beklagt, ist eine alte These, der gleichwohl schärfste Skepsis entgegengebracht werden muß. Schon Philipp Clüver in seinem Germaniakommentar (1616) glaubte an schrankenlosen, unverhüllten Geschlechtsverkehr bei den heidnischen Germanen (wenn er auch nicht gerade an Ödipuskomplexe gedacht haben dürfte), und daß der Aggressionslust keine oder sehr schwache Hemmungen im Wege standen, ist ein Bestandteil der weitverbreiteten Barbarenideologie. Das anschließende Kapitel über Familie und Gesellschaft wird über diese Mißverständnisse aufklären. Schon hier aber, wo von der Bevölkerung zu handeln ist, muß das eine gesagt werden: nach dem einhelligen Zeugnis aller alten Quellen und zahlreicher neuerer Befunde liegt der germanischen Volksart (der nordischen Rasse) gewalttätiges oder sexuelles Sichgehenlassen von Natur ungleich ferner als anderen; die germanische Sittlichkeit, welche die Volksart spiegelt und steigert, ordnet alle ihre Gebote der Ehre unter, und zwei ihrer Forderungen, die Tapferkeit und die Ritterlichkeit, sind als Akte der Selbstbeherrschung gemeint. Völker und Rassen sind nicht in allem gleich, sondern in wesentlichen Stücken ungleich, und diese Ungleichheit prägt auch die Kulturen.

25. Bronzefigur eines Germanen mit Rock, Gürtel und Hose. Arolsen, Fürstl. Sammlung. (Fehrle, Erläuterungen zu Tacitus.)

III. FAMILIE UND GESELLSCHAFT

Die altgermanische Gesellschaft besteht aus Familien, nicht aus Individuen, denn das Individuum gehört der Gesellschaft erst durch die Familie an, deren dienendes Glied es ist. Dabei ist unter Familie etwa das zu verstehen, was die Römer darunter verstanden, also Haus- und Wirtschaftsgenossenschaft mit der „Herrschaft" — der Herrensippe — als Kern und Krönung. Die Familien waren das Konkrete, das Lebenswirkliche. Gesellschaft dagegen (im soziologischen Sinne) ist ein Abstraktum, und die altgermanischen Sprachen haben dafür kein Wort. Sie kennen als größere Einheiten, oberhalb der Familie, nur die staatlich-organisatorischen wie Dinggemeinde, Völkerschaft, Heer, Reich. Wenn wir gleichwohl von altgermanischer Gesellschaft sprechen und somit in die alte Welt einen ihr eigentlich fremden Begriff hineintragen, so geschieht es, weil eine Anzahl altgermanischer Lebenserscheinungen sich nicht gut anders zusammenfassen läßt, nämlich erstens alle nicht-staatlichen Berührungen und Beziehungen der Familien untereinander, zweitens alles das, worin sich die ständischen Gliederungen zeigen, also Ehe, Verschwägerung, Freundschaft, Fehde und andererseits Dinge wie Adel, Freiheit, Freilassung, Sklaverei. Wie namentlich die Ehe veranschaulicht, hängt dies alles mehr oder weniger eng mit der Familie zusammen. Familie und Gesellschaft bilden mithin eine natürliche Einheit und gleichsam die Unterlage für das im nächsten Abschnitt ausführlich zu Behandelnde: Recht und Staat.



26. Germanin. Sog. ,,Thusnelda", Florenz, Loggia dei Lanzi.
Haarband, Schleiertuch, Ober- und Untergewand.

Nirgends tritt die Enge dieser Einheit so hervor wie bei der Eheschließung, die den wichtigsten Fall auf einem hochwichtigen Gebiete darstellt, dem der Geschlechterbeziehungen und der Sexualität. Wir wollen hiermit beginnen und glauben dadurch einem gerade heutzutage besonders lebhaften Interesse entgegenzukommen.

In seiner feinsinnigen und warmen Charakteristik der germanischen Ehen sagt Tacitus (Germania, Kapitel 19): ,,Niemand lacht dort über Laster, und verführen und sich verführen lassen nennt man dort nicht das Zeitgemäße." Der bittere Seitenblick auf Rom, der das ganze Buch prägt, ist an dieser Stelle besonders deutlich. Man hat ihn längst bemerkt, und der tiefe Unterschied zwischen germanischer Reinheit und Treue und südlicher Sittenlosigkeit ist ein alter Bildungsartikel, wenn auch sehr viele nicht mehr an ihn glauben, da ihnen die wesentliche Gleichheit aller Menschen vorschwebt. Tacitus und die ganze Antike waren anderer Ansicht. Auch andere alte Schriftsteller rühmen die nordische Keuschheit, die sie damit als etwas die Germanen Auszeichnendes anerkennen. Daß es bedeutende Unterschiede in dieser Beziehung gibt, und zwar im Allgemeinen zwischen Nord und Süd, aber auch zwischen Abendland und Morgenland, kann niemand leugnen, der wirklich belesen oder wirklich welterfahren ist. Neapel ist nicht Mailand, Mailand nicht Stockholm. Die Erotik der Neger, die uns neuerdings so eindrucksvoll nahegebracht wurde, ist etwas sehr anderes als das Liebesleben der Nordleute in den Sagas, und der Widerwille, den unzählige Nordeuropäer gefühlsmäßig gegen das Alte Testament und gegen die überwiegend auf Beobachtungen an Orientalen und Südosteuropäern gebaute Psychoanalyse empfinden, hat geographische und rassische Gründe. Natürlich bedeutet auch die Umwelt etwas. Die Römer, deren Verdorbenheit den edlen Cornelius schmerzte, waren Großstädter, die Germanen Bauern. Aber daß die Siedlungsweise — oder ,,Kulturhöhe", wie einige dafür sagen — nicht den Ausschlag gibt, veranschaulichen Neger, Erzväter, Araber und Türken. Es besteht also gar kein Grund, dem Tacitus zu mißtrauen oder den Bildungsartikel von der germanischen Reinheit außer Kurs zu setzen, mag er oft genug von Gedankenlosen mißbraucht worden sein, und mag er auch ein Lob der Germanen bedeuten.

Denn wer Lob verdient, weil er sich vorteilhaft auszeichnet, den dürfen wir loben, und kein Urteil ist möglich, ohne daß Lob oder Tadel anklingen, ohne Werten. Auch wer sich vornimmt, ganz ,,objektiv",

wertefrei, zu schildern, wird das nicht durchführen können, da er innerlich doch wertet, und auch eine nahezu wertefreie, scheinbar ganz unbeteiligte, „impassible" Darstellung wird andere zum Werten anregen. Das braucht der Wahrheit keinen Abbruch zu tun, denn es gibt nicht nur subjektive Werte, sondern auch objektive. Zu letzteren gehören Keuschheit und Treue, die von allen als Pflichten oder Ideale bejaht werden, auch von denen, die sie durch ihr Handeln verleugnen oder — wie anscheinend Sigmund Freud — des sonderbaren und bedauernswerten Glaubens sind, daß es sie auf Erden kaum oder gar nicht gebe, ferner von solchen, die in den sexuellen Betätigungen am liebsten etwas rein Physisches sehen möchten, gleichartig der Sättigung und dem Durststillen. Auch Trunksucht und Völlerei gelten allgemein als minderwertig, so gewiß Essen und Trinken notwendige Verrichtungen und erlaubte Genüsse sind, und so gewiß mancher Säufer erblich belastet ist, wodurch sein freier Wille aufgehoben scheinen könnte, während anderen die angeborene Natur die Mäßigkeit und das schöne Ebenmaß im Leben überhaupt derart erleichtert, daß keinerlei Verdienst ihrerseits ins Spiel zu kommen scheint. Auch die anscheinend oder wirklich verdienstlose Leistung wird bewundert und als wertvoll und vorbildlich anerkannt. Die germanische Reinheit und Treue blieben lobeswürdig, auch wenn sie bloße Natureigenschaften wären wie Weißhäutigkeit, Blondheit und — ich würde fortfahren: die schöne Dunkelbläue des Auges, wenn ein Auge ohne Seelenausdruck denkbar wäre. Wie sollte das geschlechtliche Verhalten, das von so großer menschlicher und soziologischer Tragweite und dessen rein physische Beurteilung Sache grauester Theorie einiger Modernen ist, nicht erst recht seelisch-sittlich betont gewesen sein?

27. Germane im Pelzmantel. Rom, Vatikan. Triumphalrelief.
Das eine Feldzeichen trägt eine Ebergestalt, rechts die von Tacitus als für die Germanen charakteristisch hervorgehobene Framea. Der Kopf ist ergänzt, vielleicht doch eine Keltendarstellung.

So meint es Tacitus, der ein scharfblickender, lebenskundiger Mann war. Man lese seine Kapitel 17 bis 20 im Zusammenhange! Keine Seite der germanischen Sitten möchtest du mehr loben als die geschlechtlichen und das Eheleben, heißt es in Kapitel 18. Und schon Caesar sagt: „Die Jünglinge, die am längsten keusch bleiben, tragen das höchste Lob davon; man glaubt, es komme dem Wuchs und der Muskelkraft zugute. Vor dem zwanzigsten Jahre mit Weibern sich abgegeben zu haben, gilt als äußerst schimpflich" (Bell. Gall. 6, 21). Hier ist von den Werturteilen der Germanen selbst die Rede, mit denen der Verfasser sich nicht identifizieren zu wollen scheint — schreibt er doch kühl und feindselig über die gefürchteten Gegner —, denen er jedoch mit keiner Silbe widerspricht, offenbar widerwillig anerkennend.

Die innengermanischen Zeugnisse bestätigen die der fremden Beobachter. Zwar ziehen sie keine Vergleiche; sie erklären das germanische Leben nicht ausdrücklich für sittenstrenger als das der Südländer oder anderer Völker; aber das würde uns auch nicht helfen, denn Eigenlob stinkt, d. h. es ist nicht nur unschön, sondern auch verdächtig; das taciteische und sonstige antike vergleichende Lob kommt dagegen aus fremdem Munde und verdient schon darum Glauben. Die germanischen Quellen liefern aber das Material zu Vergleichen, die wir selbst vornehmen können. Besonders lehrreich ist eine Gegenüberstellung der altnordischen Lebensurkunden mit den altirischen, die durch die bahnbrechende Arbeit des verstorbenen Keltisten

28. Gefangene Germanenfamilie. Sarkophagrelief. Rom, Villa Ludovisi.

Heinrich Zimmer in so helles Licht gerückt sind. Obgleich die unverkennbare Neigung der altirischen Erzähler zum Übertreiben die Dinge stark zuspitzt (worin gleichfalls ein Beitrag zur vergleichenden Völkerpsychologie gelegen ist), duldet es keinen Zweifel, daß das altkeltische Leben viel zügelloser war als das altgermanische, und zwar in der geschlechtlichen Sphäre ebenso wie in der blutigen. Ein irischer Held kann nach unmäßigem Gelage fünfzig Männer köpfen und ebenso viele Weiber schänden. Dies und dergleichen hat im Altnordischen und überhaupt im Germanischen zwar Gegenstücke, aber solche von tiefer, bezeichnender Verschiedenheit. In den Sagas wird öfters erzählt, wie Berserker oder Riesen einem Bauern, vereinzelt auch einem Fürsten (so dem Schwedenkönig in der Dichtung von Hjalmar und Ingeborg)seine Tochter abtrotzen wollen. Zuweilen gelingt es dem Riesen, das Mädchen zu entführen und bei sich zu behalten, meist aber leistet die Sippe erfolgreichen Widerstand, oft überwindet ein willkommener junger Helfer den Eindringling im Zweikampf und wird mit der Hand der Jungfrau belohnt. Also im Germanischen ist nicht wie bei den Iren und anderswo der Held ein gewalttätiger Don Juan, sondern die Gewalttat geht von Berserkern und Riesen aus, also von niedrig gearteten Wesen, die außerhalb der Gesellschaft stehen, sie ist trotzdem singularisch und nicht pluralisch, entsprechend der Abwesenheit eigentlicher Vielweiberei, sie geht fast nie auf kurzen Rausch, sondern in der Regel auf dauernden Besitz, und das Weib widersetzt sich charaktervoll und folgt nur dem, der ihr gefällt. Es sei nicht verschwiegen, daß ritterliches Werben um Frauengunst in Fabeln wie Perseus und Andromache im Altirischen ebenfalls vorkommt, wie es häufig ist im stark keltisch bedingten Ritterroman. Man stelle sich den Unterschied der Literaturen und der Rassen (Irland hat vermutlich negerhafte Urbevölkerung) nicht zu groß vor! Auch kennen die altgermanischen Gesetze das Notzuchtverbrechen und entwickeln eine Art Kasuistik unerlaubter Übergriffe gegen Frauen. Derartiges ist also vorgekommen. Nach einer Stelle bei Tacitus (von den *corpore infames*) und Andeutungen in den Sagas gab es Männerliebe, und einige Nachrichten weisen auf Sodomie. (Vgl. Müllenhoff, Altertumskunde 4, 242f. und 301--315.) Alles dies muß aber selten gewesen sein, da die Bezeugungen so vereinzelt sind, viel vereinzelter als in südlicheren Überlieferungen, den eigentlichen Herden von Indecenz und Pornographie, und daß die germanischen Dichtungshelden, im Gegensatz zu anderen, frei sind von sexuellen Makeln. Die lehrreichen Hauptbeispiele sind Sigurd und Brynhild: auf der Werbungsfahrt, die er für den Freund unternommen, ruht er drei Nächte lang neben dessen Braut, der vom Schicksal ihm selber bestimmten Brynhild, und hat sein scharfes Schwert zwischen sie beide gelegt; und als er später sich hinreißen läßt, der Geliebten trotz ihrer Ehe einen Antrag zu machen, da weist sie, die ihn wiederliebt, ihn stolz und schroff zurück, da sie nicht zwei Männer in einer Halle haben wolle. So erzählt die Wölsungasaga altisländ-

29. Gefangene Germanen. Von einem Konsulardiptychon aus Elfenbein. 1. Hälfte des 5. Jahrh. Halberstadt, Domschatz.
Die Frauen mit ärmellosen Hemdröcken, unterhalb der Brust gegürtet. Runder, sechseckiger Schild, Scramasax mit Scheide, Köcher mit Pfeilen.

dischen Versen nach. Der Abstand einer Brynhild und einer Kriemhild von welschen Heldinnen wie Isolde und Laudine, denen die Gattentreue wie ein Wahn verraucht vor der schnell aufflammenden Leidenschaft, hat man oft bemerkt und mit Recht bedeutsam gefunden. Bezeichnend ist auch, daß die provenzalische Fabel vom Kastellan von Coucy in ihren vielen germanischen Fassungen fast durchweg den Ehebruch zum bloßen Verdacht verflüchtigt. Dazu stimmen die scharfe Verurteilung und strenge Bestrafung der Ehebrecherin, wovon Tacitus, der Ditmarsche Neocorus, altdänische Gesetze und andere Zeugnisse berichten, die Seltenheit der Ehebrüche und des Streites um Frauen in den Sagas und die deutliche Verwerfung vorehelicher Liebschaften ebendort. Die Lebensbilder der Sagas sind so reich und tragen so unverkennbar den Stempel wesentlicher Wahrheit, daß das Verhältnis von Regel und Ausnahme, welches sie aufweisen und das die Regel so ausgesprochen triumphieren läßt, der Beurteilung der Wirklichkeit zugrunde gelegt werden darf. (Näheres hierüber in meinem Vortrage „Germanisches Ehe- und Liebesleben nach den altnordischen Quellen", Zschr. f. deutsche Bildung VI [1930]; vgl. auch die Literaturangabe oben S. 7.)

Die Regel ist für das gesamte altgermanische Geschlechts- und Liebesleben diese: seine Form und Norm ist die Ehe. Die Erotik, die es vor und neben der Ehe gab, trat stark hinter ihr zurück und lebte gleichsam in ihrem Schatten, zwar nicht immer lichtscheu und mit bösem Gewissen — am wenigsten die vorübergehenden Verhältnisse mancher Männer zu Nebenfrauen (altnord. *frillur*, Einzahl *frilla*, mittelhochdeutsch *vriedel*) —, aber doch in der Regel ohne rechtes Genüge, da die volle Sanktionierung vor der Welt fehlte, die gemäß dem Öffentlichkeitsgrundsatz des Rechtes den Menschen Bedürfnis war. Die alten Ehen waren aber ziemlich leicht lösbar, im Gegensatz zur kirchlichen Ehe, die im Mittelalter an ihre Stelle trat. Das ist nicht verwunderlich, denn wenn die Ehe das Gefäß für die Liebe ist, muß sie dies auch in den Fällen bleiben dürfen, wo die Liebe, statt zu wachsen und lebenslang zu dauern, sich vom ersten Gegenstande ab- und einem anderen zuwendet.

Man verstehe aber den Satz „die Ehe war das Gefäß des Eros" nicht falsch, nämlich nicht so, als wäre das Erotische ihr einziger oder auch nur ihr Hauptinhalt gewesen. Vor diesem Mißverständnis kann schon Tacitus schützen, wenn er die Hochzeitssymbolik schildert:

„Damit die Frau nicht wähne, sie stehe außerhalb der Erlebnisse, die männlichen Mut erfordern, . . . wird sie durch die feierlichen Wahrzeichen gleich bei Beginn der Ehe gemahnt, sie komme als Gefährtin der Mühsale und Gefahren; im Frieden und im Kampfe werde sie dasselbe zu dulden und zu wagen haben wie der Mann. Dies bedeuten die zusammengejochten Rinder, dies das zum Kampf geschirrte Pferd, dies die Waffengabe. So soll sie leben, so in den Tod gehen. Was sie empfange, habe sie unversehrt und in Ehren an ihre Kinder weiterzugeben, ihre Schwiegertöchter sollen es erhalten, und es soll weiter an die Enkel

30. In das Moor geflüchtete Frauen widersetzen sich ihrer Gefangennahme durch römische Prätorianer, 174 n. Chr. Rom, Markussäule. Es ist nicht ganz sicher, ob es sich hier um germanische oder sarmatische Frauen handelt.

gehen im Erbgang." (Nach Eugen Fehrle, Tacitus' Germania, München 1929, S. 25.)

Also volle Schicksalsgemeinschaft zwischen Mann und Frau, wobei der Nachdruck auf dem liegt, was nicht erotisch ist. Die Frau ist nicht Weibchen, sondern Mensch; der Kamerad, die Lebensgefährtin, Mitarbeiterin; und ein starkes Freundschaftselement tritt übermächtig zu der erotischen Beziehung. Am besten sehen wir dies an altnordischen Ehen wie der des Gīsli mit Aud (in der Gīslasaga) oder der des Njāl mit Bergthora (in der Njālssaga). Beide Frauen leisten, was sie können, für das gemeinsame Hauswesen, dulden alles mit dem Gatten und sterben bzw. fallen mit ihm und für ihn. ,,Jung wurde ich dem Njāl gegeben," sagt die alte Bergthora in den Rauchschwaden des belagerten Hauses; ,,da hab ich ihm versprochen, ein Schicksal solle uns beide treffen." (Die Geschichte vom weisen Njal, übertragen von Andreas Heusler, Jena 1914 [Thule Band IV], S. 279.)

Hierzu stimmen die Motive der Eheschließung, so wie sie in den Sagas und in der Heldendichtung meistens sich darstellen. Selten handelt es sich um Liebe vom Sehen, Typus Romeo und Julie. Als Gunnar und Hallgerd, zwei prachtvolle Erscheinungen, einander zum ersten Male begegnen, da ist es schon entschieden, daß sie seine Frau wird zu seinem Verderben (Njālssaga). Viel häufiger geschieht es, daß Interesse und Wunsch durch ein Hörensagen wach werden. Man denke an Gunthers Freite um Brunhild, an Gudruns Freier, an Sigrun, die, durch Helgis Kriegsruhm gelockt, in ihrer Not zu ihm kommt, seine Liebe gewinnt und seine tragisch-unglückliche Frau wird. In den Sagas läßt der Bauernsohn sich oft vom Vater oder anderen Verwandten raten, wen er heiraten solle, und der Rat wird erteilt und befolgt auf Grund familienpolitischer Erwägungen und in Ansehung der Persönlichkeit der Braut, ob sie zum Bräutigam passen möge, wobei wohl auch eugenische Rücksichten zuweilen mitspielen. Offenbar nahm man an, wenn sonst alles in Ordnung sei, so werde die Liebe von selbst

kommen, und man behielt in der Regel recht. Besonders aufschlußreich ist der Bericht der Geschichte vom Hühnerthorir (Thule Band VIII, Jena 1922) über die Werbung des jungen Herstein, der seinen Vater zu rächen hat, um Thurid, die Tochter Gunnars, und über die Hochzeit, bei der feierliche Tatgelübde abgelegt werden, offenbar unter voller Billigung der Braut, ein Lebensbild, das bezeichnend absticht von den Epithalamien südlicher Kulturen (vgl. Deutsche Islandforschung, Breslau 1930, I, S. 16ff.). Ein idyllischeres Gegenstück dazu bildet die Eheanbahnung zwischen Sörli, dem Sohne des ostländischen Häuptlings Brodd-Helgi, und Thordis, der reichen Erbtochter von Mödruvellir. Hier gibt ausnahmsweise persönliche Bekanntschaft der beiden Jungen den Ausgangspunkt her; ihr Wunsch, einander zu heiraten, besiegt schließlich den Widerstand des Brautvaters, der eigenmächtige Liebeleien nicht gerne sieht, denn die Partie ist auch von seinem Standpunkte aus glänzend, verheißt sie ihm doch Aufstieg der eigenen Sippe. (Thule Band XI, Jena 1921, S. 141ff.)

Der Hochzeit vorauf ging die Verlobung. Wenn Tacitus in der 'Germania' von dieser schweigt, so folgt daraus nicht, daß es sie zu seiner Zeit noch nicht gab, denn seine Schilderung hat nachweisliche Lücken, und anderswo erzählt er selbst von der Thusnelda Verlobtsein mit einem andern als Arminius zur Zeit, wo letzterer sie entführte. Die Verlobung mit der ihr folgenden Wartezeit, während deren die künftigen Gatten einander wenig sehen und so gut wie niemals miteinander allein sind, paßt vortrefflich zu dem Geist der germanischen Ehe, die volle Lebensgemeinschaft ist und daher erst mit dem Eintritt dieser beginnt, nachdem die nötigen wirtschaftlichen und häuslichen Vorbereitungen getroffen sind. Wir werden sie daher beide für gleich alt halten dürfen, und da die Ehe (Einehe) in Nordeuropa in unabsehbare Vorzeit hinaufreicht, wird auch die Verlobung uralt sein. Die germanischen Quellen kennen sie von Anfang an, und namentlich die nordischen erzählen viel Bezeichnendes und Reizvolles von verlobten Paaren. Das große Beispiel für die Braut, die in außergewöhnlichen Verhältnissen lange Jahre unerschüttert und stolz dem Geliebten die Treue hält unter Opfern und Demütigungen, ist Gudrun, die Tochter König Hetels und der starken, charaktervollen Hilde.

Der Antrag, der zur Verlobung führte, wurde nicht vom Bräutigam der Braut gemacht, sondern von seinem Vater oder einem anderen älteren Angehörigen bei ihrem Vater angebracht. Dadurch wurde ein Abschlag erleichtert und vorkommendenfalls entgiftet. Es bedeutete aber nicht, daß Vater oder Eltern über den Kopf der Tochter weg entschieden. Vielmehr war es die Regel, daß ihr Einverständnis gesucht wurde, und nicht selten setzte sie ihren Willen gegen den der älteren Generation durch. Wenn Arminius Thusnelda entführt, so bedeutet dies, daß ihr Vater seine Werbung abgewiesen hatte, sie aber mit ihm sympathisierte. Entführen läßt sich auch die nordische Hild, Högnis Tochter, und Sigrun durchkreuzt den beschworenen Verlobungsplan des Vaters, indem sie zu Helgi flüchtet.

Die eddische Dichtung von Helgi und Sigrun (Edda, erster Band, übertragen von F. Genzmer, Jena 1914 [Thule Band I], S. 146ff.) ist das Hohelied germanischer Gattentreue und ehelicher Liebe. Sie darf nicht mit Wilhelm Scherer dahin mißverstanden werden, als wäre bei den ungetauften Germanen das Werben der Braut um den Mann die Regel oder auch nur etwas Gewöhnliches gewesen. Sigruns Eigenmächtigkeit zeigt freilich die Stärke ihres Willens und die Sicherheit ihres Ferninstinkts, sie bedeutet aber auch Größe und Ruhm Helgis, und diese Größe zeigt sich nicht nur in tapferen Waffentaten, sondern zuletzt noch darin, daß Lebenswille und Liebe des Helden seinen Tod überdauern und ihn heimtreiben aus Walhall zur jubelnden Umarmung mit Sigrun, eine Szene, die der Sänger in Versen von glühender Leidenschaftlichkeit und homerischer Bildpracht gestaltet, und die zugleich einen Höhepunkt germanischer Helden-

poesie und die nicht zufällig älteste Fundstelle des durch Bürger in niedrigerer Sphäre berühmt gewordenen Lenorenmotivs darstellt.

Nachdem die Edda den Kampf geschildert hat, in dem Helgi siegreich die Braut verteidigt, fährt sie (in Prosa) fort: „Helgi heiratete Sigrun, und sie hatten Söhne." Das heißt: die höchste Krönung ehelichen Glückes blieb ihnen nicht versagt. Wie Liebe und Ehe sich nach den alten Begriffen decken sollten, so deckten sie sich auch mit Fortpflanzung. Die unfruchtbare Frau — auch die unfruchtbare Geliebte — wurden dadurch herabgewertet, und die Geburt eines vielversprechenden Sohnes konnte die Stellung seiner Mutter bedeutend heben. Die Geringschätzung der alten Jungfer, über die in der Gründerzeit die Ibsengemeinde sich entrüstete, ist ein unverstandener, oft mißbrauchter Rest der alten gesunden Anschauung, der übrigens das zugrunde liegt, was Tacitus von den germanischen Mädchen aussagt: „Den Männern an Stärke ebenbürtig, vermählen sie sich in reifen Jahren, und die Kraft der Eltern kehrt in den Kindern wieder." Wie die Natur (der Adel) und der Besitz (das Odel) sich vererbten, so gingen als täglicher Ausdruck des Geschlechtszusammenhangs auch die Namen der älteren Generation auf die jüngere über, entweder unverändert als Erbe von jüngst Verstorbenen oder in einem Gliede variiert (Sigmund hat den Sohn Sigfrid, Audwini der Langobardenfürst den Sohn Albwini oder „Alboin", den Töter des Gepidenprinzen Turismod, des Sohnes des Turisind), was zusammenschrumpfen konnte zu bloßem Stabreim: Domalde — Domar — Dyggve — Dag sind vier der ältesten Glieder aus dem Stammbaum der Ynglinger, der Nachkommen des göttlichen Mannussohnes Ing.

Der göttliche Stammvater ist ein Ausdruck des Familienstolzes, der Überzeugung, daß das erbliche Können, Gelingen und Behagen einer ausgezeichneten Sippe überirdischer Herkunft sein müsse. Bekanntlich gibt es auch anderswo göttliche Ahnherren, zumal im Orient, z. B. schon bei den alten Babyloniern. Aber dort trägt die Vorstellung vielfach eine andere Betonung als bei Germanen und Griechen. Während die indogermanischen Göttersöhne und -enkel starke und erfolgreiche Erdenbürger sind, die gleichsam den höchsten Gipfel des empirischen Diesseits verkörpern, kennt der Orient den gottentstammten Messias, dessen Reich nicht von dieser Welt ist und der kommt oder kommen wird, um eine ganz neue, aller Erfahrung überlegene Friedens- und Verzichtsordnung unter und in den Menschen einzurichten, gemäß dem orientalischen Begriff von der Gottheit als dem Widerspiel oder der Verneinung der Welt; für die Germanen, und vermutlich für das Abendland von jeher, war das Göttliche nur das höchste, immanente Prinzip der Welt selber. Unsere Darstellung der Religion wird auf diesen Unterschied zurückzukommen haben. Wir stoßen aber schon hier gleich auf eine zweite seiner Anwendungen.

Weil der Gott des Germanen für ihn nichts Wesensfremdes, ihm selber Entgegengesetztes ist, sondern das erhöhte Ebenbild seiner selbst, so steht er zu ihm in einem vertrauteren, zwangloseren Verhältnis und nennt ihn nicht seinen Herrn, sondern seinen Freund. Freundschaft ist aber auch der allgemeinste Grundcharakter der germanischen Gesellschaft — nicht zwar in dem Sinne, daß jeder jedermanns Freund gewesen wäre oder allgemeine Brüderlichkeit oder Gleichheit geherrscht hätte gemäß jenen polemischen Postulaten, die 1789 als etwas bis dahin Unerhörtes an die Öffentlichkeit kamen, sondern insofern, als Despoten- und Paschatum unbekannt waren, niemand von Rangklassen, festen Ständen oder Kasten wußte, Bildungsprivilegien, Titel und Konfessions- und Parteienunterschiede nicht existierten, so daß überall, wo Menschen sich trafen, sie sozusagen rein als solche einander gegenübertraten, d. h. als einander eindrucksvoll ähnliche, dabei allerdings ungleichartige und ungleichwertige Wesen.

Die Ähnlichkeit von Ich und Du bedingt zunächst einen gewissen Grad von Solidarität und Wohlwollen, also etwas, was Freundschaft heißen kann. Erst wenn Äußerungen und Benehmen des Du aus irgendeinem Grunde dieser Anfangseinstellung zuwiderzulaufen beginnen, kann aus der Freundschaft Feindschaft entstehen und das Ehrgefühl Blutvergießen herbeiführen. Auf das Verhältnis des Herrschenden zum Abhängigen, z. B. des Hausherrn zu seinen Sklaven, angewandt, besagt dies, daß die Dienenden als Menschen, nicht als Werkzeuge angesehen wurden und im allgemeinen es gut hatten. Der Fürst hieß der Freund seiner Mannen, und sie waren seine Freunde; es ziemte sich, daß er seine Goldringe ihnen schenkte, die ihm durch Dienste lohnten, und sie nicht im Kasten aufhäufte, denn „durch Gabe und Gegengabe sollen Freunde einander erfreuen“, wie ein Eddaspruch sagt.

Diese Charakteristik der Grundstimmung der altgermanischen Gesellschaft läuft einer verbreiteten Vorstellungsweise zuwider, die bis in die Höhen der Bildung reicht. Man meint vielfach, erst das Christentum, oder gar erst die Aufklärung des 18. Jahrhunderts, habe die Germanen gelehrt, im Menschen den Menschen zu sehen. Vorher habe Krieg aller gegen alle geherrscht, blinde Feindschaft, Rauf- und Zerstörungslust habe das Leben erfüllt, und der Herrenstandpunkt der Herrschenden sei der schroffste und inhumanste gewesen, der sich denken lasse. Es ist das Barbarenpostulat einer fortschrittsstolzen Aufklärung, die, historisch ahnungslos und unkritisch, wie sie war, ihren Namen überwiegend mit Unrecht führt. Schon eine einfache Überlegung kann es Lügen strafen, und vollends tun dies die quellenmäßigen Tatsachen.

Von diesen seien einige herausgehoben!

Als die landsuchenden Kimbern auf ihrem Zuge südwärts in das Gebiet der keltischen Taurisker gelangten, trat ihnen dort, am Nordhang der Alpen, der Konsul Papirius Carbo mit einem Heere entgegen und erklärte ihnen, sie hätten es mit Rom zu tun, da die Taurisker Bundesgenossen der Römer seien. Darauf entschuldigten sich die Kimbern: davon hätten sie nichts gewußt und würden die Taurisker fortan in Ruhe lassen. Noch heute gibt in der Heimat der Kimbern und anderswo dieselbe gutmütige Anständigkeit den Ton an, die diese klassischen Worte prägt. Daß es nicht Furcht war, was die Ankömmlinge so reden ließ, sondern der Wunsch, unnötigen Streit zu vermeiden, geht aus dem sonstigen Auftreten der Kimbern hervor, so gleich aus dem, was folgte. Der römische Feldherr gab ihnen Führer mit, die ihnen Äcker und Wiesen nachweisen sollten, in Wahrheit aber sie in einen Hinterhalt führten, wo der Römer die Rastenden überfiel, um sie zu vernichten. Aber die Germanen setzten sich schnell zur Wehr, und die Legionen entgingen nur dadurch dem völligen Verderben, daß ein ausbrechendes Gewitter die Sieger hemmte, da sie darin den Zorn der Götter zu erkennen glaubten — gewiß den Zorn über das häßliche Gemetzel unter Fliehenden. Auch das verstehen wir noch heute ohne weiteres.

Jedes Zusammentreffen der Kimbern mit den Römern hebt an mit der Bitte jener um Land. Erst wenn sie abgelehnt wird, sprechen die Waffen. Als sie im Jahre 109 an der Rhone den Konsul Julius Silanus geschlagen hatten, wiederholten sie beim Senat in Rom ihre Bitte und stellten dabei sogar den Römern ihre Waffenhilfe in Aussicht. Mehr Verständigungswillen kann in solchen Situationen wohl niemand begehren. Beim Übergang auf der Brennerstraße nach Italien erobern die Kimbern ein römisches Kastell an der Etsch und gewähren der tapferen Besatzung freien Abzug — aus Freundschaft, können wir sagen, oder: ohne Haß, so wie jene Gesandtschaft an den Senat ohne Haß vor sich ging trotz reichlich geflossenen Blutes.

In dem einzigen Rest eines stabreimenden deutschen Heldenliedes, dem um 800 niedergeschriebenen Hildebrandsfragment, begegnen sich eingangs zwei bewaffnete Reiter, die einander nicht kennen, ein grauhaariger und ein junger. Obgleich die Szene an der Landesgrenze spielt, beginnt zunächst ein friedliches Gespräch, und zwar fragt der Alte, dem nach der Sitte das erste Wort zusteht, den Jungen nach seiner Sippe. Aus dessen Antwort erkennt er, daß er seinen, seit dreißig Jahren nicht gesehenen Sohn vor sich hat, und enthüllt sich ihm als sein Vater Hildebrand. Aber Hadebrand will nicht glauben, und der Dialog spitzt sich so zu, daß Kampf und tragische Katastrophe unvermeidbar werden.

Aus den nordischen Quellen ließe sich vielerlei hier anführen. In einer Saga wird erzählt, wie ein Schiff im isländischen Stromfjord liegt, vollbeladen und klar zur Abfahrt nach Norwegen. Da kommt ein Mann, der ein Reisebündel trägt, zur Landungsstelle und fragt den Steuermann, ob er ihn mitnehmen wolle. Es ist Arnbjörn, ein Sohn des Bauern Asbrand von Kamb, und sein Wunsch ist, seinem in Dänemark verschollenen Bruder nachzuforschen. Obgleich man ihn höchstens von Hörensagen kennt und eigentlich kein Raum mehr ist an Bord, wird kein Aufhebens von der Sache gemacht, und er bekommt einen Schlafraum

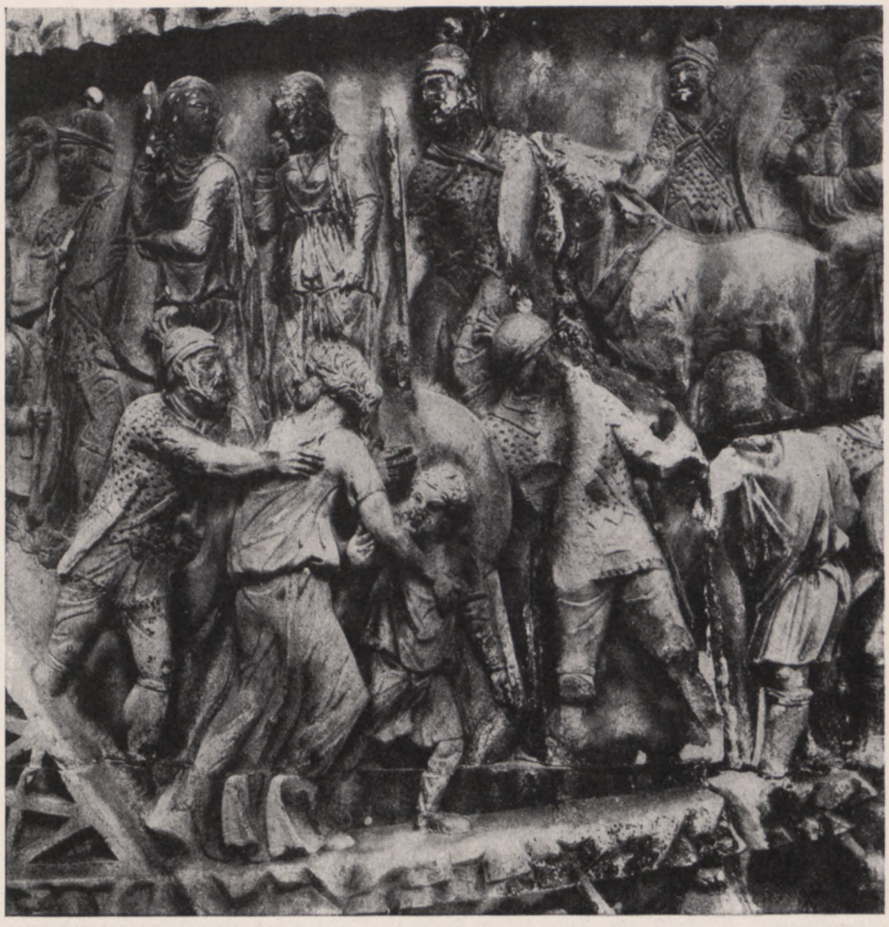
im Bug, denn ,,sie fanden seine Angelegenheit dringend". Verlust naher Blutsverwandten war ein so harter Schlag wie kaum ein anderes Mißgeschick. — Die Darstellungsweise der Sagas wurde mit Recht oft gerühmt wegen ihrer ruhigen Parteilosigkeit, ihrer objektiven, das ausdrückliche Urteil zurückhaltenden Verteilung von Licht und Schatten. Diese eminent künstlerische Haltung der alten Erzähler beruht nicht auf innerem Unbeteiligtsein oder Kälte — jener impassibilité, deren der ähnlich verfahrende Naturalist Flaubert sich rühmte —, sondern auf einem großen, menschlichen Wohlwollen, von dem auch den Feinden des Helden und sogar den Trotteln ihr gebührend Teil, ernst oder humoristisch, zukommt. Die zusammenfassende Kennzeichnung des erwähnten Arnbjörn lautet so: ,,Er war keiner von denen, die den Leuten von vornherein imponieren, schweigsam in den meisten Dingen, aber ein ganzer Mann in allen Dingen." (Die Geschichte vom Goden Snorre, übertragen von F. Niedner, Jena 1920 (Thule Bd. VII), S. 98; der oben nacherzählte Auftritt S. 96.)

Über die Stellung der Sklaven sagt Tacitus dreierlei: es gebe solche, die einen eigenen Hof zu verwalten hätten und als eine Art Pächter erschienen; selten werde ein Sklave mißhandelt oder gefesselt; doch komme es vor, daß der Herr im Zorn seinen Sklaven töte, und das sei straflos (Germania, Kap. 25). Die drei Sätze werden durchweg von den altnordischen Quellen bestätigt, welche reiche und anschauliche Belege liefern, darunter die bezeichnende Geschichte von Viga-Styr und seinen Berserkern, die in meiner ,,Altgermanischen Kultur" S. 56ff. nacherzählt und gewürdigt ist. Die Straflosigkeit der Sklaventötung bedeutet, daß der Sklave keine Verwandten hinterläßt, die für ihn rechtmäßige Rache nehmen, Wergeld fordern oder die Ächtung seines Töters vom Gericht erwirken können. Dagegen hat er einen Herrn, und wo dieser nicht selbst der Töter ist, hat er Anspruch auf Schadenersatz wie für ein ruiniertes oder entfremdetes Stück Vieh oder Gerät. Denn der Sklave ist, obgleich Mensch, doch auch Besitzstück. Diese Synthese ist dem neueren Denken abhanden gekommen und daher für viele schwer nacherlebbar und Mißverständnissen ausgesetzt, ähnlich wie die alte Einrichtung des ,,Kaufens" der Braut durch den Freier: die bedeutet schon darum nicht, daß die Frau als tote Ware galt, weil sie selbst den Kaufpreis (altnordisch *mundr*) empfing.

Die Scheidung in Freie und Unfreie war die wichtigste Standesgrenze, die durch die altgermanische Gesellschaft lief. Aber auch sie war weit davon entfernt, scharf oder unüberschreitbar zu sein. ,,In jedem Hause wachsen die Kinder halbnackt und ungepflegt in die prächtigen Glieder, die stattlichen Leiber hinein, die wir bewundern," sagt Tacitus in Kapitel 20. ,,Jede Mutter stillt ihre Kinder selbst. Herrn und Knecht kann man in der Kindheit an nichts unterscheiden: zwischen denselben Haustieren, auf demselben Erdboden leben sie, bis in einem gewissen Alter der Freigeborene sich absondert und bewiesene Tapferkeit ihn zur Anerkennung bringt." Daß Unterschiede des Blutes zwischen Herren und Sklaven bestanden, die gleichwohl das gemeinsame Aufwachsen der Kinder nicht hinderten, bestätigen nordische Quellen, so das Eddalied von Rig und der Bericht des isländischen Landnehmerbuches über König Hjör von Rogaland und seine Söhne (Altgermanische Kultur, S. 52f.). Obgleich die Sklaven durchschnittlich gering geschätzt wurden wegen ihrer sprichwörtlichen Trägheit und Feigheit, konnten manche von ihnen nicht bloß Vertrauensposten, sondern die Freiheit erringen. Schon Tacitus kennt die Rolle der Freigelassenen in den altgermanischen Gemeinwesen, und die Sagas erzählen von Fällen der Freilassung und von der den Sklaven gegebenen Möglichkeit zu eigenem Erwerb. Von dem großen norwegischen Häuptling Erling von Sole sagt die Heimskringla:

,,Erling hatte ständig dreißig Sklaven im Hause außer den anderen Dienstleuten. Er ließ sie volle Arbeit tun, gab aber jedem von ihnen, der es wünschte, außerdem Zeit und Erlaubnis, für sich selbst zu arbeiten am Abend oder in der Nacht. Er gab ihnen Ackerland, das sie für eigene Rechnung bestellen durften, so daß sie etwas verdienen konnten. Er setzte ein bestimmtes Loskaufgeld fest, viele erkauften

sich in ein oder zwei Jahren die Freiheit, und alle, in denen überhaupt Streben war, kauften sich wenigstens in drei Jahren los. Mit dem Lösegelde kaufte sich dann Erling wieder neue Knechte. Seine Freigelassenen aber ließ er teils Heringsfischerei treiben, teils anderem Erwerb nachgehen. Manche rodeten Waldland und bauten sich Häuser in den Lichtungen. Allen verhalf er so zu Wohlstand." Snorris Königsbuch, übertragen von F. Niedner, zweiter Band (Thule Bd. XV), Jena 1922, S. 43.



31. Gefangennahme von Germaninnen. Rom, Markus-Säule. Oben rechts eine germanische Vornehme mit Kind in ihrem eigenen Ochsenkarren. Die Frauen links oben tragen neben Hemd und Kleid einen Überwurf. Die zweite mit aufgeworfener Nase wohl eine Frau niederen Standes.

Solches „soziale" Wirken eines großen Herrn kann weder vereinzelte Ausnahme noch späte Neuerung gewesen sein, denn die große Zahl der Freigelassenen, die wir schon in ältester Zeit antreffen, setzt derartige Fälle voraus.

Im übrigen sind die Standesverhältnisse wenig aufgeklärt. Jacob Grimm, der sie im ersten Buch seiner Rechtsaltertümer bahnbrechend behandelt hat, belegt mit reichen Beispielen vor allem ihre Mannigfaltigkeit und Unklarheit. Etwas klarer werden sie, wenn man die nordischen Quellen stärker hinzuzieht, die Grimm nur in Auswahl berücksichtigte. Der Norden kennt zwischen den Fürsten und den sogenannten Gemeinfreien keinen bevorrechteten Adel, und in Island gibt es auch keine Fürsten; ferner sind Standesgrenzen innerhalb der Sklavenschaft — etwas, was Grimm für die Südgermanen annahm — unbekannt. Die nordischen Verhältnisse erscheinen also insofern als einfacher, als der Stände wenige sind (zwei oder drei in den meisten Quellen). Andererseits ist das nordische Bild aber auch verwickelter. Die Skandinavier wenden nämlich ihren Begriff des Männerunterschiedes (*mannamunr*, Wertverschiedenheit der Persönlichkeiten), wie zu erwarten, auch auf ganze Geschlechter an; der Mann verdankt ja den „Stoff" zu seinem Wert (altnordisch *efni*) seinen Vorfahren, und der Wertbestand der Sippen bleibt daher bei richtiger Frauenwahl, auf die man ja Gewicht legte, in der Regel durch mehrere oder viele Generationen ziemlich gleich. Daher der Begriff

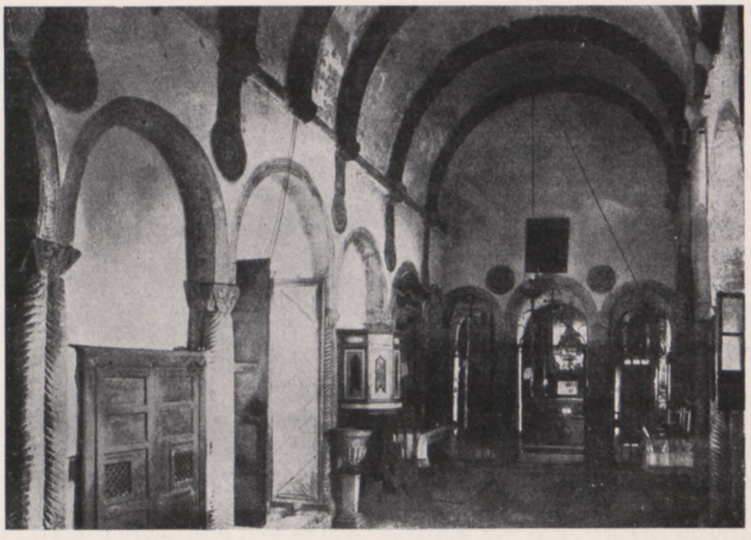
der guten bzw. weniger guten Familie, der im Altnordischen eine große Rolle spielt. Da der menschlichen Wertunterschiede unendlich viele sind selbst bei Ausschluß der für die Gesellschaft — in diesem Fall: der kriegerischen Bauerngesellschaft — gleichgültigen Werte, da infolgedessen auch Besitz und Ansehen reich variierten, so stellte jede Sippe eigentlich einen Stand für sich dar, und es gibt unter diesem Gesichtspunkt tausende von Ständen der altnordischen Freien insgesamt, ein Dutzend oder mehr in jeder kleinen Landschaft etwa Islands oder Norwegens. Erling von Sole, jener Gudbrand, nach dem noch heute Gudbrandsdalen heißt, isländische Landnehmer wie Ketilbjörn von Mosfell, Skallagrim von Borg, Thorolf von Mostr, Aud die Tiefdenkende von Hjardarholt und andere verhielten sich an Tüchtigkeit, Bodenfläche und Macht zu ihren selbständig wirtschaftenden Bezirksgenossen schätzungsweise wie 10 zu 6, 5, 4, 3, 2, 1 und beliebig vielen Brüchen dazwischen, und natürlich gab es auch Verhältnisse wie 10 zu 9 oder zu 8. Diese Männerunterschiede spiegeln sich annähernd in den Wergeldern. Es gibt eine Minimalhöhe der isländischen Mannesbuße, nämlich ,,ein Hundert Silbers". Fast ebenso häufig werden in den Sagas ,,zwei Hunderte Silbers" gebüßt, seltener drei und sechs Hundert, gelegentlich sogar acht und neun. Nach den Wergeldsätzen konnte also ein alter Isländer bis zu neunmal so viel wert sein wie ein anderer. (Vgl. die klassische Darstellung bei Heusler, Das Strafrecht der Isländersagas, Leipzig 1911, S. 209ff.)

Ähnlich verschiedene Bußsummen finden sich bei den Südgermanen. Während aber im Norden die Verschiedenheiten sich nach Person und Sippe richten, sind sie im Süden nach Ständen geregelt. Das alte Gesetz der Salfranken verordnet für den ,,Freien" (ingenuus) 200 solidi, für den ,,Halbfreien" (litus, Freigelassenen) 100, für beide das Dreifache, wenn sie im Heere (*in hoste*), und das Neunfache, wenn sie im Königsgefolge (*in truste*) dienen. Bei den ripuarischen Franken stand der Freie auf 200, der Halbfreie auf 100, der Freie im Königsgefolge (ingenuus in truste) auf 600 solidi; der Königsdienst wirkt hier also minder auszeichnend. Die thüringischen Angeln und Warnen dagegen büßten den Freien (liber) mit 200, den Edeling (adaling) mit 600, den Freigelassenen (libertus) mit 80. Bei den Merciern in England galt der ,,Kerl" (ceorl) 200, der ,,Degen" (þegen) 1200. (Weitere Angaben bei Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, 4. Auflage, Bd. I, S. 380f.) Leider ist das Wertverhältnis der südgermanischen solidi und der nordgermanischen Hunderte Silbers bisher nicht sicher ermittelt. Aber der Parallelismus in den Steigerungen der Zahlen liegt auf der Hand, und diese ergeben sich dadurch als sehr alt. Da es im ältesten uns bekannten Germanien Staaten mit und ohne Königtum gab, müssen die nordische und die südische Ordnung der Wergelder uns als im Wesentlichen gleich alt erscheinen; diese gilt in Königsstaaten, jene in königlosen. Denn die Ordnung der Wergelder nach Ständen scheint auf dem Königsdienst zu beruhen; der durch vervielfachtes Wergeld ausgezeichnete Adel waren die Königsdiener des Gefolges und des Heeres, und ihre Auszeichnung schloß, wie es scheint, die anderer aus, so daß auch die ,,Freien" einen festen Satz erhielten. Doch leuchtet ein, daß das ausschließliche Recht des so definierten Adels auf höhere Wergelder etwas Jüngeres ist als die unständische Wergelderhöhung des Nordens, der also in diesem wie in so vielen anderen Punkten überlegen archaisch ist.

Unsere Auffassung des Adels — diejenige Jacob Grimms (Rechtsaltertümer S. 269; 4. Auflage, Bd. I, S. 375) — drängt sich dem in den Quellen Belesenen förmlich auf. Sie verlangt jedoch dringend nähere Erklärung. Denn man wird zunächst über sie den Kopf schütteln.

Vor allem muß es Anstoß erregen, daß eine Dienstaristokratie Adel heißen kann. Dieses Wort bezeichnet ja die angeborene Natur, und zwar speziell die angeborene Vortrefflichkeit, das ausgezeichnete oder auszeichnende Wesen jemandes. Noch heute sprechen wir von Seelenadel, wir unterscheiden Geburtsadel und Briefadel mit dem Bewußtsein, daß nur jener der echte Adel sei, und bei ,,edel" denken

wir unweigerlich an innere Vortrefflichkeit oder Überlegenheit, mag von Edelmann, von edler Tat oder Gesinnung die Rede sein oder Goethe erklären: Edel sei der Mensch, hülfreich und gut! Wie kann Königsdienst edel machen oder Adel verleihen? So gewiß der Aufenthalt und Umgang in gutem Hause die Sitten verfeinern, ja das Gemüt „veredeln" kann, was auch für die germanische Frühzeit sich belegen läßt (man vergleiche etwa Thule VII, S. 98, über Björn Asbrandssohn [Altnordische Sagabibliothek VI, Halle 1897, S. 143 oben]), so wenig leuchtet es ein, daß die altgermanischen Königshöfe eine Wirkung ausgestrahlt hätten, die den davon Berührten einen dem echten Adel gleichwertigen und also mit ihm gleich zu benennenden Vorzug verlieh. Tacitus sagt ausdrücklich, und die Sagas bestätigen es, daß umgekehrt die Fürstengefolge sich aus einer Auslese der von Geburt Besten zusammensetzten, ohne daß eine restlose Erfassung des ganzen echten Adels durch den Fürstendienst in Frage kommt.



32. Alte Halle des westgotischen Königspalastes bei Oviedo. Mitte des 9. Jahrhunderts. Sie wurde zur Kirche S. Maria de Naranco umgestaltet. (Mayer, Baukunst in Spanien.)

An diesem Punkte setzt die Klärung des Dunkels ein. Wir brauchen nur anzunehmen, daß einmal Heer und Gefolge germanischer Fürsten das übrige Volk durchschnittlich durch Adel überragten oder zu überragen glaubten, um von da aus alles zu verstehen. Eine solche Annahme stößt auf keine Schwierigkeiten. Finden wir doch den gewünschten Zustand bei germanischen Eroberern auf dem Boden des römischen Reiches. Die Westgoten, die sich zu beiden Seiten der Pyrenäen niederließen, und später die Ostgoten in Italien bildeten unter ihren Königen Staatsgebilde für sich neben den Römern und Provinzialen, die ihnen ein oder zwei Drittel der Ländereien hatten abtreten müssen, ganz so wie schon Ariovist das in Gallien durchgesetzt oder verlangt hatte. Sie lebten unter ihrer alten, nationalen Verfassung, hatten Recht und Pflicht zum Kriegsdienste für sich allein und heirateten nur unter sich; Ehegemeinschaft zwischen Militär und Zivil bestand nicht. Die kaiserliche Regierung in Byzanz willigte in diese Regelungen und half sie durchführen, da sie auf andere Weise ihre Interessen nicht wahren konnte. Die Regelungen selbst entsprangen ohne Zweifel germanischer Initiative. Man wollte die heimische Lebensweise fortführen und die Macht in der Hand behalten, wozu nicht nur die Fernhaltung fremder Elemente aus dem Heere, sondern auch die Reinhaltung des Blutes gehörte. Denn man ging auf Grund der Kriegserfahrungen und anderer Erlebnisse mit den Einheimischen davon aus, daß das eigene Blut das bessere sei. Mit anderen Worten: das Heer legte sich selber Adel bei. Es ist das gleiche Verhältnis wie bei den salischen und ripuarischen Franken, wo der Heeresangehörige mehrfach gebüßt wird, oder wie bei den Merciern, die den *þegen*, den Königsdiener, über den *ceorl*, den Kleinbauern, erheben, oder auch wie bei den Angeln und Warnen, deren adaling sicher ein Königsmann ist. Auch die Franken, Angelsachsen, Angeln und Warnen waren Eindringlinge auf fremdem Boden und hatten volksfremde Landesbewohner unter sich sitzen, mochten das auch in diesen Fällen großenteils Menschen germanischen oder nordischen Blutes sein; die höhere Selbsteinschätzung der Sieger begreift sich auch dann.

Zur Beleuchtung diene, was die Edda ihren Helden Sinfjötli vom Bord des Kriegsschiffes dem am Strande harrenden Feinde auf dessen Frage nach den Ankömmlingen antworten läßt:

Sag heut Abend,
Wenn du Säue tränkst
Und Futter holst
Für Hündinnen,
Daß die Ylfinge
Von Osten kamen,
Gierig nach Kampf,
Vor Gnipalund!

Hier kann Hödbrodd
Helgi treffen,
Den Feind der Flucht,
In der Flotte Mitte,
Ihn der oftmals
Aare speiste,
Wenn du an der Mühle
Mägde küßtest!

Ist der Adel aus Königsdienst eine Folgeerscheinung der Eroberung, so verstehen wir auch, daß nordgermanische Dynastien, wie die uralte schwedische, ohne Adel in die Erscheinung treten. Diese sind nämlich keine eigentlichen (weitausgreifenden) Eroberer gewesen wie die — von Schweden ausgegangenen — Amaler und Balthen, wie die Merowinger, Agilolfinger und die wodanentstammten Fürsten der britannischen Germanen.

Neben der Grimmschen Lehre vom Adel als Dienstadel übt überlegenen Einfluß aus die vom germanischen ,,Uradel." Denn auf ihr beruhen nicht nur die Ansprüche des neueren Hochadels, sondern auch die landläufigen Geschichtsvorstellungen vom Ritter oder Ministerialen, der in der Kreuzzugszeit den vornehmeren Edelmann älteren Typs in die Minderheit gedrängt habe wie der reimklingelnde Spielmann den ernsten Hofdichter.

Was diese Lehre meint, hat es wirklich gegeben. Es gab seit ältester Zeit jene Männerunterschiede, von denen die Rede war, nebst zugehörigen Stufen von Besitz, Macht und Ansehen, und darum auch Spitzen der Gesellschaft. Letztere heißen bei Tacitus und später *nobiles*, ihre auszeichnenden Eigenschaften *nobilitas*, und es liegt der heutigen Bildung gewiß nahe, diese lateinischen Wörter durch die deutschen Wörter Adelige (Edelleute) und Adel wiederzugeben und so zum Begriff des Uradels zu gelangen. Aber daß die germanischen *nobiles* der Römerzeit, oder nur sie und allenfalls die Fürsten ,Adel, Edelinge geheißen hätten, ist höchst unwahrscheinlich. Denn jeder Bauer, der auf dem Odel seiner Väter saß, schrieb sich Adel zu, war ein Adelbauer, mochte seine Sippe hell oder matt leuchten, sein Besitz groß sein oder klein; der Adel als Bewußtsein ererbten Geblütes und Rechtes war dem ganzen Volk oberhalb der Sklaven, Freigelassenen und — im Kolonialgebiet — der Unterworfenen gemeinsam bis hinauf zum König einschließlich, wo es einen solchen gab. Da die Spitzen, welche aus der Gesellschaft hervorragten, von sehr verschiedener Höhe und sehr verschiedenem Machtradius waren, so können wir einen einheitlichen Namen für sie so wenig erwarten, wie sie einheitliche Vorrechte hatten oder gar geblütsmäßig eine Einheit bildeten gegenüber der freien ,,Unterklasse". Wir finden aber im Norden den Begriff ,,Häuptling" (*hǫfðingi*) als Bezeichnung leitender Männer auch ohne öffentlichen Auftrag. Er empfiehlt sich also am ehesten zur Wiedergabe der schillernden Vokabeln *nobiles*, *proceres*, *principes*, *satrapae* usw., und wer will, mag von Urhäuptlingschaft reden und die eigene Sippe damit in Verbindung setzen. Ungefähr gleichbedeutend mit ,,Häuptlinge" ist ,,reiche Männer", d. h. Mächtige, Große (altnordisch *ríkir menn*; *ríkismenn* ,,Herrschende").

Die Geltung des ganzen freien Volkes als adelig oder edel findet sich bei Sachsen und Friesen noch ziemlich spät in christlicher Zeit. Dort bestanden eben sehr stabile Verhältnisse. Im Norden, wo man ebenfalls gute Bewahrung von Altem erwarten darf, ist doch dieser Sprachgebrauch nicht mehr anzutreffen, weil die reichste Überlieferung isländisch ist, also einer Bevölkerung verdankt wird, die ihre alten Odelsitze und damit die Grundlage ihres Adels aufgegeben hatte. Im mittleren und südlichen Deutschland sehen wir den Adelsbegriff auf immer kleinere Teile der Bevölkerung sich einschränken, zuerst infolge seiner Monopolisierung durch das Königsheer im eroberten Lande südlich des hercynischen Waldgürtels, obgleich das Emportauchen des Ritterstandes entgegengesetzt gewirkt hat. Das christliche Mittelalter sieht bei uns nicht nur die Entwaffnung des ,,unedlen", also des größten Teils der Bevölkerung, sondern auch die Versklavung vieler, die Entstehung der Leibeigenschaft im Dienste des Adels, was nicht etwa Wiederkehr des heidnischen Sklavenwesens, sondern etwas nie Dagewesenes, Menschenunwürdiges bedeutete und schwerwiegende Folgen zeitigte. Ein Adeliger aber wie Götz von Berlichingen vertritt noch im sechzehnten Jahrhundert kenntlich den Typus des souveränen germanischen Adelbauern, der seine Selbständigkeit und seinen Stolz mit der Waffe auslebt, nicht um jemanden zu unterdrücken, sondern um den eigenen Ehrenschild hochzuhalten, am liebsten gegen solche, die stärker sind als er.

Die germanische Fehde ist ein wesentlicher Bestandteil des alten Lebens, und ihre seit Tacitus übliche Ignorierung und Vertuschung beruht ebenso auf Mißverständnis wie die Deutung des Fehdewesens auf schrankenlos waltende Aggressionslust unter dem Druck der primitiven Triebe Hunger und Sexualität. Denn die Fehden unserer Altvorderen waren Ehrenhändel wie die Zweikämpfe der Offiziere und Studenten in neuerer Zeit, häufig zwar, doch selten genug,

um als spannende Erhöhungen des Alltags empfunden zu werden, und weit entfernt, eine Dezimierungsgefahr für die Bevölkerung darzustellen, denn sonst wäre die Ausrottung gewiß schon zur Bronzezeit vollbracht gewesen, andererseits die wichtigste Schule der in Volkskriegen so oft bewährten Mannhaftigkeit und Waffenübung.

Von den Fehden im heidnischen und mittelalterlichen Deutschland und England erfahren wir meist nur mittelbar, nämlich durch Gesetzesvorschriften über Wergelder, Verbote des sogenannten Mordbrands, Landfriedensverordnungen und durch geschichtliche Notizen wie die des Tacitus über die Cherusker, deren Königssippe durch innere Streitigkeiten so zusammengeschmolzen war, daß sie um einen König nach Rom schickten. Viel mehr und Genaueres lassen die nordischen Quellen uns sehen, zumal die Sagas der Isländer, und hier erst enthüllt sich das Wesen der Sache. (Man vergleiche Vilhelm Grønbech, Lykkemand og Niding, Kopenhagen 1909, und Andreas Heusler, Das Strafrecht der Isländersagas, Leipzig 1911, S. 48ff.) Die Fehde beruht auf dem Sittengebot: Du darfst keine Kränkung auf dir sitzen lassen, und die ehrenvollste Art der Genugtuung ist die bewaffnete, bei der du die eigene Haut zu Markte trägst. Diesem Gebot wurde trieb- und pflichtgemäß nachgelebt, und glaubte jemand die Rache versitzen zu dürfen, so konnte er Nackenschläge erleben.

Zum Beispiel erzählt die Eyrbyggjasaga von einem Zwischenfall an Bord eines Schiffes, das von Island nach Hardanger gesegelt war: infolge von Stichelreden der norwegischen Mannschaft stürzt der Isländer Thorleif einem Landsmann den Breikessel um, in dem dieser gerade Brei zubereitet, und bezieht dafür von ihm einen leichten Schlag mit dem Quirl an den Hals, der eine Brandstelle hinterläßt. Er sagt ruhig: „Die Norweger sollen nicht lachen dürfen, daß sie uns auseinanderziehen mußten wie ein paar Köter; aber wir wollen uns erinnern, wenn wir uns auf Island wieder treffen." Drei Jahre später freit er auf Island, ohne den anderen inzwischen wiedergesehen zu haben, um die Schwester des Thord Blig. Dieser verweigert ihre Hand mit den Worten: „Erst müssen die Grützenarben von deinem Halse weg sein, ehe ich dir meine Schwester verheirate." Die Folge ist ein Gefecht auf der Dingstätte, bei dem es Wunden setzt.

Gīsli erschlägt zur Rache für seinen Schwager und Freund Vestein den Thorgrim. Auf den Vorwurf, den deswegen sein Bruder gegen ihn erhebt, antwortet er: „War das nicht zu erwarten bei einem Manne wie Vestein, daß es nicht ohne Blutrache bleiben würde?" (Gīslasaga.) Wergeldforderung oder Achtklage wären zu wenig Ehre für Vestein.

An die Schlägerei und den Einzeltotschlag schließt sich als richtige Fehde etwa die von der Hoensnathorissaga (Thule Bd. VIII) erzählte zwischen den Häuptlingen Thord und Tungu-Odd aus Anlaß der Verbrennung des wackeren Blund-Ketil in seinem Hause und mit der Folge einer Änderung der isländischen Dingverfassung. Besonders anschauliche Bilder von bewaffneten Händeln bietet die Njālssaga (Thule Bd. IX). Aber jede andere Isländergeschichte liefert ebenfalls Einschlägiges, da tapfere Taten als das Erzählenswerteste — das Sagamäßigste, wie man sagte — galten.

Ohne Zweifel spiegeln die Sagas hierin wie in anderem den allgemeinen altgermanischen Geschmack. Und nicht nur diesen, sondern z. B. auch den homerischen. Ihr Vergleich mit Homer ist überhaupt lehrreich. Wenn der Neuhumanismus in Ilias und Odyssee die Urbilder alles Menschenwesens fand und sich an deren schlichter Reinheit und klarer Form entzückte, so haben die altnordischen Lebensbilder mindestens den gleichen Anspruch, so gewertet zu werden. Zwar können sie in der Formgebung nicht wetteifern mit dem hellenischen Epos, am wenigsten mit dessen einschmeichelnder Beredsamkeit. Auch wo sie meisterhaft erzählen — und das ist an vielen Stellen der Fall —, sind sie wortkarg und scheinbar gefühllos oder phantasielos, so daß der heutige Leser, zumal der klassisch oder romanisch gebildete, unleugbar schwer den Zugang zu ihrem Inneren findet. Aber ihr Inhalt ist reicher an Personen und an Geschehnissen, ihr Schauplatz größer, ihre Grundstimmung einheitlicher. Ferner enthalten sie kaum etwas für deutsches und überhaupt nordeuropäisches Gefühl so Fremdartiges wie das Herumschleifen von Hektors Leiche durch den herrlichsten der Griechen oder die Beschwörung der Unterirdischen durch die racheatmende, mit der Hand den Boden hämmernde Althaia. Vor allem schreiten sie nicht auf dem hohen Kothurn des Heldensängers einher, behelfen sich ohne Götter und Olymp, sind realistisch und intim, so daß, wer sie versteht, das menschliche Herz der Geschehnisse viel deutlicher und überzeugender schlagen fühlt als in den klassischen Hexametern.

Lehrer-Bibliothek
des
Gymnasiums zu STOLP

So bringen sie dem verstehenden Leser auch das nahe, was ihm als Kind der neueren Bildung oft widerstrebt als Barbarei oder „Indianergeschichte", das Fehdewesen, ihren bevorzugten Gegenstand. Sie lehren ihn, der formalen und inhaltlichen Konvention zu trotzen und das ewig Menschliche da zu finden, wo Aufklärer und Bildungsphilister es sich nicht träumen lassen. Die angeführten Werke von Grønbech und Heusler können dabei als findige, tiefblickende Vermittler dienen.

Betrachten wir noch einmal die unscheinbare Episode von Thorleif!

Er war an der Reihe, die Grütze zu kochen für die ganze Mannschaft, und der andere, der nicht zu letzterer gehörte (es war der schon erwähnte Arnbjörn), hatte den Schiffskessel für eigenen Bedarf in Gebrauch genommen. Die Norweger waren hungrig, und obgleich Arnbjörn bei ihnen beliebt war, trieben sie Thorleif zur Eile, indem sie ihn spottend einen faulen Isländer nannten. Dem verging darüber die Laune, da er nichts weniger war als faul, und er machte kurzen Prozeß. So wie er handeln noch heute die meisten in solcher Lage. Eine Schiffsbesatzung auf See oder bei der Landung war damals so gut wie eine Ewer- oder Walfahrermannschaft heute auf promptes Zupacken jedes ihrer Mitglieder angewiesen und umgekehrt der einzelne Matrose auf die gute Meinung der übrigen. Andererseits ist es menschlich, daß der vor Zeugen Vergewaltigte einen unmutigen Schlag tut mit dem Gerät, das er gerade in der Hand hat. Thorleif spürt den Streich als Schmach. Aber er bezwingt sich und rettet die Situation durch seinen Ausspruch.

Später macht er sich klar, daß das Ganze eine Bagatelle ist; ist doch kein Blut geflossen, keine Wunde geschlagen, nicht das Holz, nur die heiße Grütze hat ihn verletzt, und Arnbjörns Verhalten ist begreiflich und kaum zu tadeln nach dem, was ihm von Thorleifs Seite widerfuhr. So geht ihm die Sache aus dem Sinn, und nach der Heimkehr zeigt er sich guter Laune und mit sich zufrieden, wie man das schon früher an ihm gewohnt war. Inzwischen erzählt Arnbjörn die Geschichte mit dem Grützekessel seinen Bekannten, darunter dem Thord Blig, der ein Mann von heftiger Gemütsart ist und, ebenso wie seine Brüder, dem Thorleif und seinem Anhang nicht wohlwill. So benutzt er den Vorfall, um Thorleifs Werbung zu vereiteln. Als diesem vor Zeugen die halbvergessenen Grützenarben vorgerückt werden, ergrimmt er natürlich. Jetzt muß er, so wenig Lust er offenbar dazu hat, der Sache nachgehen. Auf die Schlägerei an der Dingstätte folgt ein Anschlag Thorleifs und seiner Brüder auf Arnbjörn. Da dieser mißlingt, suchen sie in anderer Weise Genugtuung, und aus der Erschlagung eines Sklaven entwickeln sich Gefechte, eine mehrgliedrige Fehde, die durch einen Vergleich beendet wird; Thorleif wandert nach Grönland aus und beschließt dort sein Leben.

Schritt für Schritt entfaltet sich die Feindschaft aus der Freundschaft; wie das Sandkorn eine Lawine löst, so zieht der harmlose Schlag mit dem Grützequirl Wunden und Männerfall, Sorgen und Verhandlungen nach sich, wie dort mit physikalischer, so hier mit psychologischer Notwendigkeit, und wie die Lawine auch dem Städter in der Ebene verständlich ist, so die Fehdeentwicklung dem Menschen des 20. Jahrhunderts, der ihr unvoreingenommen nachdenkt an der Hand des bedächtig abgewogenen alten Berichts, der bei aller lakonischen Kürze nichts übersieht. Auf die Fehde aber folgen, mit ähnlicher Zwangsläufigkeit, Vergleich und Versöhnung. „Feindschaften des Vaters oder eines anderen Verwandten müssen so gut wie die Freundschaften übernommen werden," sagt Tacitus Kapitel 21; „doch dauern die Fehden nicht endlos, sie sind versöhnbar." Schon die heidnischen Germanen wußten, daß Friede ernährt, Unfriede verzehrt, und sie handelten danach, soweit die Ehre es erlaubte.

Wer den beschworenen Frieden oder den natürlichen Frieden der Sippe brach, hatte die öffentliche Meinung gegen sich; er war ein Unglücksmensch, oft ein Neiding, d. h. ein schlechter Kerl. In feierlichen Klängen verflucht ihn im voraus der altnordische Urfehdebann, den Felix Genzmer im zweiten Bande seiner Edda deutsch nachgeschaffen hat (Thule Bd. II, Jena 1920).

IV. RECHT UND STAAT

Die älteste und zugleich sehr interessante Beschreibung eines germanischen Staatswesens findet sich bei Caesar, zu Eingang seiner Schilderung der germanischen Sitten im sechsten Buche des Bellum Gallicum. Dort lautet das Kapitel 23:

„Der höchste Ruhm der einzelnen Völkerschaften ist es, nach Verwüstung der Grenzbezirke von möglichst weiten Einöden umgeben zu sein. Sie halten es für ein Zeichen von Mannhaftigkeit, wenn ihre Nachbarn, von Haus und Hof verjagt, das Weite suchen und niemand in ihrer Nähe sich anzusiedeln wagt, und

zugleich wissen sie sich dann sicherer, da kein plötzlicher Überfall mehr zu befürchten ist. Führt die Völkerschaft einen Abwehr- oder Angriffskrieg, so werden Anführer gewählt, um den Krieg zu leiten und Gewalt über Leben und Tod auszuüben. Im Frieden dagegen gibt es keine gemeinsame Obrigkeit, sondern in den einzelnen Landschaften und Gauen sprechen die Häuptlinge Recht unter ihren Anhängern und vermindern die Streitigkeiten. Räubereien sind nicht schimpflich, wenn sie außerhalb der Grenzen der betreffenden Völkerschaft stattfinden, und man macht sogar Rühmens von solchen, da sie zur Übung der jungen Mannschaft dienten und der Trägheit entgegenwirkten. Erklärt auf dem Ding einer der Häuptlinge, er werde Führer sein, und wer ihm folgen wolle, möge sich melden, so springen diejenigen auf, denen das Unternehmen und der Mann gefallen, versprechen mitzumachen und ernten Beifall von der Landsgemeinde; wer etwa zurückbleibt, gilt als Fahnenflüchtiger und Verräter und hat fortan jegliches Vertrauen verloren. Den Gastfreund zu verletzen, gilt ihnen als Frevel. Wer aus irgend einem Grunde zu ihnen gekommen ist, den schützen sie vor Unbill, halten ihn für unverletzlich, jedes Haus steht ihm offen, und für seinen Unterhalt wird gesorgt."

Wer diese Schilderung ruhig und unbefangen auf sich wirken läßt, merkt, daß sie von gegnerischer Seite stammt, der Gegner aber gerecht sein will. Caesar grollte den Germanen, die ihm schwer zu schaffen gemacht hatten und die er zwar unter Schweiß und Strapazen hatte abwehren, aber nicht wie die Gallier hatte unterwerfen können. Auch lag ihm bekanntlich daran, daß seinen Lesern in Rom die Gefährlichkeit der Barbaren rechts des Rheins noch als ebenso groß erschiene wie den Römern zur Zeit der Kimbernpanik, denn dann konnte er auf den Ruhm des großen Volksmannes Gajus Marius rechnen, und der Reif des Imperators dünkte seiner ehrgeizigen Stirn sicherer. Daher treten in seiner Charakteristik der Sueben und ihrer Blutsverwandten rohe Kraft, kriegerische Härte, Freude an Krieg und Raub, gelegentlich auch List und Untreue einseitig hervor, alle die Züge, welche dem italischen Städter Furcht und Abneigung einflößen mußten. Wie anders, wie viel friedlicher, edler, treuer erscheinen die Germanen bei Tacitus, der doch auch ihr kriegerisches Wesen mit seiner Rauhigkeit nicht verschweigt! Schwebt über des Tacitus Buche ein deutlicher idealisierender Schimmer, ein Ton der Empfehlung oder Entschuldigung, etwas wie Liebe und Heldenverehrung, so über dem des Caesar eine kalte Abschätzigkeit, die nur aus Stolz nicht durchweg schwarz malt, etwas wie Haß und feindlicher Abstand. Und so wäre es kritiklos, wollten wir dem angeführten Kapitel in allem und jedem uns anvertrauen. Wir werden nicht nur bezweifeln, ob eine möglichst breite wüste Mark wirklich der ,,höchste Ruhm" der germanischen Völkerschaften oder Staatswesen war und ob die Germanen selber dies für ein ,,Zeichen von Mannhaftigkeit" erklärt hätten, sondern auch, ob man aus den von Caesar angegebenen Gründen Marken eigens verwüstete und es für Ehrensache hielt, keinen ,,Ausländer" in der Nähe der Grenze zu dulden. Der Wahrheitskern dieser stimmunggebenden Einleitung dürfte der sein, daß sehr oft Urwälder, Sümpfe und Berge zwischen den Siedelungen lagen, die ja selbst der Ödmark abgewonnen waren. In diesen herrenlosen Wüsten lebten nach Ausweis der altnordischen Quellen Geächtete und andere Einzelgänger, und niemand mißgönnte ihnen grundsätzlich das Dasein; nur seitens der Strafverfolgung ging es ihnen natürlich manchmal an den Kragen, das war aber eine mehr private als staatliche Angelegenheit.

Der übrige Inhalt des Caesarkapitels ist unverdächtig und steht insofern in gutem Einklang mit einheimischen Berichten, als diese das von dem Römer Festgestellte als vorkommend, wenn auch nicht immer als das allein Vorkommende bestätigen. Das Fehlen einer Oberbehörde für den ganzen Staat im Frieden findet sich noch zur Zeit Karls des Großen bei den Sachsen, über welche der englische Kirchenhistoriker Beda als gleichzeitiger Zeuge berichtet, und noch später bei den Isländern. Wenn diese im Sommer 1930 die Tausendjahrfeier ihres Daseins als Staat begingen, so handelt es sich dabei anfänglich um einen Staat, wie ihn Caesar schildert.

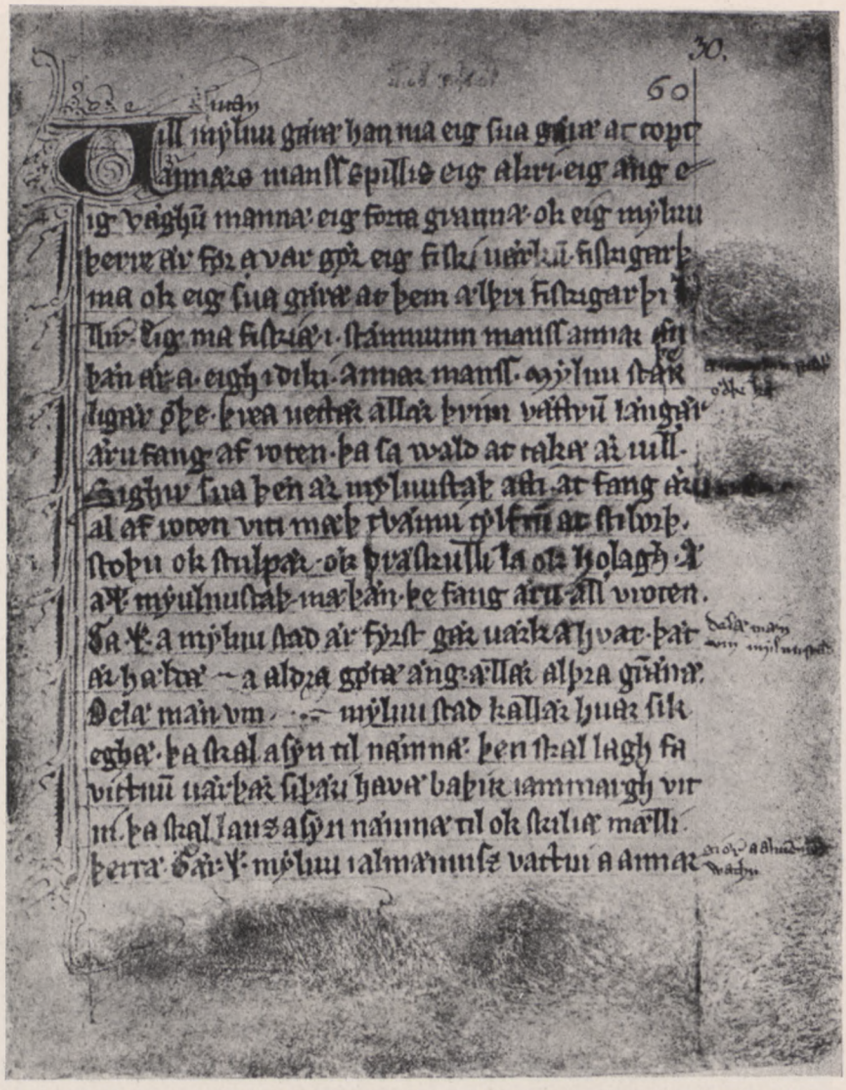
33. Þingvellir auf Island. Hier wurde Allding gehalten.

also einen, dessen Einheit Gebietseinheit und Dingeinheit ist. Die Isländer begründeten nämlich im Jahre 930 ihr Landesding oder Allding (Althingi) und schufen damit für ihre ganze Insel einen staatlichen Mittelpunkt, wie ihn auch die Sachsen besaßen in ihrem zu Marklo an der Weser gelegenen Ober- oder Zentralding aller Sachsen und die Völkerschaften, welche Caesar schildert, in ihrem *concilium*, der Versammlung des ganzen Volkes. Da diese Versammlungen nur einmal im Jahre tagten — das isländische Althingi im Juli —, so bestand höchstens in der kurzen Zeit der Tagung eine gemeinsame Staatsbehörde, nämlich die beschließende Landsgemeinde, welche das Volk oder das „Heer" selber war. Caesar verneint also die im Frieden wirksame Oberbehörde mit vollem Recht für solche germanischen Staaten, die keinen König hatten, sondern nur „Häuptlinge" wie die Isländer, die Sachsen (bei denen Beda von „Satrapen" spricht) und Caesars Sueben. Das Friedensdasein ohne Staatsgewalt, die Staatsgewalt als ausschließliche Begleiterscheinung und als Erzeugnis des Krieges: dies ist einer der allerwichtigsten Sätze der urgermanischen Staatslehre.

Auf den heutigen Staatsbürger wird der Satz in der Regel wie ein Ärgernis oder eine Torheit wirken. Er stellt sich dabei entweder nichts vor oder etwas Skandalöses. Über beides kann er hinausgelangen durch aufmerksame Beschäftigung mit den altisländischen Sagas, die von der Besiedlung Islands und dem ältesten, heidnischen Leben dort kenntnis- und farbenreich erzählen und in der Jenaer Sammlung Thule fast alle deutsch übersetzt sind. Aber auch die vorliegende Darstellung möchte den Vorurteilen inbezug auf den altgermanischen Staat ohne Staatsgewalt entgegenwirken.

Für uns ist der Staat sozusagen etwas dauernd Fühlbares. Der Städter wird ihn tagtäglich gewahr an der Polizei auf der Straße, aber auch der Landmann oft genug am Gendarmen. Dazu kommen die Steuerbehörde mit ihren erzwingbaren Forderungen, die öffentliche Verwaltung von Wegen, Verkehrsmitteln und Zöllen, die Schulen und sonstigen staatlichen oder kommunalen Bildungsanstalten, die Gerichte und Parlamente mit zugehörigen Wahlen, neuerdings die verschiedenen Arten der Haftpflichten und der sogenannten Sozialversicherung, vom Militärdienst nicht zu reden, da er in Deutschland jetzt abgeschafft ist. Der Staat strahlt seine Macht, seine Bevormundung und seine Fürsorge stärkstens auf uns alle aus, so daß niemand ihn entbehren oder übersehen kann. Wir sind Staatsbürger und können nichts anderes mehr sein.

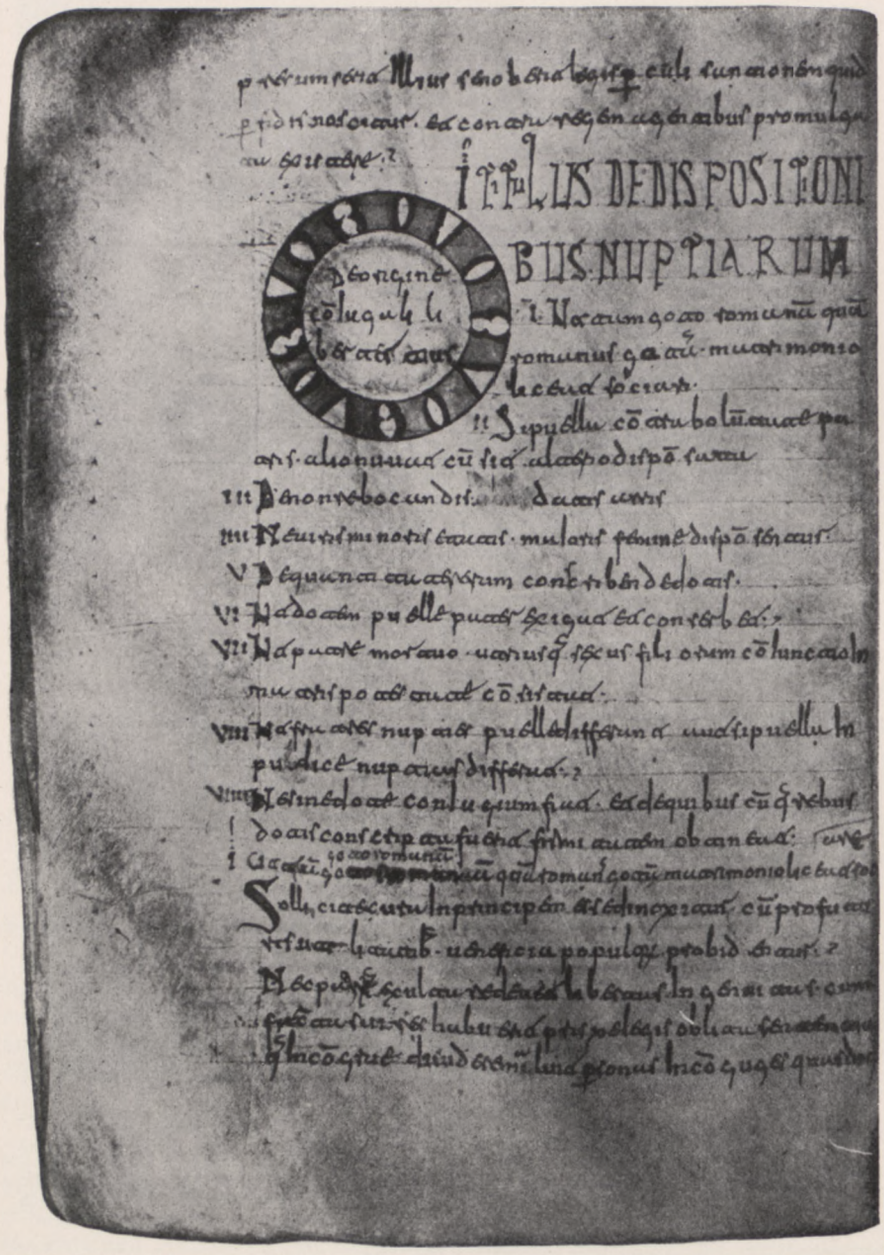
Dieser Zustand hat sich im Laufe des Mittelalters schrittweise herausgebildet. Vor dem Mittelalter, im germanischen Altertum, gab es ihn so wenig, daß eher von seinem Gegenteil die Rede sein muß. Sehen wir zunächst vom Königtum ab, so weist das Altertum nur zu zweien der angeführten Erscheinungen Gegenstücke auf, zum Gericht und zu den Parlamenten; diese altertümlichen Gegenstücke aber sind ihren modernen Entsprechungen mehr ungleich als ähnlich.



34. Eine Seite aus der Handschrift des älteren Westgötengesetzes um 1280. Stockholm, Kgl. Bibl. (Cod. Holm B 57). Huru mylne skal gæræ, ,,wie man eine Mühle bauen soll". Anweisung über die dabei zu nehmenden Rücksichten, so sollen Fischereianlagen geschont werden, woran sich die Bestimmung schließt, daß niemand im Mühlenteich oder Fischteich eines andern fischen darf. (Zeile 4—7.)

Das germanische Ding nämlich war keine Volksvertretung, kein ,,Reichstag", sondern, wie gesagt, das Volk oder Heer selber, das sich leibhaftig — also ohne Wahlen — zu bestimmten, nach den Mondphasen geregelten Zeiten versammelte, und zwar im Freien und so hingelagert, wie es jedem gefiel. Natürlich gab es weder Parteien noch Parteidoktrinen oder -programme. Die Gruppen, in welche die Landsgemeinde zerfiel, bestimmten sich nach Sippen und deren Anhang, und Sippenhäupter standen dort, wo heute Parteiführer stehen. Das sind die ,,Fürsten" oder besser ,,Häuptlinge" (*principes*), die nach Caesar am angeführten Orte und nach Tacitus, Kapitel 11, vor dem Volke auftraten mit Aufrufen und Vorschlägen, auf welche einzelne oder die Gesamtheit durch Zuruf, ablehnendes Murmeln oder zustimmendes Zusammenschlagen der Waffen antworteten. Man beschloß also durch Akklamation, nicht durch Abstimmung; die Beschlüsse hafteten im Gedächtnis und wurden durch kein Protokoll festgehalten.

Zu den Männern mit dem besten Gedächtnis gehörte der Gesetzessprecher, Gesetzesmann oder ,,Ehsager", der die Aufgabe hatte, das überlieferte Recht im Wortlaut herzusagen, und die Erlaubnis, es durch Änderungen und Zusätze fortzubilden. Der Gesetzsprecher war also das, was nach einer veralteten, romantischen Lehre das Volk gewesen wäre. Nicht dieses schuf aus seinem dunklen Kollektivbewußtsein heraus das Recht, sondern der einzelne, von Geburt



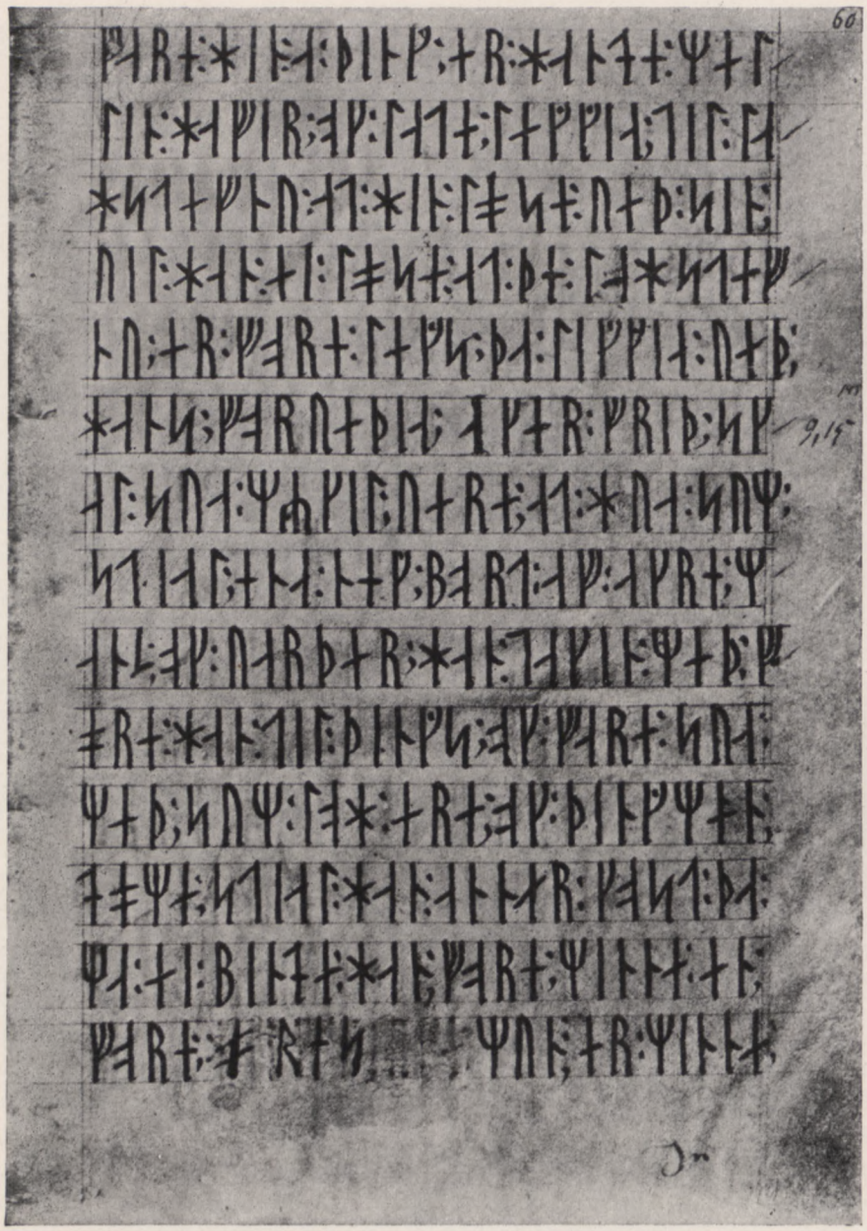
35. Eine Seite aus der Lex Romana Visigothorum, geschrieben 828. Paris, Bibl. Nat. Lat. 4667 fol. 49v. Das Kapitel behandelt die Ehe zwischen Goten und Romanen.

zur Rechtskunde und Lebenskunde Vorbestimmte, wie denn das Gesetzsprecheramt oft, vielleicht meistens, vom Vater auf Sohn, Enkel, Urenkel sich vererbte und kraft dieser Erblichkeit erhöhtes Ansehen genoß. Im schwedischen Tiundaland, wo es laut Berichten aus dem 11. Jahrhundert seit Menschengedenken in den Händen derselben Familie war, hieß jeder Gesetzesmann Thorgnyr. Besonders gut bekannt ist die Reihe der Gesetzesmänner von Westgötland, der Landschaft, die ein besonders altes und altertümliches Volksrecht besitzt (Westgötalag, Abb. 34). Als im Jahre 1000 das isländische Allding vor der Frage stand, ob es das Christentum annehmen oder ablehnen solle und die Anhänger der Neuerung sich schon zum Waffengang mit ihren Feinden rüsteten, war es der Gesetzsprecher, Thorgeir vom Lautersee, der nach langem, reiflichen Sinnen die Entscheidung gab durch seinen Rechtsvortrag, indem er diesen mit einigen Vorschriften eröffnete, welche die Einführung der „neuen Sitte" und die Abschaffung des Heidentums anordneten. Dem fügten sich alle, und Streit und Blutvergießen wurden vermieden gemäß dem alten Grundsatz, den Thorgeir zu bedenken gab: „Recht hilft uns das Land bebauen, Unrecht legt es öde!"

36. Einleitung zur Lex Salica mit dem Porträt des Schreibers Uandalgarius, eines Kanonikers der St. Paulskirche in Besançon (Bisanzy). St. Gallen, Stiftsbibliothek Mss. 731. Geschrieben wurde die Handschrift 793, sie umfaßt die Lex Romana Visigothorum, die Lex Salica und die Lex Alamannorum nebst der mallobergischen Glosse.

Hierbei sind unter ,,Recht" und ,,Unrecht" weder die abstrakten Ideen der Gerechtigkeit und ihres Gegenteils zu verstehen, noch Befolgung und Verletzung bestimmter Rechtssätze oder Paragraphen, sondern das Dasein von allgemein anerkannten und allgemein verbindlichen Regeln für die Lebensführung, bzw. das Fehlen solcher Regeln. Dies liegt in dem alten Worte, das fortlebt in schwedischem *lag*, dänischen *lov*, englischen *law*, und das, zu *legen* gehörig, eigentlich ,,das Festgelegte" oder die ,,Auflage" bedeutet. Stritten die Isländer über eine so wichtige Seite des Volkslebens wie die Religion, so war das ebenso eine Zerstörung von Festgelegtem (des altüberlieferten Heidentums) wie, wenn jemand einen Vertrag oder die Sippe brach, stahl, heimlich ,,mordete", ein Mädchen oder die Frau eines anderen verführte: all dies war gleichmäßig Unrecht, *ūlög*, gefährlich für das ersprießliche und frohe Bebauen des Landes, für das rechte Leben. Lag betraf außer dem Recht im Sinne der modernen Gesetzgebung auch Sittlichkeit, Religion und alle anderen wichtigeren Lebensformen, also nahezu das ganze Leben.

Wem aber verdankten jene festgelegten Regeln ihre Gültigkeit? Beruhte diese einfach auf Gewohnheit und Übereinkommen, letzten Endes vielleicht auf dem Willkürakt eines Gesetzgebers, der sah, es müsse um des allgemeinen Wohles willen Lebensregeln, Recht



37. Eine Seite aus dem Codex runicus des Schonischen Gesetzes um 1300, vom Ackerfrieden und seiner Verletzung. Kopenhagen, Univ.-Bibl.

geben, und darum dem Zwecke dienliche Regeln ersann? Gewiß nicht. Vielmehr handelt es sich in der Hauptsache um gefühlsmäßige Wertungen und Überzeugungen des ganzen Volkes, und diese sind nicht ableitbar aus dem utilitaristisch - hedonistisch gefaßten Gesichtspunkt des allgemeinen Wohles, sondern nur aus einer inneren Einstellung zu Recht und Unrecht, die lediglich nachempfunden, nicht weiter erklärt werden kann und daher als metaphysisch bestimmt werden darf. Das ist der Wahrheitskern der romantischen Lehre vom Recht schaffenden Volksgeist. Das Recht, so können wir sagen, lag im Volksgeiste; aber geschaffen, d. h. zur Klarheit emporgehoben und in sprachliche Form gebracht, haben es einzelne, die Gesetzsprecher.

So ist das germanische Recht — immer den Ausdruck im alten, umfassenden Sinne von Lag genommen — eine der wichtigsten Quellen für den Geist des germanischen Volkstums, und der außerordentliche Reichtum und Umfang unserer alten Rechtsaufzeichnungen gehört zu den glücklichsten Fügungen der kulturgeschichtlichen Vorsehung.

Daß uns von dem heidnischen Recht so erstaunlich viel erhalten ist, viel mehr als von der heidnischen Religion und mehr auch als von der heidnischen Dichtung, hat seinen Grund darin, daß die mittelalterlichen

Staatsgewalten — hinter denen die Kirche stand — des bodenständigen Rechtes bedurften, um regieren zu können und die Ordnung im Lande zu wahren, und es darum aufzeichnen ließen auf Grund der Lagsaga, des festgeformten Vortrags des Gesetzesmannes. So ist zuerst — wenn wir absehen von den, wie man annimmt, stark verfälschten westgotischen (Abb. 35) und burgundischen Niederschriften — die Lex salica entstanden, das Gesetzbuch der salischen Franken (Abb. 36), etwas später die Lex ripuaria der ripuarischen Franken und die ebenfalls lateinisch abgefaßten Volksrechte der Alemannen, Bayern, Sachsen, Thüringer, Langobarden, die letztgenannten in der Karolingerzeit. Die nördlicheren Germanen bedienen sich der Muttersprache zur Rechtsaufzeichnung, so durchweg die Angelsachsen, deren reiche und wertvolle Rechtsliteratur schon um 600 beginnt, und die Nordleute, unter denen die Norweger nach angelsächsischem Beispiel den Anfang gemacht zu haben scheinen, und deren Rechtsbücher gleichfalls sehr merkwürdig und über den ganzen Norden verbreitet sind, von Island, Nordschweden und Gotland bis nach Bergen, Jütland, Seeland und Schonen (Abb. 37). An die dänischen Gesetze schließt sich räumlich der niederdeutsche Sachsenspiegel und an diesen der hochdeutsche Schwabenspiegel, die das schließliche Durchdringen der Muttersprache auch in Deutschland belegen.

Die Masse dieses Materials ist so groß, daß nur sehr wenige Gelehrte es vollständig beherrscht haben und es daher erst wenig erforscht ist, zumal vergleichend im Zusammenhange, was unerläßlich ist zum vollen Verständnis auch der einzelnen Quelle und zur Gewinnung eines eingehenden Urteils über Alter und Geschichte des germanischen Rechts. Dieses ist ja mindestens insofern eine versunkene Welt, als seine Sprache — im weitesten Sinne — nicht mehr die unsere ist, da römische Prediger und Juristen inzwischen eine andere uns geläufig gemacht haben, und versunkene Welten muß man ganz durchwandern, will man sie so weit verstehen, wie das überhaupt möglich ist. So kann z. B. die Runen nur der zu enträtseln hoffen, der sämtliche Runenreste seiner Betrachtung würdigt. Und wie der Sprachforscher mittelst des Vergleichs getrennter, verwandter Sprachen in deren Vorgeschichte eindringt, so muß vergleichende Untersuchung der germanischen Rechte das urgermanische Recht enthüllen und dessen Zusammenstellung mit den Rechten anderer Indogermanen das der indogermanischen Urzeit. Die Grundlage zu dieser Arbeit legte vor hundert Jahren (1828) Jacob Grimm durch sein gewaltiges Werk von den Deutschen Rechtsaltertümern. Aber Karl von Amira konnte 1913 feststellen, daß Grimms juristischen Nachfolgern er ,,nicht sowohl ein nachahmenswertes Beispiel gegeben, als die Arbeit schon erledigt zu haben schien, die sie hätten fortsetzen sollen." So bleibt auf diesem Gebiete das meiste noch zu tun, und unsere Darstellung muß sich mit wenigen Hinweisen begnügen.

Schon der heutige Stand der rechtsgeschichtlichen Forschung erlaubt inbezug auf die Altersfrage die bestimmte Behauptung, daß wichtige Teile des germanischen Rechts in die indogermanische Urzeit zurückreichen. Das lehrt die Vergleichung der Rechte und der Rechtsausdrücke. Zwei von diesen seien hier hervorgehoben, die altnordischen Begriffe *sannr* und *sāttr*, ,,schuldig" und ,,versöhnt". Der Angeklagte, der überführt worden ist, heißt *sannr*, *sannr at sǫkinni* und erfährt damit dieselbe Kennzeichnung wie im Lateinischen, wo ,,straffällig, schuldig" bekanntlich *sons* (Genetiv *sontis*) heißt, ,,unschuldig" *insons*. Das Eigenschaftswort scheint ursprünglich ein Participium praesentis des Zeitwortes *sein* (lat. *esse*) darzustellen und lautete indogermanisch **sonts*, germanisch **sanps*. Es muß schon vor der Abwanderung der späteren Italiker nach dem Süden dem beigelegt worden sein, der auf Grund von Anklage und Zeugenverhör von einem Gericht als Täter erklärt worden war, und zwar in der Sprache des Gerichts, also sozusagen offiziell. Es gab also in jener Urzeit Gerichte, Klagen vor Gericht, Verurteilungen und den Begriff der gerichtlich festgestellten Schuld. Daß es daneben außergerichtlichen Streitaustrag, Fehden gab, wird niemand bezweifeln. Eher, daß ein geregeltes Verfahren bestand für die feierliche Beendigung von Fehden und von Streitigkeiten überhaupt. Dies aber beweist die Gleichung altnordisch *sāttr* = lateinisch *sanctus*, deren beide Glieder ,,versöhnt und daher für den anderen unverletzlich" bedeuten (man beachte das *sacrosanctus* der römischen Volkstribunen) und sich in einem indogermanischen **sanctos* (germanischen **sanhtaz*, **sāhtaz*) einigen. Man erinnere sich dabei des am Ende des vorigen Abschnittes angezogenen Urfehdebannes und des taciteïschen Wortes von den versöhnbaren Feindschaften.

Wenn lateinisches *sanctus* gewöhnlich ,,heilig" im religiösen Sinne bedeutet, so mögen wir daran die uralten Beziehungen des Rechts zum Glauben an das Übersinnliche erfassen, die auch bei den Germanen deutlich sind trotz aller Verdunkelung der vorchristlichen Religion in unseren Quellen, und denen bei ihrer tiefgreifenden Bedeutung besonderes Interesse gebührt und zumal heutzutage wohl auch sicher ist. Einer der merkwürdigsten Befunde auf diesem Gebiete ist erst neuestens entdeckt worden, nämlich eine Runeninschrift, die Ende 1929 bei dem Hofe Oklunda im schwedischen Vikboland (Östergötland) auf einem Stein zum Vorschein kam und in der ein gewisser Gunnar aussagt, er sei vor einer Anklage geflohen, habe ,,dieses

Heiligtum" (*vi*) aufgesucht, hier die Sache erledigt und verbindliche Entscheidung erreicht. Worin Erledigung und Entscheidung bestanden, erfahren wir nicht, aber wir dürfen vermuten, daß der Priester des Heiligtums von Oklunda — das nach Ausweis des Ortsnamens ein Hain war oder gewesen war — den verfolgten Gunnar nicht nur in den Schutz des Götterfriedens genommen, sondern ihn auch von dem ihm Schuldgegebenen freigesprochen hat im Namen der Gottheit. Jenes wäre nur äußere Rettung und Sicherung gewesen, kein zureichender Grund für die Runenritzung; dieses aber war innere Sicherung, Rechtfertigung, Bestärkung des Täters in dem guten Gewissen, mit dem er die ,,Schuld" auf sich geladen hatte.

Die Begriffe ,,Schuld" und ,,Verbrechen" hatten für das alte Rechtsdenken einen anderen Gehalt als heutzutage. Genauer: bei weitem nicht alle Taten, wegen deren man angeklagt werden konnte und für die Buße zu leisten war, zogen dem Täter einen Vorwurf zu oder innere Verurteilung neben der äußeren durch das Gericht, und unter diesen zwar sühnewürdigen, aber sittlich einwandfreien oder gar bewunderten Handlungen waren auch solche, die das Christentum verwirft, so insbesondere viele Verstöße gegen das fünfte Gebot Mose ,,du sollst nicht töten."

Tötung eines Menschen ist für die unter christlichem Einfluß stehende Rechtsprechung und für das neuere Volksempfinden in der Regel ein Verbrechen, eine Schuld, und zwar die schwerste Schuld von allen, das eigentliche Kapitalverbrechen, etwas, wovor einem graut und dessen Begehung verfehmende Wirkung hat. Nichts fürchten die Hände der getauften Menschheit so wie Befleckung mit Menschenblut, sie versteht, daß eine Lady Macbeth wahnsinnig wird, da die blutigen Spuren ihrer ehrgeizigen Tat nicht wegzuschaffen sind, und keinen verabscheut sie so wie den Mörder. So streng man urteilen mag über einen, der Mündelgelder unterschlug, einen Dieb oder einen Verleumder: diese leben doch sozusagen in reiner Luft, verglichen mit dem Pestgestank, der vom Mörder ausgeht, und so finden die meisten es in der Ordnung, daß der Staat den Mörder, und nur diesen, mit dem Tode bestraft.

So tiefgewurzelt jedoch diese Wertungsweise ist, so deutlich sind gewisse Ausnahmen von der Regel, daß Menschentötung Abscheu erregt. Der Abscheu ist nämlich nur da allgemein, wo man von ,,Mord" und ,,Mörder" spricht. Ist dagegen von ,,Totschlag" die Rede, so schwindet der Abscheu oder wird zu moralfreiem Bedauern. Noch eine Stufe höher steht Erschlagung des Feindes im Kriege oder des Gegners im Zweikampf: da streiten mit dem Bedauern Befriedigung und Stolz. Schwurgerichte begnügen sich zuweilen nicht, dem Gatten, der den Galan seiner Frau auf frischer Tat erschoß oder niederstach, mildernde Umstände zuzubilligen, sondern sprechen ihn frei unter dem Beifall der Tribüne und der Öffentlichkeit.

Dies sind Reste der altgermanischen Anschauung, wonach der ritterlich oder mit gutem Grunde vollstreckte Tötungsakt moralisch einwandfrei, wenn nicht lobenswert war, also nicht bloß das Töten im formgerechten Zweikampf (altnordisch Holmgang genannt) und im Kriege, sondern auch das aus menschlich begreiflichem Grunde sonstwie, bei allen Arten von Streitigkeiten und in Privatfehden, erfolgende. Oft war er sogar straffrei (unklagbar), so ausdrücklich, wenn der Ehebrecher oder Notzüchtiger vom Sühneberechtigten auf der Stelle erschlagen wurde (Grimm, Rechtsaltertümer 2, 348). Anrüchig (also mehr als klagbar und strafbar) war nur das Töten — wie auch das Mißhandeln — Wehrloser und Schwacher, also besonders von Kindern, Frauen, hilflosen Greisen, wehrlos gewordenen Gegnern, das heimliche Töten ohne folgende Totschlagansage (die altnordisch víglýsing heißt) und im allgemeinen das tötende Zerhauen verwandtschaftlicher oder beschworener Bande, also blutiger Verrat an Blutsfreunden, Schwurbrüdern, am Gaste oder Gefolgsherrn. In allen diesen Fällen bezog sich die Verurteilung eigentlich auf etwas anderes als auf die Lebensvernichtung, nämlich auf den Verstoß gegen die Ritterlichkeit, gegen die Pflicht der Offenheit und Furchtlosigkeit oder gegen die Heiligkeit der Sippe und der Eide; meist war der verabscheute Verstoß auch ohne Tötung möglich, so konnte man seinen Bruder, Freund oder Herrn auf mannigfaltige Art verraten und ebenso mannigfach es an Ritterlichkeit fehlen lassen; nur die heimliche Tötung entbehrte der tötungslosen Gegenstücke, sie stand als ein unanständiges Ding für sich der anständigen offenen Tötung gegenüber und trug, wie diese altnordisch *vig* heißt, so auch ihrerseits einen besonderen Namen, nämlich ,,Mord". Diese Vokabel bezeichnete also eine Tötung, die als heimliche und feige Tat — nicht als Tötung, sondern als häßliche, unmenschliche Tötung — verabscheut wurde. In christlicher Zeit wurde sie umgeprägt zu ihrem heutigen Sinn, also zu ,,abscheuliche Tötung" mit dem Nebensinn, daß Töten normalerweise abscheulich ist gemäß dem fünften Gebot.

Da jedes Töten, auch das offene und anständige, außer dem Getöteten seine Sippe traf — bzw. wenn es ein Sklave war, seinen Herrn —, so folgte der moralisch einwandfreien oder bewunderten Tötung ebenso die Vergeltung wie der verwerflichen, die Verbrechen oder Schuld bedeutete, und wo die Vergeltung weder mit Wergeld auf Grund privaten Vergleichs sich begnügte noch zur Fehde schritt, da folgte ein Prozeß wie

heute, doch kein Kriminalprozeß, bei dem der Staatsanwalt die Anklage erhebt im Namen des Staates und der verletzten Gerechtigkeit, mit welcher der Staat sich identifiziert, sondern ein Privatprozeß, als ginge es um einen Besitzstreit oder um eine Beleidigung durch Worte: der Erschlagene stellte gewissermaßen einen Besitz der Seinigen dar —besonders wenn es ein Sklave war, galt dies —, sonst war der Fall in erster Linie eine Beleidigung der klagenden Sippe.

Dann konnte es geschehen, daß eine mit bestem Gewissen, aus Pflichtgefühl und unter allgemeiner Billigung getane Tat schwere gerichtliche Ahndung fand, nicht bloß durch hohe Wergelder, die für manchen schwer erschwingbar waren, sondern oft genug durch Verurteilung in die milde oder gar in die schwere Acht, also zu befristeter Verbannung (Isländer müssen etwa auf drei Jahre außer Landes gehen) oder zum ,,Waldgang" auf Lebenszeit, was unbeschränktes Vogelfreisein und Elend und Verfolgung ohne Ende bedeutete. Doch wird das harte Los des altisländischen ,,Waldmanns" gemildert durch die Sympathie der Bevölkerung mit dem Wackern, der ins Unglück geriet. Bauern und Bäuerinnen wetteifern darin, dem Verfolgten Unterschlupf und sonstige Hilfe zu gewähren. Einige unterhalten auf ihrem Hofe ein unterirdisches Versteck eigens für Geächtete und haben ständig einen oder mehrere solche zu Gast. Dies zeigt anschaulicher als alles andere, wie wenig ein Totschlag an sich als Verbrechen gewertet wurde und daß die gerichtliche Verurteilung eines Totschlägers nicht nur keine moralische Verurteilung durch die Volksmeinung bedingte, sondern mit Verherrlichung durch diese völlig vereinbar war. Die Verherrlichung des Ächters stieg dann am höchsten, wenn er in der Acht seine mannhaften Taten fortsetzte und sich womöglich als starker Helfer bedrängter Witwen betätigte.

Dies ist besonders der Fall des bekanntesten und noch heute volkstümlichsten der altisländischen Ächter, des Grettir, von dem die Grettissaga lebendig und anschaulich erzählt. (Die Geschichte von dem starken Grettir, dem Geächteten, übertragen von Paul Herrmann, Jena 1913 [Thule Bd. V].) Infolge eines tötlichen Notwehrhiebes mit der Axt gerät er in die milde Acht und vollbringt auf der Norwegenreise, zu der ihn diese Verurteilung zwingt, Taten, die ihn schon weithin berühmt machen. So befreit er das Haus seines norwegischen Gastfreundes, des Bauern Thorir, von einer Berserkerschar aus Helgeland, die in des Bauern Abwesenheit sich bei der Bäuerin und den Mägden einquartieren wollen. Bei ihrer Ankunft auf der einsamen Insel macht der kluge Isländer gute Miene zum bösen Spiel, stellt Erfüllung ihrer übeln Wünsche in Aussicht, so daß die Hausfrau schwere Vorwürfe gegen ihn erhebt und die Weiber vor Entsetzen heulen, und bewirtet einstweilen die wilden Männer mit reichlichem, starkem Bier. Als sie trunken und müde sind, lockt er sie in ein festes Nebengebäude, holt die Waffen des Hausherrn und die Knechte, die nur unentschlossen folgen und von denen die Hälfte sich versteckt, und erlegt während der Nacht die Eindringlinge einzeln mit eigener Hand. Dem am Morgen ins Haus Zurückkehrenden tritt die Bäuerin entgegen und dankt ihm für seine Heldentat, durch die er sie und ihre Mägde vor einem Schimpf bewahrt hat, den sie nie verwunden haben würden. ,,Ich glaube," sagte Grettir trocken, ,,ich bin ganz derselbe in diesem Augenblick wie gestern abend, als du mich ausschaltest."

Nach Island heimgekehrt, verwickelt Grettir sich in neue Konflikte, und als er nach einer zweiten Reise im Spätsommer landet, erwartet ihn die Nachricht, daß das Allding ihn zum Waldgang verurteilt hat. Seine gute Laune leidet nicht hierunter, ebensowenig seine Hilfsbereitschaft. Übermütig narrt er dem Bauer Svein seine schöne braune Stute ab, kämpft mit allerlei Unholden, macht einen Widergänger unschädlich, muß aber vor den Nachstellungen seiner Widersacher auf die Insel Drangey im Skagafjord an der Nordküste sich zurückziehen, wo ihn schließlich das Ende ereilt infolge einer zauberischen Wunde, die ihn kampfunfähig machte. Vorher erscheint er einmal als unbekannter Fremder auf dem nächstbenachbarten Ding und sieht den Spielen der jungen Mannschaft zu. Man lädt ihn ein, sich an den Ringkämpfen zu beteiligen, und er willigt darein unter der Bedingung, daß man ihm, dem Fremden, Frieden und Sicherheit gewähre auf dem Dingplatz und bis zu seinem Heim. Daraufhin trägt Hafr, Thorarins Sohn, einer der reichsten Bauern der Gegend, den Urfehdebann vor in einer Fassung, die eingangs alle aufzählt, die den Frieden halten sollen, und alle Gelegenheiten, für die er gelten soll, sodann den Neiding, der den Frieden breche, verflucht für die ganze Weite der anschaulich zerlegten Welt (Thule Bd. V, S. 192—194). Als die tönende Formelreihe verklungen ist, steht Grettir auf, wirft die Vermummung ab, alle erkennen ihn, man ist betreten, einige haben Lust, dem Ächter zu Leibe zu gehen, aber die Treupflicht, unterstützt durch die imponierende Erscheinung des gefürchteten Gastes, behält die Oberhand. Beim Ringen erweist Grettir sich als der bei weitem Stärkste; er hält zwei Gegnern zugleich stand, deren jedem doppelte Manneskraft nachgesagt wird. Unbehelligt erreichte er wieder seine Insel, und man lobte das Verhalten der Leute vom Skagafjord, die Grettir den Friedensschwur hielten, obgleich er ihnen Schlimmes angetan hatte und

38. Der Surtshellir, berühmteste der Höhlen Islands, 1580 m lang, 16 m breit, 11 m hoch. Hier suchten die Geächteten Zuflucht (Photo Henry Petersen, Hamburg).

sie ihn nicht erkannten, als sie schwuren.

Die Grettir schließlich zur Strecke brachten, waren Thorbjörn Öngul und dessen Leute, sein Hauptgegner aus der letzten Zeit mit Gefolge. Überhaupt war die Verfolgung der Ächter Sache der durch sie Geschädigten und in der Regel dessen, der die Verurteilung erwirkt hatte. Der Staat kümmerte sich um die Vollstreckung von Achturteilen so wenig wie um die Klage auf solche. Denn das, worauf diese sich bezog, war ja kein Verbrechen, an dem die Öffentlichkeit ein Interesse gehabt hätte, sondern ein Angriff auf Privatleute. Man wäre versucht zu sagen: der Prozeß war viel mehr ein Interessen- und Machtkampf als ein Ringen um Gerechtigkeit — drückte sich nicht auch in Klage und Urteil offenbar ein gutes Gewissen aus, so daß es richtiger heißen muß: zwei Gerechtigkeiten lagen miteinander im Kampfe.

Dies setzt sich nach beendigter Gerichtsverhandlung in der Weise fort, daß in dem Verurteilten die unterlegene Gerechtigkeit sich aufbäumt gegen die äußerlich siegreiche und daß seine Helfer, ja innerlich wohl alle, die sein Schicksal kennen, für ihn Partei ergreifen gegen seine Besieger.

Er mußte sich ja für eine brave Tat übel belohnt fühlen und oft genug in der Stimmung sein, das Schicksal anzuklagen. Wir fühlen dies am stärksten in der ergreifendsten der altisländischen Ächtergeschichten, der Saga von Gísli (Die Geschichte von Gisli dem Geächteten, deutsch von Friedrich Ranke [Thule Bd. VIII, S. 61ff., Jena 1922]). Dieser feinbesaitete Prachtmensch hatte für seinen besten Freund die schuldige Rache vollzogen und mußte dafür jahrelang in der Verbannung leben, gehetzt von dem Beauftragten der Klägerpartei, Eyjolf dem Grauen, verlassen vom eigenen Bruder, vorübergehend unterstützt von einigen kleinen Leuten, oft in Lebensgefahr zu Wasser und zu Lande, jedesmal mit Kraft und Geistesgegenwart davonkommend, tapfer ausharrend durch Hunger, Frost, Blutverlust, Schlaflosigkeit, Halluzinationen, bis schließlich die Gegner ihn stellen und er an der Seite der lauteren, guten, nie wankenden Gattin Aud und der wackern jungen Dienerin Gudrid, bis zum letzten Atemzug erhobenen Hauptes kämpfend, sein Leben teuer verkauft.

Von Gisli würde es uns am wenigsten wundern, wenn er Zuflucht in einem Tempel suchte wie jener schwedische Gunnar, der zum Heiligtum von Oklunda flüchtete, um sicher zu sein vor den Nachstellungen, vor allem aber, um in seiner guten Sache durch den Gott bestärkt zu werden und religiösen Trost zu finden für ein so gerüttelt Maß unverdienten, herbsten Leides, wie er es auszukosten hatte. Die Gottheit stand auf derselben Seite wie das unbeteiligte Volk, nämlich mit dem Wackern, der sich unschuldig „ins Unglück gehauen" hatte, aber während die Volksmeinung gegen den Sühneanspruch der Sieger und das Achturteil weder aufkommen wollte noch konnte, vermochte die Gottheit der Rache in den Arm zu fallen und das Urteil, wenn nicht niederzuschlagen, so doch seinen Aufschub zu erzwingen durch den unverletzbaren Tempelfrieden, durch ihr Asylrecht. Denn der Bauer, der einem Ächter half, war der übermächtigen Strafe dessen ausgeliefert, um dessen Waldmann es sich handelte (so die alte Ausdrucksweise). Der Gott dagegen, seine Diener und sein Hain oder Tempelbezirk waren als heilig jedem Zugriff entzogen, erhaben über die Rache nicht nur, sondern auch über die Justiz. Das Heiligtum war die höchste Instanz der Gerechtigkeit, der letzte, sicherste Hort der Guten, welche unterlagen.

Dieselbe Ausnahmestellung des Priesters, welche die nordischen Befunde in dieser Weise uns erkennen lassen, bezeugt schon Tacitus in seiner Skizze einer germanischen Dingtagung, Germania Kapitel 11: „Stillschweigen wird durch die Priester geboten, denen nun auch das Recht der Bestrafung zusteht." Daß der

Priester, als Stellvertreter der Gottheit, Schweigen zu gebieten hat, wissen wir auch aus heimischen Quellen, unter anderem aus dem Eingang des Eddaliedes „Der Seherin Gesicht" (Wöluspā), wo die Seherin spricht:

Gehör heisch' ich — Du willst, Walvater,
Heiliger Sippen, — Daß wohl ich künde,
Hoher und nied'rer — Was alter Mären
Heimdallssöhne: — Der Menschen ich weiß.

39. Gefesselte Moorleichen. Zeichnung.

Walvater, Odin, ist also anwesend auf dem großen Weltding der Götter und Menschen, das der Dichter heraufbeschwört, er hat die Seherin an seiner Seite reden geheißen, und sie hebt an mit dem Schweigegebot und der Verkündigung der „Dingheiligkeit" (altnordisch *pinghelgi*), d. h. der heiligen Unverletzlichkeit der Dingstätte und der Versammlung, zu der auch gehört, daß ihre Übertretung durch den Priester (in der Wöluspa ist es eine Priesterin) zu ahnden ist, ohne daß den Verwandten der Bestraften ein Sühnerecht irgend welcher Art zusteht; der durch die priesterliche Strafgewalt Hingerichtete gilt als bußlos, straflos gefallen, dank der erwähnten Ausnahmestellung des Priesters und der religiösen Sphäre.

Hinrichtung durch den Priester bedeutet Menschenopfer. Da niemand anders so unverletzlich war, daß er hinrichten durfte, war die Todesstrafe als solche sakral. Ihre Formen waren verschieden, und zwar, wie Tacitus sagt (Kap. 12), je nach der Art des Vergehens: „Verräter und Überläufer hängen sie an Bäumen auf, Feige, Kriegsscheue und Weibische versenkt man in schmutzige Moore, wobei noch Flechtwerk über sie gelegt wird." Beide diese Verfahren kehren in germanischen Quellen wieder, und zwar die Hängung (mit ritueller Speerritzung) als die Form des Wodansopfers im Norden (vgl. besonders Die Gautrekssaga, herausgegeben von Wilh. Ranisch, Berlin 1900, S. 28—30); auch berichtet Adam von Bremen, daß in dem heiligen Hain, der den Tempel von Uppsala umgab, 72 den Göttern geopferte Menschenleichen zusammen mit toten Pferden und Hunden an den Bäumen hingen (Adami Bremensis Gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum IV, 27). Ertränken im Moor ist besonders bekannt als Strafe für Ehebrecherinnen.

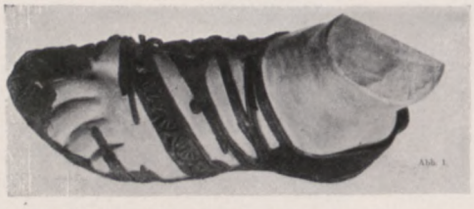
Nach der Hālfssaga (Hálfssaga ok Hálfsrekka, herausgegeben von A. Le Roy Andrews, Halle 1909 [Altnordische Sagabibliothek 14], S. 76ff. Die in der Einleitung [S. 12ff.] gegebenen Parallelen und Vermutungen erheischen Nachprüfung; die Geschichte kann sehr wohl historisch sein) hatte König Hjörleif von Hardanger und Rogaland, zubenannt der Weiberfreund, zu seiner ersten Frau, Äsa der Lichten, einer Jarlstochter aus Valdres, auf einer ohne sie unternommenen Nordfahrt eine zweite geheiratet, Hild die Schlanke, die Tochter des reichen Högni von Njardey. Eine dritte, ebenfalls unterwegs eingegangene Ehe, mit der Dänin Hringja, brachte ihn in Streit mit deren Vater, König Hreidar von Seeland, der ihn des schimpflichen Mordes an ihr beschuldigte, und dieser überfiel bei Nacht Hjörleifs Gehöft und entführte Äsa und Hild nach Seeland. Hjörleif, der entkommen war und dabei Hreidars Sohn durch Speerwurf getötet hatte, segelte dem Räuber nach, landete bei Nacht in Seeland und betrat ohne Begleiter und, wie er glaubte, unbemerkt den Schlafsaal des Königsgehöftes. Da waren alle Frauenbetten leer, nur Äsa war zurückgeblieben, und von ihr verlangte Hjörleif, sie solle ihm den Hreidar verschaffen. Unter dem Vorwand, den König zu holen, versteckte sie den Ungetreuen in ihrer Kleidertruhe, und hier fanden ihn die herbeigerufenen Königsmannen. Sie fesselten ihn, führten

40. Hose aus Rautendrell mit Fußling, gefunden im Torsberger Moor (Süderbrarup). Kiel, Museum vaterländischer Altertümer. Die Webeborte in Brettchenweberei. Zeit: Vor der Mitte des 4. Jahrhunderts.

41. Kopf einer männlichen Moorleiche aus dem Kehdinger Moor, Obenaltendorf, Kr. Neuhaus an der Oste. Museum, Stade. Ein großer Teil der linken Kopfseite ist bei der Ausgrabung (1875) abgestochen worden. Der Kopf selbst ist zu einem 12 cm breiten und 11 cm hohen und etwa 3,5 cm dicken Körper zusammengepreßt. Gut erhalten ist das gewellte gleichmäßige, ehemals blonde, durchschnittlich 8 cm lange Kopfhaar. Auf dem Scheitel deutlich der Ansatz einer Glatze erkennbar. (Vorzeitfunde aus Niedersachsen.)

ihn in die große Halle, wo der König mit seinen Mannen zechte, und hängten ihn dort zwischen zweien der auf dem Fußboden brennenden Feuer ,,an seinen eigenen Schuhbändern", also mit dem Kopf nach unten, auf, während Hreidar mit Äsa auf dem Schoß vom Hochsitz auf den Verhöhnten hinabsah und ebenso von allen Seiten das pokulierende und lachende Gefolge. Hild aber goß Bier in die Flammen. Als es spät wurde und einer nach dem anderen einnickte, auch der König, da zerhieb sie Hjörleifs Schuhbänder mit dem Schwerte, dieser schritt zum Hochsitz hinauf, stieß die Klinge durch Hreidars Brust, holte seine am Hafen wartende Mannschaft, ließ Hreidars Gefolge entwaffnen und binden, begnadigte es, befahl den toten Hreidar an den Galgen zu hängen, den dieser ihm selbst zugedacht hatte, und kehrte mit den Frauen nach Norwegen zurück. Dort wurde nun Gericht gehalten über Äsa, und das Ding verurteilte sie gemäß ihrem Vergehen, im Moor zu sterben. Hjörleif aber lieferte sie dem Priester nicht aus, zufrieden mit ihrer Demütigung durch das Urteil und ihre Untreue und Feindschaft als verdiente Rache großmütig würdigend. Er sandte Äsa die Lichte unter fürstlichem Geleit, das auch ihr Eingebrachtes mitführte, nach Valdres zurück, eine königliche Geste, die dem übermütigen und reichen Fürsten wohl ansteht, und ein Beitrag zu dem Thema ,,Königtum" ist, das den Schluß dieses Abschnitts füllen muß, wie das hardangische Ding dem Inhalt seines ersten Teils zugute kommt. So rechtfertigt sich vorläufig die Breite, in der die Geschichte von Hjörleif dem Weiberfreunde unseren Zusammenhang unterbricht! —

Des Tacitus Angaben über die Arten der Todesstrafe werden durch einheimische Zeugen nicht nur bestätigt, sondern auch ergänzt. Aus Island verlautet über die Verlegung der Dingstätte auf der Halbinsel Thorsnes im Westlande, daß an deren neuem Platze noch der ,,Gerichtsring" zu sehen sei, in dem die Verurteilungen zur Opferung erfolgten, und in oder neben diesem Ringe der Stein des Gottes Thor, an dessen scharfer Kante den Opfern das Rückgrat gebrochen wurde. (Die Geschichte vom Goden Snorri, übertragen von F. Niedner, Jena 1920 (Thule Bd. VII], S. 26f. — Islands Besiedlung und älteste Geschichte, übertragen von W. Baetke, Jena 1928 [Thule Bd. XXIII], S. 85.) Das Brechen der Wirbelsäule am Stein hat mit den anderen bekannten Arten der Todesstrafe gemein, daß der todbringende Gegenstand weder Menschenhand noch Waffe ist, sondern ein Stück Natur, in welchem der Gott wirksam gedacht wurde, der sich sein Opfer nahm. Wie den Gehenkten der Windgott Odin entführte, den im Moor Versenkten die Unterweltsgöttin Hel ergriff, so bemächtigte sich des Steinopfers der Gott, der Felsen spaltete und mit steinköpfigen Bergriesen kämpfte und verschwägert war. Noch merkwürdiger ist an unserem Bericht der Ausdruck ,,zur Opferung verurteilen" (*dæmðir til blóts*), denn er besagt deutlich, daß die Opferung eine Hinrichtung war und folglich zugleich, daß das Gerichtsurteil sakral vollstreckt wurde, und ist also ein klares Zeugnis für die Richtigkeit der Lehre vom sakralen Charakter der germanischen Todesstrafe und dem Monopol der Priester, letztere zu vollziehen. (Ein ebenso klares bei Müllenhoff, Altertumskunde 4, 244 [Vita Wulframi über die Friesen].)



42. Schuh mit Kerbschnitzarbeit vom Obenaltendorfer Moorfund. Er ist geschnitten aus einem Stück behaarten Leders. Reste und Nahtspuren von aufgenähten Sohlen, aber nur unter Hacken und Zehen. Fußgröße 28 cm. (Vorzeitfunde aus Niedersachsen.)

In dieser Lehre sind heute Philologen, Juristen und Volkskundler einig. Wie notwendig sie ist, dürfte sich aber voll erst aus unserem Zusammenhange ergeben, nämlich erstens aus dem Satze von der im Frieden mangelnden Staatsgewalt, zweitens aus dem, was über den freien Spielraum des Tötens gesagt wurde.

Hätte es bei den königlosen germanischen Völkerschaften eine stehende Staatsgewalt gegeben, so hätte diese die Strafgewalt ausgeübt, die wir statt ihrer bei den Priestern finden. Die priesterliche Strafgewalt zeugt also gegen das Dasein der Staatsmacht und umgekehrt das Fehlen letzterer für jene.

43. Felonie. Ritter überfallen und töten ihren Lehnsherrn. 12. Jahrh. (Hortus deliciarum der Herrad von Landsperg. Nach der Faksimile-Ausgabe. Das Straßburger Original ist 1870 verbrannt.)

Wäre jeder Totschlag ein ,,Friedensbruch" gewesen in dem Sinne, wie die ältere Lehre der Juristen es annimmt, hätte also ein Friedenszustand ohne Blutvergießen ebenso wie heute als Normalzustand des Staates gegolten und seine Verletzung die ,,Friedlosigkeit" als Reaktion von Staats wegen nach sich gezogen, so wäre die Ausnahmestellung der Heiligtümer und der Priester rätselhaft. Denn eine notwendig, sozusagen mechanisch platzgreifende Friedlosigkeit darf durch kein Asylrecht eingeschränkt sein; jedes derartige Recht wäre unverständlich, trüge die germanische Acht jenen Charakter. Mit anderen Worten: der Priester, der dem Geächteten Schutz und Stärkung gewährt, müßte ebenso der strafenden Staatsgewalt weichen wie der Bauer, der jenes wagt. Und wenn der Priester als Asylgewährer nicht unverletzlich wäre, so wäre er dies auch nicht als Scharfrichter. Da er es in dieser Rolle ist, ist er es auch in jener, und das stimmt zu der sittlichen (nicht gerichtlichen) Erlaubtheit des anständigen Tötens.

Für sittlich verbotenes Töten, wie für ehrlose Handlungen überhaupt, scheint eine Asylmöglichkeit nicht bestanden zu haben. Wie im Gegensatz zum ehrlichen Totschläger den Verräter seines Herrn, den Brecher beschworenen Vertrages, den Mörder im alten Sinne niemand bei sich aufnahm oder sonst unterstützte, so erbarmte sich des Neidings auch kein Gott. Starkad, der seinen Gefolgsherrn treulos getötet hat, ,,irrt ohne Ruhe, finsteren Sinns, auf einsamen Wegen, den Haruden verhaßt". Der Urfehdebann erklärt den Vertragbrecher (*griðníðingr*) für überallhin verfolgbar, für nirgends sicher, auch nicht da, wo heidnische Männer im Tempel opfern und christliche Männer die Kirche aufsuchen, also — so wird der Zusammenhang gemeint sein — weder im Tempel noch im Gotteshaus.

Zu diesen ganz Friedlosen, für die es keine Gnade gab, gehörten auch die Tempelschänder und sonstigen Beleidiger der Götter. Eyvind, ein Bruder der Königin Gunnhild von Norwegen, hatte während eines Opferfestes zu Gaular auf ihr Anstiften einen frivolen Totschlag verübt und damit die Heiligkeit von Zeit und Ort befleckt, die Gottheit erzürnt. Dadurch wurde er zum ,,Warg" (*vargr*) und mußte vogelfrei aus dem Lande fliehen. (Die Geschichte vom Skalden Egil, übertragen von F. Niedner, Jena 1911 [Thule Bd. III], S. 130.) ,,Warg" (Wolf) scheint überhaupt der Kunstausdruck für die äußerste, gottlose, die echte Friedlosigkeit gewesen zu sein. Es haftet dem Worte immer etwas von ,,Neiding" an, und nie könnte z. B. Gísli so heißen, obgleich auch er die volle Acht, den Waldgang, zu tragen hat. Als Thorvald veili seinen Gesinnungsgenossen, den Skalden Ulf, Uggis Sohn, gegen den Missionar Dankbrand aufhetzen wollte, nannte er diesen in einer Strophe den ,,Götterwarg" (*goðvargr*), d. h. einen, der durch Lästerung der Götter sich zum Warg erniedrigt hat, und den die Götter hassen und verfolgen. (Islands Besiedlung usw., von W. Baetke, Jena 1928 [Thule Bd. 23], S. 172, ,,Asenfeind".) Jarl Hakon, der kraftvolle letzte Vorkämpfer des norwegischen Heidentums, hatte den Haupttempel von Gautland geplündert und dabei Tempelwächter erschlagen. Der Jarl Öttar von Gautland bot den Heerbann gegen ihn auf, schlug und vertrieb die Norweger mit Übermacht und ließ sodann das Landesding erklären, daß Hakon, der Tempelschänder, fortan ,,Warg in den Heiligtümern" (*vargr í véum*) heißen solle (Fornmannasögur XI [Kopenhagen 1828], S. 40), eine Kennzeichnung, die auch sonst vorkommt und die absolute Friedlosigkeit ausdrückt, das Vogelfreisein auch in den Heiligtümern. Der im Urfehdebann verfluchte Gelübdebrecher heißt in einem Eddaliede *vára vargr*, ,,Warg der Gelübde", und bekommt ein verächtlich-bedauerndes Beiwort: die gebrochenen Eide haben ,,ihren" Warg, wie der Totschlagrächer ,,seinen" Waldmann hat. Auch von ,,Mordwargen" (*morðvargar*, solchen also, die durch schimpflich-lichtscheue Tötung zu Wargen werden) ist die Rede, nämlich in der Wöluspā, wo sie die Jenseitsstrafen beschreibt: neben Meineidigen und Ehebrechern müssen

sie ,,schwere Ströme" durchwaten, drei Arten Neidinge, deren Gottverlassenheit in diesem Zusammenhange erschütternd uns eingeprägt wird.

Der äußerste Sinn, den wir so in dem Worte Warg finden, ist gleichsam der Schlußstein unserer ganzen Betrachtung über den religiösen Faktor im germanischen Recht. Gleichzeitig ergibt sich an dieser Stelle ein interessanter Rückblick auf schon berührte, ältere Lehrmeinungen.

Wie gesagt, erklärte man früher die Acht aus dem verwirkten Frieden der Gemeinde und faßte sie als automatisch von Staats wegen eintretende ,,Friedlosigkeit". Der hierbei vorschwebende Begriff des Gemeindefriedens war zwar chimärisch, naiv übertragen aus dem modernen Polizeistaat oder der antiken Stadt in unser bäuerliches Altertum und hier von Ding und Tempel aufs flache Land. Er war aber auch orientiert an seinem vermeintlichen Gegensatz, der absoluten Friedlosigkeit des Warges, und diese Friedlosigkeit setzt eine Gemeinde voraus, die sie verhängt und einmütig bejaht, also zwar keine Friedensgemeinschaft, aber doch ein unter sich und mit seinen Göttern im sittlichen Urteil einiges Volk, mithin etwas Ähnliches wie die romantische Chimäre. Die alte Lehre besitzt also einen unverächtlichen Wahrheitskern. Sie irrte nur darin, daß sie das Faustrecht in den Gemeinden nicht würdigte und den isländischen Waldmann übersah, der keine Gemeinde, sondern nur Prozeßgegner und ein Gerichtsurteil gegen sich hat und von der Volksmeinung und der Gunst der Götter getragen wird. Man kannte die Isländersagas noch kaum; sonst hätte man an dem System mindestens irre werden müssen. Das Verdienst, diese hochwichtigen Quellen für das ,,Strafrecht" umfassend mobil gemacht zu haben, kommt Andreas Heusler zu in seinem mehrfach angeführten, bahnbrechenden Buche. Die Juristen haben seine Ergebnisse verworfen oder nur bedingt gelten lassen. Das ihnen zugemutete Umdenken stellte hohe Anforderungen, schon was Sprach- und Literaturkenntnis angeht. Aber in einem wichtigen Punkte hatten sie recht gegenüber dem philologischen Neuerer: sie wurden dem Warg gerecht, über dem ihre Vorgänger den Waldmann vergessen hatten und den nun Heusler dem Waldmann zuliebe vergessen konnte. Die streitenden Gesichtspunkte einigen sich, wenn nicht alles trügt, in der Erkenntnis, daß Warg und Waldmann zweierlei sind und es neben dem sozusagen amoralischen Waldmann der Sagatypen den Warg mit stark emphatischer moralisch-religiöser Sphäre gegeben hat, den Typus, den der Grieche Aischylos in dem eumenidengehetzten Orestes dichterisch verklärt. Wenn im Urfehdebann dem ,,Warg der Gelübde" aufgegeben wird, zu meiden

Kirchen und Christenmänner,
Gottes Häuser
Und Höfe der Menschen,
Jedes Heim,
Nur die Hölle nicht,

so ist die Sprache zwar christlich, aber der Gedanke stammt aus dem Heidentum, aus der Anschauung, daß der Warg der Unterwelt verfallen ist, den *weargtreafu*, ,,Warghäusern", wie sie angelsächsisch heißt.

Da Galgen und Marterkreuz altgermanisch ,,Wargholz" heißen (altsächsisch *waragtreo*, altnordisch *vargtré*), ,,der Warg soll hängen" (*wearh sceal hangian*) ein angelsächsischer Spruch ist und die gotische Bibelübersetzung 'kreuzigen' und 'Todesstrafe' durch *gawargjan, wargipa* wiedergibt, hat man die Gehenkten, und jedenfalls alle Hingerichteten, ebenso Warge genannt wie die asyllos Verbannten, und der Begriff des Warges erweitert sich auf alle, die des Todes von Priesterhand schuldig waren, also auch auf die von Tacitus genannten Feiglinge und weibischen Menschen, die ,,Argen", wie sie altgermanisch hießen mit einem bedeutsamen Reim auf ,,Warg". Wenn der Gotenkönig Ermenrich den eigenen Sohn aufknüpfen läßt am ,,Wargholz westlich vom Gehöft" (also helwärts gelegen), so tut er dies Ungeheuerliche im Grimm über die Untreue, die jener als Brautführer der jungen Königin Svanhild ihm zugefügt haben soll und die den Königssproß zum Warg erniedrigte — seine Entartung feststellte. Der Galgen, den die Dänen für den stolzen Hjörleif rüsten, gilt dem Neiding, der die dänische Prinzessin ,,morden" — töten und ins Skagerrak werfen — ließ, und ebenso das grausame Vorspiel: das Hängen mit den Füßen nach oben war besonders schimpflich und degradierend, stand in schneidendstem Gegensatz zu Würde und Selbstgefühl des dadurch Gedemütigten. Das geht hervor aus von Grimm (Rechtsaltertümer, 4. Aufl., II, S. 261ff.) gesammelten Berichten über diebische Juden, die man im Mittelalter und noch im 17. Jahrhundert mit unterwärts gekehrtem Haupt zwischen Hunden aufhing. Sie wurden damit zu Hunden gestempelt, gemäß ihrem als unmännlich (,,arg") empfundenen Gewerbe und Wesen, und somit jenen Degenerierten gleichgestellt, von deren Versenkung und Bedeckung mit Flechtwerk Tacitus erzählt. Das abwärts gerichtete Haupt weist ebenso zur Unterwelt wie die Tiefe des Moores, und daß die Hinrichtung der Warge nicht einfach deren Tat strafte, sondern ihr Wargsein, welches Minderwertigkeit und erbliche Belastung bedeutete, das verraten uns germanische Originalstellen, wie es auch in des Tacitus Latein deutlich anklingt (Müllenhoff,

Deutsche Altertumskunde 4, 244; Fehrle, Germania 83). Es liegt also in König Hjörleifs ritueller Mißhandlung ein Tort bitterster, ingrimmigster Art, und die Sühne, die er dafür sich nimmt, ist milde und wahrhaft überlegen; eben dies will die Saga betonen. —

Wir sehen an Hreidars und Ermenrichs Willkürakten, wie die Überzeugung von der Ungleichheit der Menschen auch in Fällen von bloßem Wahn und Wunsch sich als kraftvolles Handeln niederschlug, sei es mit tragischer, sei es mit humoristischer Wirkung. Von dieser Überzeugung selbst war oben bereits die Rede. Das Merkwürdigste dabei ist aber doch wohl dies, daß man nicht nur Feigheit, sondern auch Untreue verschiedener Art und Verstöße gegen die Ritterlichkeit als Beweise konstitutiver Minderwertigkeit, als wargmäßig, gewissermaßen als krankhaft angesehen zu haben scheint, daß Ehrenhaftigkeit nicht bloß das Gebotene war, sondern das Normale und Gesunde, eine sieghafte, unerschütterliche, unabänderliche Naturtatsache.

So bietet das alte Recht Anlaß zu Ausblicken nach verschiedenen Seiten, besonders — was man früh erkannt und mit gutem Grunde warm begrüßt hat — auf die germanische Volksart, die Seelenhaltung des ungetauften und ungezähmten nordischen Freiluftmenschen. Könnten wir auch andere Abschnitte hier betrachten — etwa das Ehe- und das Erbrecht, das der Liegenschaften (Erdrecht), die Bestimmungen über Diebstahl, Wunden und andere Delikte, die Vorschriften über Dingtagungen und Königswahl —, so wäre die Ernte natürlich noch viel reicher. Aber auch unser bisheriger Gedankengang läßt sich noch ergiebiger gestalten. —

Die Scheidung von Warg und Waldmann könnte bei dem teilnehmenden Leser Verwunderung hinterlassen haben. Er könnte gestimmt sein zu fragen, wie man sich mit der Ungerechtigkeit abgefunden habe, daß nicht nur schlechte Kerle in die Acht erklärt wurden, sondern auch wackere Männer, daß das Ding gerechten Totschlag ebenso bestrafen konnte wie eine Neidingstat ohne andere Auszeichnung für jenen als die in den Namen liegende und die ungewisse Aussicht auf Tempelschutz.

Stellen wir das Problem geschichtlich, so lautet es: wie mag es gekommen sein, daß eine für den Warg geschaffene und ihm allein angemessene Bestrafungsform einmal auch Anwendung fand auf einen ehrlichen Rächer und daß solcher Unfug sich einnistete? Nunmehr kann für den mit altgermanischer Art Vertrauten die Antwort kaum einen Augenblick zweifelhaft sein: es kam durch die Leidenschaft und den Einfluß einer gekränkten Sippe und wiederholte sich aus demselben Grunde, dem mit der Zeit immer mehr die Tradition unterstützend zur Seite trat, so daß schließlich die meisten nichts mehr dabei fanden. Möglich war dies nur, weil die Forderung der Gekränkten einen gerechten Anspruch darstellte nach dem Satze „Auge um Auge, Zahn um Zahn". Das sozusagen Abnorme liegt nur darin, daß die Fordernden den Arm der Öffentlichkeit in Bewegung setzen um einer Angelegenheit willen, welche — im Gegensatz zu heute und zum fünften Gebot Mose — die Öffentlichkeit gar nichts angeht. Es ist derselbe Mißbrauch, wie wenn in einer modernen parlamentarischen Republik ein Minister sich der staatlichen Machtmittel bedient, um einen persönlichen oder parteimäßigen Widersacher unschädlich zu machen; also etwas allgemein Menschliches insofern, als ein starker Wille und ein gewisser Grad leidenschaftlicher Verblendung dazu nötig sind, Eigenschaften, die sich erfahrungsgemäß sehr oft in einer Persönlichkeit vereinigt finden. Ein altgermanisches Beispiel lieferte uns König Hreidar von Seeland, der seinen norwegischen Gegner auf eine unbewiesene und falsche Vermutung hin als gemeinen Verbrecher behandeln und brandmarken läßt, begreiflich weil er innerhalb kurzer Frist Sohn und Tochter einbüßte, und zwar vermeintlich durch denselben Mann, und daher von Zustimmung und Hilfe seiner Leute getragen. Ebenso hat einmal ein Häuptling im Ingrimm über einen ihm oder den Seinen angetanen Schaden und Schimpf gegen den anständigen Täter einen Dingbeschluß auf Waldgang herbeigeführt, als wäre er ein Warg. Daß dies Schule machte, konnte um so leichter geschehen, als es Fälle gab wie das Verbrechen des Jarls Hakon in Gautland. Der von diesem geplünderte Tempel war vermutlich Eigentum des Öttar, die von ihm erschlagenen Wächter dessen Leute, so war das, was die persönliche Kränkung bedingte, zugleich ein Staatsverbrechen, eine Freveltat, die den Warg macht, und es war natürlich, daß der Gekränkte vor dem Ding die öffentliche Seite der Sache hervorkehrte. Überhaupt dürfte der Mißbrauch von Gericht und Ding zu Rachezwecken Einzelner begünstigt worden sein durch die Eigenart des germanischen Fürstenwesens, wovon noch in diesem Abschnitt zu handeln sein wird. Dem, was der Fürst tat, eiferten andere Mächtige nach, weil sie keinen grundsätzlichen Unterschied sahen zwischen sich und Fürsten, und diese mußten meist ohne die Tatsache, ja ohne den Schein der echten Neidingstat ihr Ziel zu erreichen suchen. Doch war der Sühneakt, durch welchen Gísli in die schwere Acht kam, ein heimlich bei Nacht einem Schlafenden versetzter tödlicher Stoß, und der Rächer hatte die Spuren seines Eindringens verwischt und keine Anzeige erstattet. So schienen in diesem Falle gewisse Merkmale

44. Südseite der gotländischen Friedenskirche in Tingstaede.
Das Langhaus wurde um 1230 gebaut. (Roosval, Die Kirchen Gotlands.)

des Mordes gegeben, und vielleicht ist dieser Schein von den Klägern verwertet worden, als sie das Waldgangsurteil durchsetzten. Die Saga freilich entschuldigt ihren Helden: Gīsli wiederholte nur, was der Gegner getan hatte, als er seinen Freund erschlug, und zwar auch insofern, als er die Waffe in der Wunde stecken ließ, wie er sich entfernte, ,,in diesem Fall," heißt es ausdrücklich, ,,sprach man nicht von Mord, sondern von verhehlter Tötung (*launvig*)," da der Waffenfund ja einer Anzeige gleichkam; außerdem enthüllt der Täter bald darauf selber seine Tat in einer monologischen Strophe, die nur zu gut verstanden wird. Da zugleich die Verurteilung in größter Kürze berichtet wird, sehen wir nicht klar, ob die tatsächlichen Umstände für eine gerichtliche Erklärung zum Warg (das, was gotisch *wargipa* hieß) die Unterlagen geboten haben. Alles, was wir über Gīsli erfahren, zeigt ihn als das Gegenteil eines Warg, als den Helden ohne Furcht und Tadel, der seinem Verfolger, dem mächtigen Börk von Thorsnes am Breitfjord, an Mannestugend überlegen und, wie gesagt, das eindrucksvollste Beispiel ist für ungerecht verhängten Waldgang.

Befreiung aus solcher drückenden Lage konnte, wie wir sahen, ein Gott dem Waldmann bescheren. Das bezeugt unmittelbar die Inschrift von Oklunda und mittelbar z. B. der altnordische Sprachgebrauch vom ,,Warg in den Heiligtümern". Es handelte sich aber wahrscheinlich nicht um Befreiung für immer, sondern nur um Zeitgewinn für den Unglücklichen, bis etwa Aufhebung seiner Acht durch Dingbeschluß ihm durch einflußreiche Helfer zuteil wurde. Dafür spricht die christliche Verkleidung, in der wir das alte Asylrecht im Gesetzbuche der Insel Gotland wiederfinden. Die geistlichen Bearbeiter haben, dem fünften Gebot und dem biblischen Friedensideal Rechnung tragend, aus dem Recht eine Pflicht gemacht. Damit die böse Tat nicht fortzeugend weiteres Böse gebäre, muß der Totschläger der Rache entzogen werden, und das geschieht durch die Vorschrift, daß er nach der Tat, begleitet von seinen nächsten männlichen Verwandten, zu einer der drei Friedenskirchen auf Gotland fliehen soll, Farthaim, Thingstethi oder Atlingabo, ,,wo alle Männer den Friedensschutz empfangen haben" (auch dies eine kirchliche Maßregel zur Hintanhaltung von Totschlägen und Fehden). Dort wird ihm Hehlung und Heiligkeit (Unverletzlichkeit), mag er im Pfarrgehöft oder im Kirchhof sich aufhalten. Doch muß er nach vierzig Nächten bei Gefahr des Lebens die Kirchstätte räumen und ein anderes Asyl beziehen, nämlich einen Friedenskreis (*banda*), den er mit Einwilligung der Grundeigentümer um drei Dörfer ziehen darf mit Einschluß des Waldes halbwegs bis zum jenseits liegenden Dorf, so, daß nur eine Kirche in dem Kreise liegt, diejenige, die der Totschläger besucht, aber kein Dingplatz und kein Marktflecken. Offenbar soll der zu Schützende so weit, wie mit seinem Seelenheil vereinbar, allen Menschenansammlungen entzogen werden, damit die Gefahr, daß die Rächer seinen Aufenthalt erfahren oder ihm begegnen, möglichst herabgesetzt wird. Seinem Verbleiben in der Banda scheint keine Frist gesetzt zu sein. Es heißt ausdrücklich, eine Banda, die ein Jahr ,,gestanden" habe, dürfe nach Ablauf des Jahres niemand tadeln. Jedoch wird es dem Sünder freigestellt, ins Ausland zu reisen ,,zu heiligen Männern, um seine Sünden zu büßen", und ihm die gleiche Sicherheit wie in der Banda gewährleistet für die Pilgerreise selbst und für je acht Reisetage auf Gotland von der Banda zum Schiffe und zurück (Gutalag och Gutasaga, utgifna af Hugo Pipping, Kopenhagen 1905—07, S. 15f.). Diese Sicherheit ist jedoch derjenigen im Heiligtum weit unterlegen. Anscheinend bedeutet sie außer der Fernhaltung des zu Sichernden vom Verkehr der Menschen lediglich ein leicht erhöhtes Wergeld (zwölf

Mark Silbers statt zehn; Gutalag ed. Pipping S. 19), während die Kirche, die Nachfolgerin des heidnischen Tempels, die Erschlagung des in ihr geborgenen Töters dadurch so gut wie ausschloß, daß diese als unsühnbare Untat strenge Acht oder Tod nach sich zog.

Ohne Zweifel stammen die Grundzüge dieser christlichen Regelung aus dem alten Volksrecht, wie das Heiligtumsasyl als Möglichkeit, so die Banda, das abgeschwächte, weltliche Asyl, das jenes ablöste, da der Tempel einen Gast nur beschränkte Zeit ernähren konnte. Schon das Wort *banda* und die Wendung ,,das nennen die Leute *vatu - banda*" sagen genug.

45. Die gotländische Landkirche in Bro. Aquarell von Eric Törngren. (Roosval, a. a. O.)

Die Sonderung der heidnischen und der christlichen Elemente in den germanischen Rechts- und Gesetzbüchern ist eine der wichtigsten und reizvollsten Aufgaben der Rechtsgeschichte. Im allgemeinen wird man von den älteren Quellen sagen dürfen, daß die alte Überlieferungsmasse kirchlich verbrämt oder eingerahmt, dagegen in ihrem Innern verhältnismäßig wenig umgeformt ist. Ein Beispiel für solche innere Umformung einer kenntlich bleibenden Grundlage bietet der soeben betrachtete Abschnitt des Gutalag, das im übrigen eine rein christliche Einleitung aufweist wie andere nordische Rechte auch (vgl. oben über Thorgeir vom Lautersee). Leichte Umformungen oder besser Zusätze finden sich ferner in den Teilen des Westgötalag (Äldre Västgötalagen utgiven av Bruno Sjöros, Helsingfors 1919, S. 37—39), die von den Neidingswerken und sonstigen unbüßbaren Untaten handeln und also in der Linie unseres Zusammenhanges liegen. Die Unbüßbarkeit seiner Tat — ihre Unfähigkeit, wieder gut gemacht zu werden — ist ja ein Merkmal des Warges.

Der Abschnitt ,,Orbotæ Mal" — Angelegenheiten außer Buße — beginnt mit dem Satze: ,,Erschlägt ein Mann einen anderen in der Kirche, so ist das Neidingswerk", eine deutliche Zutat der kirchlichen Redaktion; der ältere Anfang folgt sogleich: ,,Erschlägt ein Mann einen anderen auf dem Ding, so ist das Neidingswerk," und weiter: ,,Bricht ein Mann einen Vertrag oder beschworenen Frieden, rächt ein Mann sich für auf dem Ding erfahrene Züchtigung durch Verwundung, Totschlag oder Verbrennung, so sind das Neidingswerke und bedeuten, daß Eigentum und lose Habe verwirkt sind." ,,Schlägt man einem beide Hände ab oder bringt man einen im Schlafe um, so ist beides Neidingswerk." ,,Schießt man zum Rauchloch hinein und tötet so einen Mann, tötet man einen im Bade oder in der Badestube, oder wenn er seine Notdurft verrichtet, sticht man einem beide Augen aus, schneidet ihm die Zunge aus oder den Kopf ab, schlägt man einem beide Beine ab, tötet man eine Frau, so sind das alles Neidingstaten. Die Frau hat immer Frieden, zu jeder Begegnung und zu jeder Messe, mag noch so viel Totschlag unter den Männern herrschen." ,,Erschlägt ein Mann seinen Lehnsherrn, so ist das Neidingswerk" . . .

Die wuchtigen Sätze der alten Volksmoral bedürfen kaum einer Erläuterung. Sie brandmarken das, was allgemein seit Vätertagen verworfen wurde, das Sinnlose, das Grausame und das Unritterliche. Meistens heißt es Neidingswerk, einmal ist aber auch vom Warg die Rede. Ein Neiding ist, wer Verachtung und Spott (,,Neid", altnordisch *nīð*) davonträgt. Dieser Begriff ist also harmloser als ,,Warg": derjenige, der gewürgt, d. h. aufgehängt zu werden verdient. ,,Neiding" und ,,Warg" gehen aber ineinander über, so wie Neidingswerke, unbüßbare Taten (*orbotæ māl*) und sogenannte Firinwerke (altsächsisch und altnordisch *firinverk*, vgl. got. *fairina*, ahd. *firina*, mhd. *virne*) anscheinend dasselbe sind.

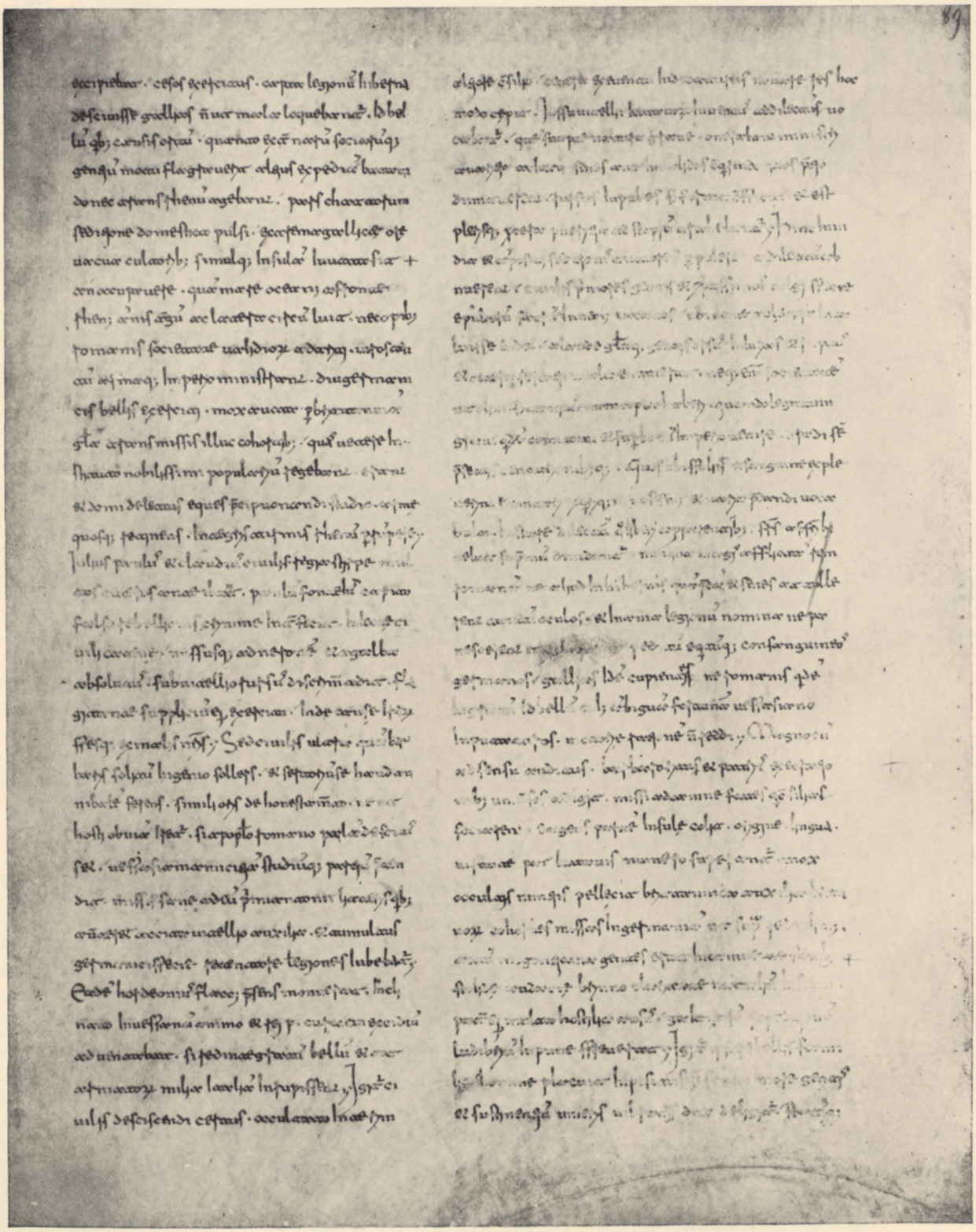
Das hohe Alter und der heidnische Ursprung dieser westgötischen Moralgrundsätze muß auch für den

germanischer Volksart fernstehenden Leser ohne weiteres hervorgehen aus einem noch nicht angeführten: ,,Es ist Neidingswerk, den Schild zu tragen über den Seetangwall, zu heeren im eigenen Lande; wer es tut, verwirkt Grund und Boden, Landrecht (das Recht, im Lande zu wohnen, das jeder Nichtgeächtete hat) und lose Habe." Denn was hier ausgesprochen wird, ist dasselbe, was wir eingangs dieses Kapitels aus Caesar anführten: ,,Räubereien sind nicht schimpflich (*habent nullam infamiam*), wenn sie außerhalb der Grenzen der betreffenden Völkerschaft stattfinden." Die negative Feststellung des kalten Römers würde positiv lauten: Räubereien im eigenen Lande sind auch bei den Barbaren schimpflich und werden von ihnen zu dem gerechnet, was sie Neidingstaten nennen. Eben dies sagt die altschwedische Urkunde. ,,Den Schild tragen" ist eine der vielen anschaulichen Wendungen des altgermanischen höheren Stils und so viel wie ,,mit Kriegsmacht gezogen kommen". ,,Woher die schimmernden Schilde führt ihr, die Brünnen grau, die bergenden Helme, der Heerschäfte Menge?" fragt im angelsächsischen Beowulf der dänische Burgwächter die angelandeten Gauten. Der ,,Tangwall" ist die bekannte niedrige vegetabilische Schwelle, die am Strande in einiger Entfernung der Wasserlinie folgt als Erinnerung an das letzte Hochwasser. Wer seinen Schild über diesen Wall trägt, ist ein Wiking, dessen Schiff unweit ankert. Die Besatzung ist ans Land gewatet und steht im Begriff, erobernd und raubend landeinwärts zu ziehen. Mit Dichterauge hat ein Gesetzesmann sich dieses Bild vergegenwärtigt — mit blauem Meer, weißem Sand, grünem Tang und brauner oder gelber Ackerflur —, und er hat es in prägnante Sätze gefaßt, um eindrücklich und unvergeßlich auch diese Neidingstat den Hörern einzuprägen, wie den Schützen, der vom Dach her hinterlistig Speer oder Pfeil durch das Rauchloch schießt, und wie die Frauen, die heilig und unbehelligt einander besuchen mitten im blutigen Waffenlärm der Männer. So entsteht die poetische und positive Fassung dessen, was der fremde Beobachter prosaisch und negativ ausdrückt. Aber die sittengeschichtliche und volkskundliche Tatsache ist auf beiden Seiten dieselbe, Jahrtausende überdauernde.

Nicht minder klar ist, daß eine zweite Erwähnung des Wikingtums, im letzten Satz der Orbōtæ māl, ebenso einen kirchlichen Zusatz darstellt wie das Blut auf dem Kirchenboden, das den Anfang machte. ,,Springt ein Mann aufs Heerschiff und wird Seeräuber, steht der Mann auf Hals und auf Haupt und heert gegen Menschen: das ist Neidingswerk." ,,Hals und Haupt" übersetzt der schwedische Erklärer, Professor Beckman in Göteborg (Äldre Västgötalagen, översatt och förklarad av Nat. Beckman, Uppsala 1924 [Teil des Sammelwerkes Västergötland, Bidrag till landskapets kultur, historia och naturbeskrivning]), mit ,,Vordersteven", weil der Bug der Wikingschiffe Hals und Kopf eines Drachen trug. Es kann aber auch gemeint sein, daß der Wiking seinen übermütigen Siegerfuß auf Brust oder Stirn seines hintenübergefallenen Opfers setzt, eine symbolische Geste, die altnordisch ,,über jemanden steigen" (*stiga yfir einn*) heißt. Jedenfalls ist ein Heerschiff ein Wikingboot, und das gemeinte und wiederum anschaulich ausgemalte Neidingswerk ist das Heeren, das Wikingern schlechthin. Schon der Umstand, daß hier die vorher ausgesprochene Brandmarkung des Heerens im eigenen Lande überboten, also zugleich wiederholt und aufgehoben wird, zeigt den späten Ursprung und die fremde Herkunft dieses Wikingerverbotes. Es widerspricht außerdem den Worten Caesars und der einhelligen Aussage aller heidnisch-germanischen Quellen. Wo immer sonst wir Verwerfung des Wikingwesens als solchen finden, da macht sich die Wertungsweise des Mittelalters geltend, die hier im Gegensatze steht zu derjenigen des Altertums. Kirche und Königtum sahen beide scheel auf die selbständigen Kriegs- und Beuteunternehmungen der Bauern und kleineren Häuptlinge und suchten die Kraft und Tapferkeit, die sich seit alters in jenen auslebte, für sich zu gewinnen, für Kreuzzüge und andere königliche Aufgebote, denen das Kriegführen und das Töten vorbehalten bleiben sollten.

Geistlichkeit und christlicher Staat haben, wie wir sahen, nicht bloß das Wikingern und alles private Beutemachen bekämpft, sondern alle unstaatliche oder unoffizielle Waffenführung, also auch die kriegerische Selbsthilfe in Ehrenhändeln und ihre Kumulation in der Fehde. Diese Mächte waren und sind aber weit schwerer niederzuzwingen als jene, weil sie auf dem Ehrgefühl beruhen und nicht, wie jene, auf der Lust zu raufen und sich zu bereichern. Gegen diese Lust läßt sich unschwer Stimmung machen, auch in den Rauf- und Beutelustigen selbst, die sich zwar auf ein sittliches Ideal, nämlich die Tapferkeit und Todesverachtung des Räubers, berufen, aber dabei kaum ein gutes Gewissen haben werden. Sehr anders da, wo die Ehre das einzige oder doch das herrschende Motiv ist, unbeschwert oder höchstens schwach begleitet von sogenannten niederen Instinkten. Hier biß die Kirche zunächst auf Granit, und sie hat länger gebraucht, als man herkömmlicherweise das Mittelalter ansetzt, um ihrer Forderung, daß nur Gott oder der Staat vergelten und Blut vergießen dürfen, das Übergewicht zu verschaffen.

Es ist nun aufschlußreich, an den altschwedischen Rechtsquellen zu beobachten, wie die Vorstöße des kirchlich inspirierten Staates gegen das alte Recht der Selbsthilfe und die Fehdepraxis anfangs nur



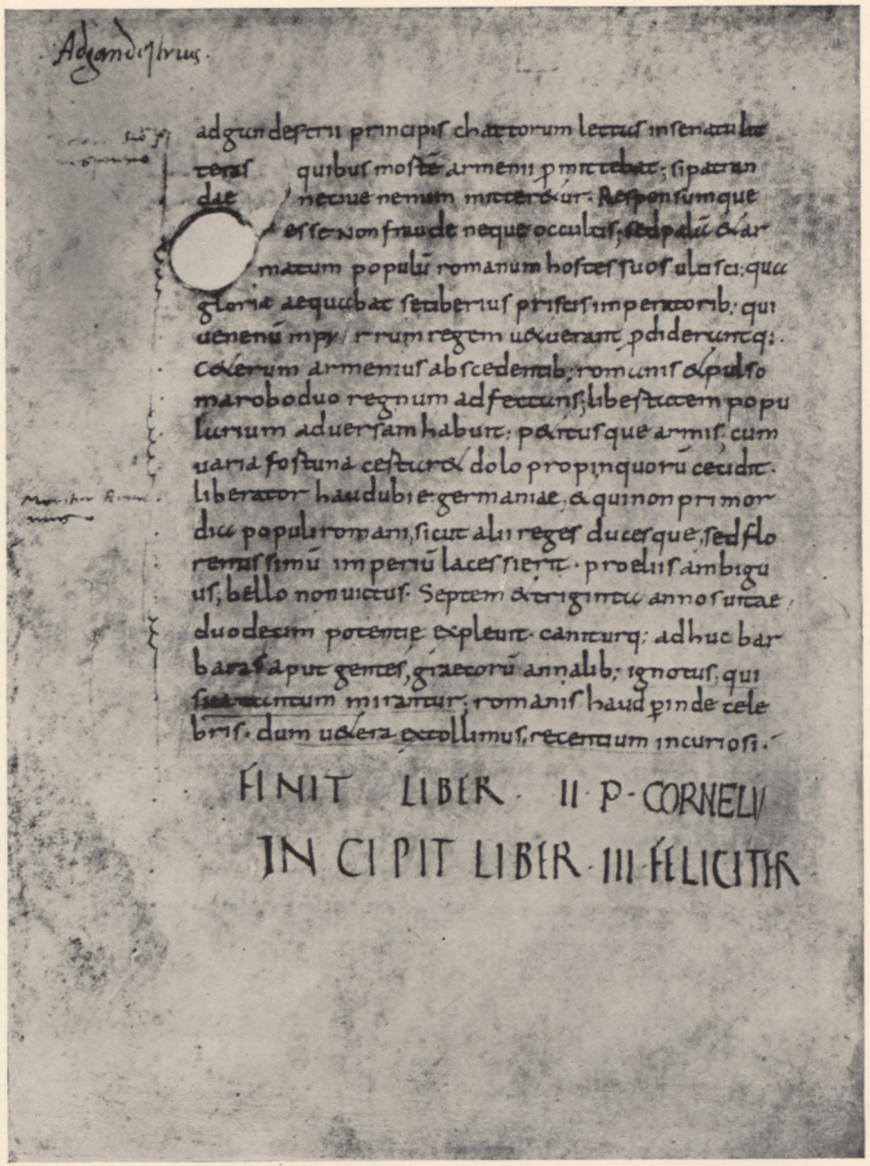
Eine Seite aus Tacitus, Historiae cap. 12,2—15,11 (ed. Halm).
(Nach dem Codex Laurentianus Mediceus, Florenz)

CORNELII·TACITI·DE·ORIGINE·SITV·MORIBVS
AC·POPVLIS·GERMANORVM·LIBER·INCIPIT

GErmania omnis a gallis rhetiisq; et pānoniis rheno et danubio flumībus. a sarmatis dacis q; mŏtuo metu aut mōtibus sēpatur. cetera oceanus ambit: lato s sinus: et īsularū īmēsa spatia cōplectēs nup cogtis qbusdā gētibus ac regibus qs bellum apuit. Rhenus rheticarū alpiū īaccesso ac pcipiti uertice ortus modico flexu in occidētem uersus septētrionali oceano miscetur. Danubius molli et clemēter edito mōtis Arbone ugo effusus pluris populos adit donec i pōticū mare sex meatibus erūpat. septimū os paludibus haurit

Ipsos germanos īdigenas credideri minimeq; aliarū gentiū aduēnis et ospitiis mistos. qa nec terra olim sed classibus aduehebātur qmutaī sedes qrebāt. et īmensus ultra utq; sic dicerī adūsus oceanus rarus ab orbe nro nauibus aditur. qs porro pter piculū e horridi et ignoti maris asia aut Africa aut italia relicta germaīam petēs: informē terris. asperā coelo. tristē cultu aspectuq; nisi

Tacitus De Germania (saec. 15.) März 1460.
Univ. Bibl. Leiden. Perizomi Q. 21. fol. 31. Cap. 1—2.
geschrieben von Jovianus Pontanus.


Adgandestrius.

adgandestrii principis chartorum lectus insenatu
terat quibus moste armenii p mittebat; si pacem
die neque nemini mitteretur. Responsumque
esse non fraude neque occulte, sed palā & ar
matum populū romanum hostes suos ulcisci; quae
gloriae aequabat seuerius priscis imperatoribus qui
uenenū mpy / rum regem ademerant, pcideruntq;.
Coeterum armenius abscedentib; romanis expulso
maroboduo regnum adfectans; libertatem popu
lurium aduersam habuit. pariterque armis cum
uaria fortuna certauit & dolo propinquorū cecidit.
liberator haudubie germaniae, & quinon pri mor
dia populi romani, sicut alii reges ducesque, sed flo
rentissimū imperiū lacessierit. proeliis ambigu
us, bello non victus. Septem & triginta annos suae
duodecim potentiae expleuit. canitur q; adhuc bar
baras apud gentes, graecorū annalib; ignotus, qui
sua tantum mirantur; romanis haud pinde cele
bris. dum uetera extollimus, recentium incuriosi.

FINIT LIBER II P·CORNELII
INCIPIT LIBER III FELICITER

Taciti Annales, Schluß des II. Buches, nach dem Codex Mediceus sive Corbeiensis sive Florentinus 6.8. I.

schwächlich und unsicher sich geltend machen, mit der Zeit aber erstarken. Hierin liegt nämlich ein schwerwiegendes Zeugnis für die Macht und das Eingewurzeltsein der alten Begriffe und Übungen.

Wir können die Entwicklung verfolgen vom Anfang des 13. Jahrhunderts bis in die Mitte des 14. Um 1225 entsteht die ältere Fassung des Westgötengesetzes, 1347 wird das Landslag König Magnus Eriksons fertig, das erste Gesetzbuch für ganz Schweden. Zwischen diesen Daten liegen die anderen Landschaftsrechte: das jüngere Westgöten-, das Ostgöten- und das Upplandsgesetz um 1300, die Rechte der Södermannen, Westmannen, Dalamannen, Helsingen und anderer, die alle dem besonders sorgfältig ausgearbeiteten und 1296 vom König bestätigten Upplandsgesetz nachgebildet sind.

Das alte Westgötenbuch enthält eine Anzahl kirchlicher Gebote und sonstiger Bestimmungen, aber kein Verbot über die alten Verbote hinaus, abgesehen von dem besprochenen Schlußsatz der Orbōtæ māl, der sich gegen das Wikingwesen richtet. Von den christlichen Neuerungen seien genannt: jedes Kind ist zu taufen, nur der Getaufte erbt, man kann seine Habe unter gewissen Bedingungen dem Kloster vermachen, Neiding ist auch, wer in der Kirche Blut vergießt oder die Kirche erbricht und Meßgewänder daraus entführt. An die Selbsthilfe des Beleidigten wird nicht von ferne gerührt, im Gegensatz zu den jüngeren Rechten. So erweist sich das alte Westgötenrecht nicht bloß als das älteste, sondern zugleich als das altertümlichste, heidnischste der schwedischen Rechtsbücher. Auch seine Form ist in einzigartigem Grade archaisch, wovon die mitgeteilten Orbōtæ māl eine Probe geben können.

Als Urheber des hochmerkwürdigen Werkes ist der Lagmann Eskil Magnusson zu betrachten, ein älterer Bruder des berühmten Jarls Birger von Bjelbo in Ostgötaland (Strindbergs „Bjelbojarl"), also ein Folkunger, ein Angehöriger jenes tüchtigen und ehrgeizigen Geschlechts, das so viel getan hat für die Eingliederung Schwedens in die mittelalterliche Kultur. Was Eskil selbst in dieser Richtung leistete, war für den Anfang sehr viel: die Aufzeichnung des alten Rechts, die er zustande brachte, und die Einfügung christlicher Zusätze, mit denen er in der volkstümlichen Stiltradition blieb, vollgesogen von Väterwissen und belesen in den Büchern der Kirche, wie er war. Doch Birger, der jüngere Bruder, der Mann energischen Handelns, der seinen Sohn Magnus (Ladulås) auf den Schwedenthron brachte, war auch als Jurist ein entschiedenerer Neuerer. Bekannt ist eine Änderung des Erbrechts zugunsten der weiblichen Seite, die er durchsetzte und um derenwillen ihm dankbare schwedische Frauen 1913 einen Denkstein in Bjelbo errichtet haben. Das ältere Recht kannte nur gemeinsames Erben von Bruder und Schwester; ein Sondererben letzterer, wenn sie nicht einzige Erbin war, schien unnötig und war im Falle ihrer Heirat den Vermögensinteressen der Familie zuwider. Birger führte das Sondererbe der Frau ein und setzte es gleich der Hälfte des Manneserbes fest, so daß vom früher gemeinsamen Erbe von Bruder und Schwester er zwei Drittel und sie ein Drittel erhielt. Das bedeutete nicht durchweg eine Besserstellung der Frau, vielleicht nicht einmal in der Mehrzahl der Fälle, in einigen benachteiligte es sie entschieden; sicheren Gewinn trugen nur die Töchter der größeren Grundbesitzer davon. Aber die Reform sah frauenfreundlich aus und war so gemeint. Der Frauenkult des Rittertums lag ihr zu Grunde, also die europäische Mode der Zeit, schwerlich auch Erwägungen der Praxis und der Lebenskunde.

Auch die anderen gesetzgeberischen Neuerungen nach ausländischem Vorbild, die wir in den jüngeren Texten finden und die sich gegen das Fehderecht wenden, gehen teilweise auf Jarl Birger zurück, anderenteils auf dessen Sohn, König Magnus, und seinen Enkel, König Birger, also auf gekrönte Folkunger.

So soll der Bjelbo-Jarl der erste gewesen sein, der Bruch des Heimfriedens unter Strafe stellte und sogar unter Acht, falls der überfallene Hofbesitzer Körperschaden davontrug, mit dem bezeichnenden, ritterlichen Zusatz, daß Schadenersatz und Fürbitte des Betroffenen die Acht beenden. Im jüngeren Westgötengesetz wird Bruch des Heimfriedens mit Acht und Konfiskation bedroht und dabei das Verbrennen des Gegners in seinem Hause noch besonders hervorgehoben, die Brenna, die in den Sagas stets ein Mittel der Rache ist, übrigens dort schon als wenig ehrenvoller Notbehelf gilt. Die Meinung ist noch deutlicher in einer anderen Bestimmung des jüngeren Westgötenbuches, dem Verbot, aus Rache einen anderen zu töten als den Totschläger selbst. Früher hafteten Sippe und Hausstand insgesamt. Wenn das aufhörte in Gemäßheit des Bibelwortes „wer Blut vergießt, dessen (nur dessen!) Blut soll wieder vergossen werden," so war Verminderung der Totschläge zu erwarten.

Eine Handschrift überschreibt diese und die älteren Orbōtæ māl, unter welche sie gemischt sind — die Verfehmungen des Frauenkränkers, des Vertragbrüchigen, des Verräters seines Herrn — „Eidschwüre des Königs" (*Konungs ēpsöre*), eine feierliche Bezeichnung, die ihre eigentliche Stätte im ostgötischen und im uppländischen Recht hat und besagt, daß der König bei seinem Amtsantritt Gott und dessen geist-

lichen Stellvertretern schwören mußte, die aufgezählten Firinwerke sollten in seinem Lande verboten sein und streng geahndet werden. So heißt denn jede dieser Taten Bruch eines Königseides; der Neiding oder Warg macht den König wortbrüchig. Zum Bruch des Heimfriedens oder der Heimsuchung treten im Ostgötengesetz andere Verfehlungen, die Schande einbringen sollen, wie Überfall auf dem Wege zum Ding oder zur Kirche, ebenso auf dem Rückwege von dort und Vertreibung des Gegners vom Ding oder einer anderen Versammlung. Der alte Dingfriede wird also räumlich und zeitlich ausgedehnt, um die Totschläge vermindern zu helfen.

Dazu kamen wie in Deutschland die Landfriedensbestimmungen: an den kirchlichen Feiertagen, dann auch an bestimmten anderen Wochentagen sollten die Waffen ruhen.

Daß sie überhaupt und immer ruhen sollten, das wagte, wie es scheint, kein mittelalterlicher Mensch auch nur zu denken. Auch Kaiser Heinrich der Dritte, der Schwarze, hat es schwerlich gedacht, und er war wohl der leidenschaftlichste Anwalt des Friedensgedankens unter den Mächtigen der Zeit. „Wenn er während der Konstanzer Synode von 1043 von der Kanzel aus ergreifende Friedensmahnungen an die Menge richtete, so vergab er zuerst allen seinen Schuldnern. Bei der großen Dank- und Bußhandlung nach dem Ungarnsiege von 1044 warf er sich als erster barfuß und im härenen Büßerkleide vor dem mitgeführten Splitter des heiligen Kreuzes auf die Knie, und wieder folgte eine allgemeine Vergebung" (K. Hampe, Deutsche Kaisergeschichte in der Zeit der Salier und Staufer, 2. Aufl., Leipzig 1912, S. 19). Eine allseitige, restlose, dauernde Befolgung dieses kaiserlichen Vorbildes hätte bedeutet, daß nicht nur alles Blutvergießen, sondern aller Streit und alle Prozesse aufhörten. Daran konnte Heinrich schwerlich glauben. Er wollte nur das Seinige tun in der Richtung auf das Reich Gottes, damit es ihm und möglichst vielen anderen nach dem Tode sicherer zuteil werde. Seine Forderung aber, den Feinden zu vergeben, bestätigt unseren Satz, daß der eigentliche Widersacher der kirchlichen Friedensideale nicht das Raufen und Plündern war, sondern das Ehrgefühl der kriegerischen Germanen, die ihre Liebe den Freunden vorbehielten, den Feinden dagegen gute Hasser waren und eigene Schwäche und Feigheit mehr fürchteten als die ewige Verdammnis. Der Germane war gutmütig und großmütig, er konnte aufopfernder sein als Phintias und Damon, aber die Liebe und Vergebung, welche die Kirche predigte, war ihm fremd und anstößig und sollte es noch lange bleiben.

Doch wenden wir unseren Blick zurück von den mittelalterlichen Zeugen für Staat und Recht des Altertums zu diesem selbst!

Der von Caesar 6, 23 geschilderte Staatstypus ist nicht der einzige, den wir in den ältesten Quellen vorfinden. Caesar selbst läßt uns in unbestimmten Umrissen einen zweiten erblicken, den germanischen Erobererstaat auf gallischem Boden, siedelnd zwischen besiegten Kelten, die ein Drittel ihres Ackerbodens abtreten mußten und, da weitere germanische Siedler nachströmen, ein weiteres Drittel hergeben sollen, aus Angehörigen mehrerer Stämme oder Heimstaaten zusammengesetzt und von einem Monarchen beherrscht, dem Heerkönig Ariovist. Die erpreßten Äcker zeigen, daß dieses suebisch-harudisch-vangionisch-markomannische Königreich ebenso ein seßhaftes Gebilde war wie die Heimstaaten, obgleich es starke Einwanderung vom Rücken her und darum einen starken Drang vorwärts hatte. Es ist denn auch nach Caesars Darstellung klar, daß Ariovist schon Jahrelang im Sequanerlande gesessen hatte, als jener nach Gallien kam. Drei Jahre vor dem Erscheinen des Römers (61 v. Chr.) hatte er die vereinigten Gallier in einem großen Treffen bei Magetobriga geschlagen, und er beherrschte die keltische Sprache infolge langer Übung, wie es 1, 47 ausdrücklich heißt. Als Caesar bei Mülhausen siegte, wandte er nicht nur eine Gefahr ab von der Provinz Gallien und von Rom selbst, er zerstörte zugleich einen germanischen Staat, das älteste monarchische Reich, von dem wir bei den Germanen wissen.

Wir dürfen die Frage stellen, wie dieser Staatstypus aus dem königlosen entstanden sein mag. Denn es leuchtet von vornherein ein, daß letzterer der ältere ist, und diese plausible Voraussetzung wird dadurch bestätigt, daß sie eine einfache und jedenfalls überzeugende Erklärung des Königtums ermöglicht.

Wir können anknüpfen an den Begriff „Heerkönig" (altnordisch *herkonungr*). Das ist ein König, der für die Heerfahrt bestimmt ist, auf dieser seinen Zweck erfüllt, also ein Kriegsanführer. Im Kriege braucht das Volk einen, der ein für alle Male Führer ist, da alle Kräfte einem Willen gehorchen müssen, soll der Krieg gut ausgehen. Darum wählten bekanntlich die republikanischen Römer in kritischen Lagen einen Diktator mit unbeschränkter Vollmacht. Schon die Urindogermanen scheinen das getan zu haben; das griechische Wort *koiranos* „Herrscher" — das Homer gebraucht in dem oft zitierten Satze „nichts Gutes ist die Vielherrschaft, einer soll Herrscher sein, einer König" — ist dasselbe wie altnordisch *herjann*, ein Beiname Odins, den es als den Heerführer bezeichnet (was seiner religiösen Erscheinung und seiner mythischen Rolle beim Weltuntergang entspricht). Die urindogermanischen korjanās wurden unter anderem dann ernannt, wenn das Volk auszog aus dem zu eng gewordenen Raum, um neue Wohnsitze zu suchen und, tat es not, zu erkämpfen. Z. B. haben an der Spitze der sogenannten dorischen Wanderung ein Heerkönig oder einige Heerkönige gestanden. Bei den Germanen finden wir sie außer im Falle Ariovist noch sehr oft sonst unter mehr oder weniger unzweideutigen Umständen.

Während nichts darüber verlautet, wie Ariovist zu seiner Würde gelangt war, berichtet Tacitus mit seinem Sinn für das Intime bei den Germanen von dem kanninefatischen Edeling Brinno, den beim Aufstande der Bataver, Kanninefaten und Friesen gegen Rom im Jahre 59 unserer Zeitrechnung seine Landsleute nach ihrer Sitte auf einen Schild erhoben und zum Anführer wählten. (Tacitus, Historiae 4, 15. Man lese von 4, 12 an bis gegen Ende des vierten Buches im Zusammenhange und vergleiche Ludw. Schmidts Nacherzählung in seiner Allgemeinen Geschichte der germanischen Völker bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts (München und Berlin 1909), S. 204, als ein Beispiel dafür, daß über germanische Dinge von Gelehrten geschrieben wird, die ihren Gegenstand lediglich aus griechisch-lateinischen Quellen kennen und gleichzeitig deren Inhalt und Form banalisieren: auf diese Weise kann kein befriedigendes Bild entstehen.) Natürlich geschah das auf dem Ding. Brinno hatte berühmte Ahnen, und schon sein Vater hatte „ungestraft" den Römern getrotzt. Es ist also eine angesehene und stolze, ohne Zweifel auch reiche und mächtige Häuptlings- oder Fürstenfamilie, deren gegenwärtiges Haupt durch Dingbeschluß und feierliche Schilderhebung mit dem Königsamte bekleidet wird. Gotische, fränkische, sächsische, langobardische Zeugnisse, die Jacob Grimm gesammelt hat (Rechtsaltertümer, 4. Auflage, I, S. 323f.), bestätigen diesen Brauch. „Man gab ihm den Königsnamen" und ähnlich heißt er altnordisch. Er wird in den nordischen Quellen oft erwähnt, und es fehlt auch dort nicht ein der Schilderhebung entsprechender Ritus: Der neuernannte Schwedenkönig wurde auf den berühmten Morastein in Uppland erhoben und von dort aus der Versammlung gezeigt.

Dieser war freilich kein Heerkönig, weil in Schweden seit ältester Zeit die Königswahl als feste Einrichtung erscheint, so daß immer — auch im Frieden — ein König da ist und bei seinem Tode sogleich sein Nachfolger ernannt wird, der dann die sogenannte Eriksgata („Gasse des Immerherrschenden") durch die Landschaften reitet und auf jedem Landschaftsding Ernennung und Huldigung entgegennimmt. So wenigstens finden wir es im Mittelalter, und wahrscheinlich ist dieser Brauch alt und vorchristlich, wenn auch Schweden früher kleiner war und die Eriksgata also kürzer gewesen sein muß. Aber schon Tacitus spricht von den Staaten oder Völkerschaften der Schweden (*Suionum civitates*, Germania Kapitel 44); das müssen die Bezirke der Kernlandschaft Uppland nördlich des Mälar sein, Tiundaland, Attundaland, Fiaðrundaland, wie sie im Mittelalter und noch heute heißen, jedes „Land" mit seinem

eigenen Ding, aber alle beherrscht von dem gemeinsamen König, der beim tiundaländischen Ding und Heiligtum von Alt-Uppsala seinen Sitz hat. Das ist der eine, der nach Tacitus über die Schwedenvölker herrscht (*unus imperitat*), und zwar, wie der Römer angibt, ,,ohne Ausnahmen, mit unbedingtem Anrecht auf Gehorsam" (*nullis jam exceptionibus, non precario jure parendi*). Als stärksten Beweis für die Macht dieses nordischen Königs erfahren wir, daß er seine Untertanen entwaffnet hat und die Waffen unter Verschluß und unter der Aufsicht eines Sklaven hält.

Schon Müllenhoff und andere Gelehrte haben die taciteischen und die mittelalterlich-isländischen Nachrichten über den schwedischen Königsstaat zu wechselseitiger Erhellung miteinander verbunden, immer unter der Voraussetzung, daß die Zustände um Christi Geburt und tausend oder zwölfhundert Jahre später dieselben gewesen seien. Die Voraussetzung war insofern gesund und berechtigt, als sie sich bei anderen Fragen der germanischen Altertumskunde oft bestätigt hat. Es ist ein Grundgedanke auch vorliegender Darstellung, daß die antiken und die altnordischen Berichte als die beiden wichtigsten Quellengruppen jeweils dieselbe konstante Sache von verschiedenen Seiten zu zeigen pflegen. Einen überzeugenden Beleg fanden wir oben in der Feststellung, daß Heeren im eigenen Lande bei Caesar und im Westgötalag gleichmäßig als Neidingstat gilt. Andere Belege werden uns namentlich bei der Religion begegnen. Aber so zahlreich diese Übereinstimmungen sind, ein völliges Gleichgebliebensein der Zustände beweisen sie nicht, und ein solches ist an sich unwahrscheinlich. Unter der Herrschaft des heute veralteten Entwicklungsdogmas und des heraklitischen Schlagworts Panta rhei hat man sogar die Übereinstimmungen gerne ignoriert oder — ohne Überblick über ihre Zahl, wie man dank der Unbekanntheit der nordischen Quellen war — für bedeutungslose Zufälle gehalten, d. h. man hat in umgekehrter Richtung das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Selbstverständlich kann die Frage, was gleichgeblieben ist und was sich verändert hat, nur von Fall zu Fall an der Hand der Tatsachen befriedigend gelöst werden. Macht man sich diese Mühe, so ergeben sich Mischungen von Wandel und Beharren — wie zu erwarten, aber die Erwartung ist wertlos ohne die Bestätigung und den farbigen Abglanz der Wirklichkeit.

In unserem Falle liegen die Dinge zugleich sehr einfach und sehr interessant. Die Übereinstimmungen zwischen Tacitus und den altnordischen Nachrichten sind greifbar, und ihr Zeugniswert für treuen Fortbestand ist evident, aber sie beherrschen nicht das ganze Feld. Denn dem Absolutismus des taciteischen Schwedenkönigs widersprechen die einheimischen Quellen, die nur einen ,,konstitutionellen" Herrscher mit kritischem und leicht aufbegehrendem Ding zur Seite kennen, und mit der Beschlagnahme der Waffen steht Tacitus völlig allein. Wie er selbst sagt, daß alle anderen Germanen die Waffen zu freier Verfügung haben, so wäre auch in der Welt der Sagas eine solche Konfiskation etwas Unerhörtes, und in Snorris Schilderung bewegter Dingverhandlungen in Uppsala sind die Schweden sogar trotz der Dingheiligkeit bewaffnet, denn sie erheben lauten Waffenlärm, als ihr Gesetzesmann Thorgnyr aufsteht, um dem Könige die Wahrheit zu sagen (Snorris Königsbuch, deutsch von Niedner, II [Thule Bd. 15], S. 120).

Nach Müllenhoff wäre, was Tacitus über den Absolutismus mitteilt, ,,nicht richtig", und die Vorenthaltung der Waffen durch den König wäre das verallgemeinernde Mißverständnis eines fremden Gastes bei einem der großen Opferfeste in Uppsala, wo ein Waffenverbot gegolten habe wegen des Götterfriedens und der Dingheiligkeit. Doch ist dieses Verbot schon an sich recht fraglich; die soeben angeführte Snorristelle widerspricht ihm. Schwerer wiegt der Einwand, daß der angenommene Irrtum des Festbesuchers unglaubhaft ist, da, wenn in Schweden Waffenlosigkeit galt, sie auch bei anderen germanischen Opfern und Dingen gegolten haben wird und selbst ein nichtgermanischer Augenzeuge über ihren Sinn und ihre Begrenzung nicht im Unklaren sein konnte. Diese gezwungene Erklärung und das gewaltsame Lügenstrafen des sonst meist so auffallend gut unterrichteten Schriftstellers sind offenbare Notbehelfe. Der große Müllenhoff hätte sicher auf sie verzichtet, wäre ihm eine bessere Erklärung der Abweichungen zur Hand gewesen.

Wir gewinnen eine solche und zugleich ein Verständnis der Eigenart des taciteischen Schwedenstaates, indem wir diesen als Erobererstaat auffassen und annehmen, daß die Unterwerfung Upplands durch einen vielleicht aus den Waldlichtungen des westlichen Binnenlandes vorgedrungenen, von einem Heerkönig geführten Stamm zu Tacitus' Zeit noch frisch in ihren Wirkungen war (starke Befehlsgewalt des fortregierenden Königs, Waffenkonfiskation bei den Beherrschten), während sich ein Jahrtausend später, nach Beruhigung der Gemüter, normalere Verhältnisse von selber eingefunden hatten.

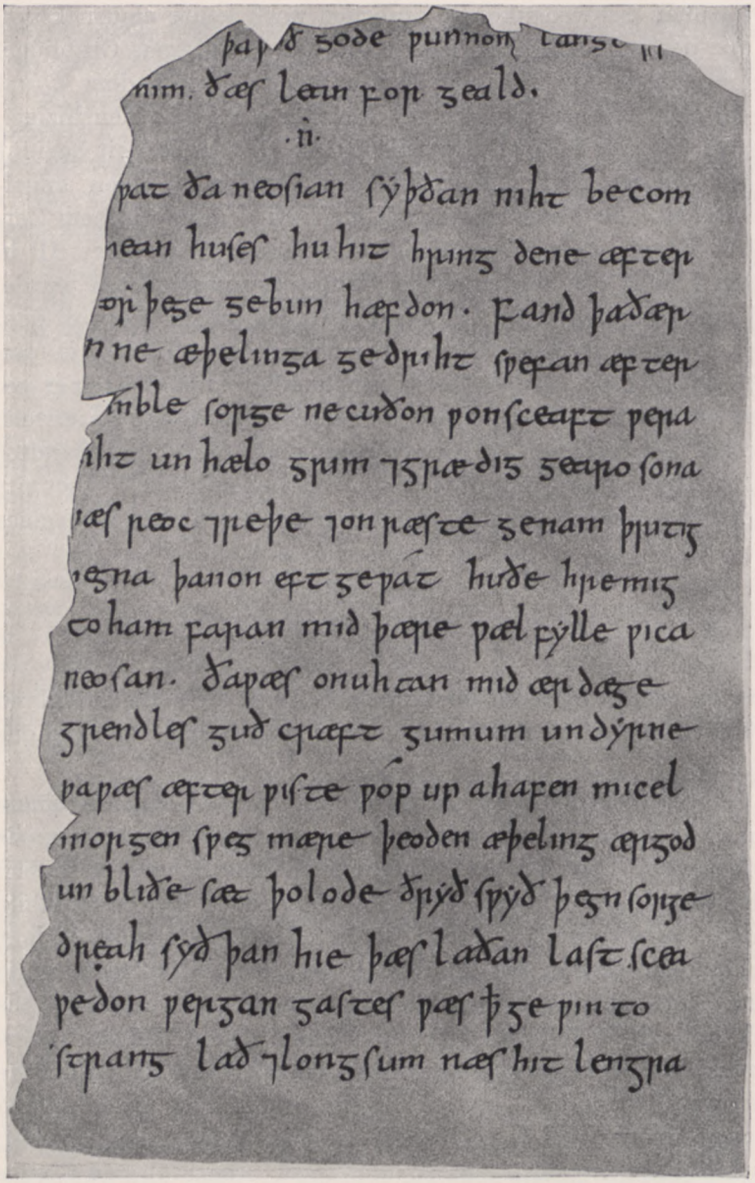
Macht und Selbstgefühl der frühen Schwedenkönige sprechen noch heute eindrucksvoll zum Auge des Wanderers, der aus der uppländischen Ebene die drei gewaltigen Grabhügel aufsteigen sieht mit den verbrannten Resten des Aun, des Egil und des Adils aus dem 5. und 6. Jahrhundert, von dem schwedischen Archäologen Birger Nerman glücklich identifiziert. (B. Nerman, Vilka konungar ligga i Uppsala högar? Uppsala 1913.) Um diese Zeit beginnt auf das Uppsalaer Königtum auch helleres Licht aus schriftlichen Quellen zu fallen, angelsächsischen und besonders isländischen. So hören wir von König Adils' dramatischem Zerwürfnis mit seinem Stiefsohn Rolf Krake, dem Dänenkönig, von seinem Siege über Ali in einer Schlacht, die auf der weiten Fläche des zugefrorenen Wänersees ausgefochten wurde, und von seinem Ende: bei feierlichem Umritt um den Disensaal in Uppsala stürzte er mit dem Pferde und zerschlug den Schädel an einem Stein, als Opfer einer unsichtbaren Hexe, wie man glaubte, einer Feindin der wohltätigen Disen, zwar schon tatenglücklich, wie der seiner gedenkende Skalde sagt, doch noch tatengierig, also zu jung zum Abscheiden in die Unterwelt. Wie Gustav Adolf und seine Tochter, die Königin Christine, so war schon Adils ein gewandter und leidenschaftlicher Reiter. Eins seiner Rosse hieß Slöngwir — ,,Schollenwerfer" —, er ritt es in der Schlacht gegen Ali, und schon damals ereignete sich etwas wie ein Vorzeichen seines schaurigen Reiterendes:

Ali ritt den Hrafn,
Als zum Eis sie ritten,
Und ein andres Roß ostwärts
Unter Adils
Stob, das graue,
Gerverwundet*).

Wenig später scheint es gewesen zu sein, daß der uppländische König sich das Götenland unterwarf, das breite Gebiet zu beiden Seiten des Wettersees, der es in das große Ost- und das kleinere Westgötenland sondert.

Schon vor dem Einsetzen der geschichtlichen Nachrichten war dieses Ganze zu einem Reich vereint worden, wir wissen nicht wann und wie, aber gewiß ebenso kraft Eroberung wie Uppland, so daß das götische Königtum ebenfalls heerkönigliches Ursprung gehabt haben wird, wenn auch unmittelbare Hinweise darauf fehlen. Um 515 unternimmt der Götenkönig Hugilaikas einen Beutezug zu den Friesen und Hetwaren an den Rheinmündungen, dringt siegreich in das dortige fette Flachland ein, dessen von den Römern begründete Waffenindustrie ihn gelockt hat, und kann seine Flotte mit Brünnen und Schwertern hoch beladen. Bis sie in See sticht, bleibt der König mit seinem Leibgefolge und vielleicht einem Teil des bäuerlichen Aufgebots am Strande zurück, um Verfolgung zu hindern. Dort trifft ihn der fränkische Heerbann, den Theoderich, Chlodwigs Nachfolger, inzwischen gesammelt und unter seinem Sohne Theodebert den gefährlichen Gästen aus dem Norden auf die Fersen geschickt hat. Daß die Skandinavier der Übermacht haben weichen müssen, steht fest. Aber während Gregor von Tours meldet, Hugilaikas sei gefallen, die Flotte in einer Seeschlacht geschlagen und alle Beute zurückgewonnen worden (Zehn Bücher fränkischer Geschichte vom Bischof Gregorius, übersetzt von W. Giesebrecht, Berlin 1851, Bd. I, S. 114. Hier heißen die Gauten ,,Dänen", weil diese südlichsten der Nordgermanen den mittelalterlichen Schriftstellern ganz gewöhnlich ihre Stammesgenossen ebenso mitvertreten, wie der Sammelname Normannen sie alle bebezeichnet), bestätigt die götische Überlieferung, die wir im Beowulf (Vers 2354ff. und 2912ff.)

*) ,,Kalfsweise", ein poetisches Verzeichnis von Pferdenamen, in der Jüngeren Edda (Thule Bd. 20), S. 305. Vgl. dort S. 197—200; Snorris Königsbuch I (Thule Bd. 14), S. 58; Beowulf, übersetzt von H. Gering (Heidelberg 1913), S. 73f. u. 119, und Verf., Altgerm. Kultur S. 62f.



46. Eine Seite aus der Beowulf-Handschrift, 10. Jahrh.
Grendel sucht nachts die Halle Heorot heim zum Jammer der am Morgen Erwachenden.

lesen, nur das erste, den tötlichen Stich in das Herz des Fürsten — den wir uns brünnelos vor der Front kämpfend denken —, betont dafür die schweren Verluste der Franken und weiß von einem der götischen Herren, dem gewaltigen Beowulf, daß er schwimmend dreißig geraubte Brünnen zu den Schiffen und in die Heimat rettete, nachdem er die Mehrzahl der ihm nachdrängenden Hetwaren hatte mit ihrem Leben büßen lassen. Wie viel anschaulicher und reicher ist auch hier wieder der germanische Bericht als der des Lateiners!

Den Tod des Hugilaikas und das unmündige Alter seines Sohnes Hardarādas machen schwedische Abenteurer sich zunutze, königliche Prinzen, die den eigenen König befehdet hatten, verbannt worden waren und, zu Schiffe aus dem Mälar flüchtend, als Gäste in die götische Königsburg kamen als in ein würdiges Asyl und gleichzeitig auf ein starkes Sprungbrett, um in der Heimat wieder zu Ehren zu gelangen. Der junge Fürst nahm die Ankömmlinge bereitwillig bei sich auf, des Gastrechts eingedenk und, unerfahren wie er war, alter Verfeindung nicht achtend. Bald aber erhebt sich Streit in der Halle, von den Schweden klug herbeigeführt, und das Schwert eines von ihnen spaltet dem Sohn des Hugilaikas das goldreifgeschmückte blonde Haupt vor den Augen der tiefbetroffenen Göten. Man erwartete, der Schwedenprinz werde sich der Herrschaft bemächtigen, wozu die Stärke des mitgebrachten Gefolges ihn vielleicht instand gesetzt haben würde, und erklärte sich seinen Verzicht hierauf aus der drohenden Hausmacht und dem Dazwischentreten des dann zum Götenkönig gewählten Beowulf. Jedenfalls gedachte aber der Schwede, die Früchte seiner Rachetat in Uppsala zu ernten. (So zu

vermuten nach Beowulf 2379ff. — Nach Beowulf 2200ff. scheint Hardaradas in offenem Kampfe mit den Schweden gefallen zu sein.)

Früh schon war Fehde ausgebrochen zwischen den beiden mächtigsten Herrschersippen Skandinaviens. Die Anfänge der Verfeindung sehen wir nicht, und auch sonst bleibt uns manches unklar. Der Beowulf, unsere wertvolle Hauptquelle, erzählt von einem greisen Schwedenkönig Ongentheow, dem er die Söhne Ohthere und Onela gibt, und dessen Enkel Ohtheres Sohn Eadgils ist, der nordische Adils. Diesen Ongentheow kennen wir sonst nicht, und er hat scheinbar keinen Raum in der Ahnenfolge der Ynglinge von Uppsala, die in der Berichterstattung der Isländer von grauer Vorzeit bis zum norwegischen Reichsgründer, dem Erobererkönig Harald Schönhaar (um 900), und weiter herabreicht. Aber weder seine Geschichtlichkeit noch seine Zeitstellung — zwei Generationen vor Adils, also im 5. Jahrhundert — sind zu bezweifeln oder je bezweifelt worden. Zeitgenosse und Widersacher dieses gewaltigen Scylfing — den Namen führte die schwedische Königssippe neben „Yngling" (vgl. Thule Bd. XX, S. 262) — war der Götenkönig Hrōdilas, Vater des Hugilaikas und seiner Brüder, angelsächsisch Hredel genannt, wie seine Söhne Hredlinge und Hugilaikas Hygelac. Die Hredlinge erbten die Fehde von Hredel, und so kann der treue Gefolgsmann Beowulfs nach dessen Tode im Kampfe mit dem landverwüstenden Lindwurm voll Sorge um die Zukunft des Götenlandes erzählen, nachdem er der Mißgunst der Franken und Merowinger infolge Hygelac's Raubzug gedacht hat (Beowulf, übersetzt von Hugo Gering, Heidelberg 1913, S. 89ff.):

„Auch ist schwerlich zu trauen der Treue der
Es ist allen bekannt, daß Ongentheow [Schweden:
Den edlen Hädcyn, den Erben Hredels,
Am Rabengehölz beraubte des Lebens,
Als übermütig nun ihrerseits
Eine Schar von Göten die Scylfinge angriff.
Von Alter grau war Ōhtheres Vater,
Doch grimmig führt' er den Gegenschlag:
Den Fürsten erschlug er, befreite die Gattin,
Die hehre Frau, die die Hände der Krieger
Des kostbaren Goldschmucks entkleidet hatten,
Onelas Mutter und Ōhtheres;
Dann verfolgt' er den Feind, der sich flüchtig
Ins Rabengehölz, beraubt seines Königs. [zurückzog
Dort schloß er ein, was dem Schwerte entrann,
Mit gewaltiger Macht, die wunden Helden,
Und drohte die Nacht durch Verderben an
Dem ermatteten Haufen: am Morgen, sprach er,
Sollten durch Schwertes Schneide sie fallen
Oder enden am Galgen, zur Atzung den Vögeln.
Doch Trost entstand bei Tagesanbruch
Den bekümmerten Herzen: sie hörten den Klang
Von Hygelac's Hörnern — der Held war da,
Zur rechten Stunde, die Streiter zu retten.
Die blutige Spur des erbitterten Kampfes,
Da Schweden und Göten die Schwerter kreuzten
In wildem Ringen, ward weithin sichtbar,
Und Ongentheow wich, der alte Recke,
Voll Harm und Groll in die hochgeleg'ne
Feste zurück mit dem Reckengefolge;
Er kannte nun Hygelac's Heldenstärke,
Des Tapfern Kampfmut, und traute sich nicht,
Dem Seevolk zu wehren die Siegesbeute,
Den entführten Hort, die Frauen und Kinder.
So wandte der Greis sich den Wällen zu,
Seiner Schanzen Schutz, doch die Schweden verfolgte
Der Hredlinge Heerbann, und Hygelac's Banner
Führte man vor über den Friedenswang,
Bis die Helden im Sturm den Verhau erstiegen.
Hier zwang man den alten Ongentheow,
Den grauen König, seiner Gegner Klingen
Sich zu stellen im Streit, wo er sterben sollte
Durch Eofors Schwert: den ersten Schlag
Erhielt er von Wulf, Wonreds Sohne,
Daß in Bächen ihm das Blut entspritzte
Unterm schneeigen Haar; doch schreckte das nicht
Den greisen Scylfing, der schnell vergalt
Den derben Streich mit doppelter Münze,
Zum Feinde sich wendend mit flinkem Ausfall;
Da konnte Wonreds wackerer Sohn
Nicht hurtig genug dem Hiebe begegnen:
Es durchschlug ihm den Helm auf dem Haupte der
Daß er blutbedeckt zu Boden stürzte. [Greis,
Doch nicht war dem Tapfern der Tod beschieden:
Er erholte sich, als verharscht war die Wunde.
Doch Eofor schwang nun sein altes Schwert,
Die breite Klinge, den Bruder zu rächen,
Vom Schilde gedeckt, und zerschmetterte gänzlich

Des Königs Helm, das Kunstwerk der Anten*):
Da fiel des Volkes fürstlicher Hüter,
Zu Tode getroffen. Treue Gefährten
Verbanden inzwischen des Bruders Wunde
Und führten ihn fort; die Feinde machten
Nicht weiter den Siegern die Walstatt streitig.
Doch Eofor raubte Ongentheows Brünne,
Das köstliche Schwert, den zerklobenen Helm,
Und brachte dem Hygelac des Helden Waffen.
Der nahm die Spende, versprach dafür
Herrlichen Lohn und hielt sein Gelübde:
Denn den Kampf vergalt der König der Göten,
Des Hredel Sohn, als er heimgekommen,
Den edlen Brüdern überreichlich;
Es erhielt jeder hunderttausend
Schilling in Land und schimmernden Ringen,
Und der Männer keiner in Mittelgart
Fand zu hoch den Preis für das Heldenwerk.
Seine Huld zu beweisen, gab Hygelac auch
Dem Eofor zur Ehe die einzige Tochter,
Seines Hauses Zierde. Haß und Feindschaft
Schwuren uns damals die Schweden, die sicher
Die Fehde erneu'n, wenn des Fürsten Tod
Sie erfahren, der stets, der gefürchtete Streiter,
Den Schatz und das Reich vor den Rächern
schützte**)."

Das lebhafte Bild, das die Verse in fast homerischer Art vor uns entrollen, ist lehrreich nach verschiedenen Seiten. Vor allem zeigt es, daß die Waffengänge der germanischen Könige und ihres Heerbanns oft den Charakter der Privatfehde trugen, nicht den des Volkskrieges, daß sie mit anderen Worten nicht wirtschaftlich bedingt zu sein brauchten — wie die kriegerischen Auswanderungen unter Heerkönigen —, sondern auch leidenschaftlich bedingt sein konnten. Was die schwedische und die götische Königssippe miteinander auszumachen haben und woran ihre Völker teilnehmen, ist nichts anderes, als was auch Häuptlinge und Bauern entzweite. Dasselbe sieht man an dem Streit zwischen Hjör von Rogaland und Hreidar von Seeland, der oben der Halfssaga nacherzählt wurde, und in dem Frauenraub und Galgen eine ähnliche Rolle spielen wie in den götisch-schwedischen Händeln. Dem Leser wird auch der trojanische Krieg einfallen, der Inhalt der Ilias nebst Vorgeschichte. Vielleicht meint er: wie der Raub der Helena und Achills Groll poetische Motive seien, die mit den wirklichen Gründen der Eroberung des reichen Ilion nichts zu tun hätten, so dürfe man auch nicht vergessen, daß der Beowulf ein Gedicht ist wie die Ilias und also die Vorgänge vereinfache und idealisiere; in Wahrheit seien Ongentheow und Hygelac ebenso von ökonomischen Interessen getrieben gewesen wie Agamemnon und seine Bundesgenossen. An diesem Einwand ist etwas Berechtigtes: wie an Trojas Fall sicher Beutegier stark beteiligt war, so auch an dem Angriff der Hredelsöhne auf die Scylfinge und an Ongentheows Feldzug nach Götaland. Aber man kann das Geschehene nicht aus Beutegier oder sonstwie wirtschaftlich erklären. Persönliche Zerwürfnisse aus Machttrieb, aus Ehrgeiz, aus Eifersucht oder aus anderen Gründen, Rechtsgefühl und Rechthaberei, Sühnebedürfnis, Racheinstinkte und Rachepflicht treten so deutlich im Beowulf, in der Halfssaga und in vielen anderen Quellen als die eigentlich regierenden Motive hervor, und solche menschlichen Zusammenhänge sind so befriedigend und leicht verständlich, daß es schwerlich Sinn hat, andere, womöglich abstrakt-theoretische Gründe zu vermuten oder zu behaupten und damit Unterschiede zu verwischen, die es sicher gegeben hat und die richtig verstanden sein wollen, die Unterschiede zwischen Fehde und Krieg. Sie bestehen nicht darin, daß die leidenschaftliche Fehde privat, innerstaatlich war und der wirtschaftliche Krieg öffentlich, zwischenstaatlich, sondern auch die Fehde kann zwischenstaatlich sein, der Krieg (als räuberischer Überfall eines Nachbarn auf den anderen, dessen Besitz anlockte) innerstaatlich.

*) Die Anten sind vermutlich die Tscherkessen; die geschätzten Erzeugnisse dieser kaukasischen Waffenschmiede kamen früh durch Goten ins innere Germanien. **) Der freundliche Leser verzeihe dem Übersetzer seine prosaischen Plattheiten, die dem Urtext nicht gerecht werden, doch dem Geschmack des fin de siècle immerhin gut entsprechen und so ein geistesgeschichtliches Interesse bieten können!

Eine Seite aus dem Sachsenspiegel (II. 46 (Ende) — 48).

Dresden, Sächsische Landesbibliothek M 32. Handschrift aus dem letzten Viertel des 14. Jahrh., geschrieben in Meißen oder im Meißner Land.

Bestimmungen über Flurvergehen und Flurschaden wie Säen auf eines andern Acker und Viehtreiben auf eines andern Weide oder Getreidefeld sowie über Ersatzpflicht des Hirten und den Viehzehnten.

Tafel IV.

An dem Fehdecharakter germanischer Königsfehden wie den schwedisch-götischen erfassen wir aber auch die privatrechtliche Eigenart des germanischen Königtums. Der an der Spitze des Aufgebots gegen den Feind ziehende König fühlt sich und handelt wie ein Bauer, dem nur die eigenen Freunde, Diener und Sklaven folgen. Hierzu passen die Belohnungen, welche Hygelac den tapferen Wonredsöhnen zuteil werden läßt. Er schenkt ihnen Land wie ein privater Großgrundbesitzer, und er vermählt dem einen seine Tochter, wie ein Hausherr einen geschätzten jüngeren Helfer als Schwiegersohn sich verbindet. Und doch ist der Fürst auch ausgeprägtermaßen öffentliche Person. Nicht bloß daß er das Volk aufbietet und ihm im Kriege befiehlt, er hat auch enge Beziehungen zum staatlichen Gottesdienst. Denn die ,,Friedensflur" (*freoðowong*), welche die Göten durchschreiten beim Angriff auf die Befestigung des Schwedenkönigs, ist der geheiligte Tempelbezirk, in dem also auch die Königsburg sich befindet. Die nahe Nachbarschaft von Tempel und Burg, von Götterhaus und Fürstenhalle, ein Ausdruck engster Beziehungen zwischen weltlicher und geistlicher Macht, ist auch im germanischen Heidentum eine gut bezeugte Erscheinung. Die isländischen Goden, zu deren Gehöft der öffentliche Tempel als wesentlicher Bestandteil gehörte, waren königähnliche Machthaber. In Drontheim sieht man noch heute den Hof, in dem Jarl Hakon und die anderen Jarle von Lade residiert haben, und ihm gegenüber die Kirche, die christliche Nachfolgerin des Götterhauses, in dem jener Hakon zu Yrpa und Torgerd Hölgabrud betete, daß sie ihm den Sieg verliehen über die dänischen Jomswikinger, die mit ihren Kriegsschiffen ihm die Herrschaft entreißen wollten, auch dies ein Strauß zwischen Fürsten und ihren Getreuen, entfacht durch Machthunger und Ruhmsucht bei Hoch und Niedrig.

Südlich vom götischen Bereich, in Schonen, auf Bornholm und in den meerdurchschnittenen Flachlanden westlich davon, erstreckte sich das Königreich der Dänen; die königlos gebliebenen Lande dazwischen, in der armen, stein-, wald- und wasserreichen Gegend am Kalmarsund, hießen die ,,kleinen Lande" (Smaaland) im Gegensatz zu den weiten, fruchtbaren Ebenen, welche der Göten- und der Dänenkönig sich unterworfen hatten. Daß Dänemark durch eine heerkönigliche Eroberung entstanden sein muß, ist ganz klar. Vorher wohnten in Jütland, auf den dänischen Inseln und in Schonen viele selbständige kleine Stämme, deren einige nach Tacitus als Nerthusvölker zusammengefaßt werden nach der von ihnen gemeinsam verehrten Gottheit. Zu ihnen gehörten die Angeln — zwischen Flensburgerföhrde und Schlei —, die Sachsen, — südlich von der Schlei — und die Jüten, nördlich von der Flensburgerföhrde. Grenznachbarn der Angeln waren die Sweven an der Eider. Am Limfjord saßen Himbern (,,Kimbern", in Himmerland) und Deuten (,,Teutonen", in Ty, um Tisted) und in der Gegend von Amrum die Ambronen. In diesem ganzen Bereich, von der Unterelbe bis Skagen und Smaaland, erkennen wir den historisch wichtigsten Quellbezirk der germanischen Auswanderungen, die ja mit den Kimbern und Teutonen anheben. Schon früher, wie es scheint, sind Sweven in das Spree- und Havelland vorgestoßen und weiter an den Oberrhein, wo um Stuttgart und Tübingen ihr Name — Schwaben — heute noch haftet. Große Teile der Angeln, Sachsen und Jüten setzen im 5. Jahrhundert nach der britannischen Hauptinsel über und begründen dort die angelsächsischen Staaten und damit das englische Weltreich. Und etwa gleichzeitig kommen vom Mälarstrand schwedische Scharen gesegelt und errichten in den entvölkerten Ebenen ein neues, großes Reich, Dänemark. Das Ergebnis dieser Kolonisationen aber ist überall das Königtum: das swevische des Ariovist, des Marbod und des Vannius, die angelsächsischen von Kent und Wight bis über den Humber, das dänische der Skjöldungen, deutliche Gründungen heerkönniglicher Abkunft.

Unter den Germanenvölkern, die sich in der sogenannten Völkerwanderungszeit auf dem festländischen Boden des Imperiums niederlassen, ist kein einziges, das nicht von Königen beherrscht wäre. Man denke etwa an die poesieumstrahlten Burgundenkönige zu Worms, den westgotischen Königshort zu Carcassonne, an Alarich, den Wendeln („Wandalen") Geiserich, an Radagais, Dietrich von Bern („Theoderich" der Ostgote, *Thiudarīks*, wie er selber sich genannt hat), den Langobarden Alboin und die Merowinger. Von letzteren sagen die fränkischen Geschichtschreiber ausdrücklich, daß sie sich über die fränkischen Kleinkönige emporschwangen, welche das Volk während seiner Wanderung durch das niederrheinische Thoringien gewählt hatte, also über Heerkönige. Auch die gotischen Fürstengeschlechter sind insofern als Früchte des Volksaufbruchs erkennbar, als die in der Heimat, auf der Insel Gotland, zurückgebliebenen Goten im Mittelalter ohne König auftreten. Auf Gotland gibt es eine Dingverfassung wie die der Sachsen zwischen Rhein und Elbe und wie die der Isländer (vgl. oben S. 32), mit einem Alding (*Gutna althing*) als höchster gesetzgebender und richtender Stelle, aber keinerlei Fürsten; erst spät unterwirft der Schwedenkönig die Insel, zeitweilig hat auch der Dänenkönig sie und ihre reiche Hauptstadt Visby besessen, aber auswärtige Herrschaft wurzelte dort schwer und langsam ein, und einheimische Monarchie gab es nicht, weil man ihrer nicht bedurfte. Dagegen die überzählige Mannschaft, die man seit alters ausloste — von einem Drittel spricht die Gutasaga — und zur Dwina- oder Weichselmündung hinübersandte, hob Könige auf den Schild, um sich den Weg zu bahnen durch die gefährliche Fremde und zielbewußt zu den Reichtümern des Südens, und das sind die Gotenkönige, von denen Lieder tönten, und deren Ruhm die Geschichtsbücher melden. Der älteste, dessen Name verlautet, heißt in entstellter Form „Berig" und soll sein Volk aus der „skandischen Insel", d. h. aus Skandinavien, zu Schiffe nach einem Lande geführt haben, dem es seinen Namen gab, und weiter an die Küste der Holm-Rugier, er soll also älter sein als die Besiedlung Gotlands vom skandinavischen Festlande her (auf der die Ähnlichkeit der Namen Goten und Göten beruht) und schon dieser Auszug somit unter Leitung eines Heerkönigs erfolgt sein. Ist diese im schlechten Latein des Jordanes vorliegende Überlieferung richtig, so hat die seßhafte Bevölkerung Gotlands einmal ein Königtum abgestreift, und wir haben ein Beispiel für eine nicht fortregierende Dynastie, plausibel auf der Insel, die durch breites Meer geschützt war.

Mag dem sein, wie ihm wolle: sicher reicht germanisches Königtum höher in der Zeit hinauf als alle geschichtlichen Nachrichten. Daß Ariovist nicht der erste war, den germanische Krieger auf den Schild erhoben zu Herrschaft und Ruhm, das zeigen unter anderem die Königsstaaten in der Völkerübersicht der „Germania", die Markomannen und Quaden, die „bis in unsere Zeit ihre Könige beibehalten haben, und zwar aus ihrem eigenen Volke" (Kap. 42), die Goten, Schweden und — wenn wir andere Quellen hinzunehmen — die Cherusker. Auch germanische Überlieferung weiß von uraltem Königtum: die von den landenden Goten im Weichseldelta überwältigten Rugier (die „Holm-" oder Inselrugier) hatten einmal einen König Hagen, den dichtungsberühmten Vater der kampfweckenden Hilde und Widersacher Hetels, eines jungen Nachbarfürsten; ehe die Skjöldungen nach Seeland kamen, herrschten dort die Siklingen, Siguharis und seine Gesippen, und im vordänischen Jütland gab es ebenfalls schon Könige, so bei den Angeln Warmund, den blinden, durch Uhland populär gewordenen Vater des Uffo, und weiter nördlich Amlet, der seinen Vater am Oheim rächte mittelst erheuchelten Wahnsinns und durch Shakespeare Weltruhm erlangt hat.

Diese ältesten, gleichsam nur durchschimmernden, unvollkommen bekannten Monarchien werfen nichts Beweisendes mehr ab für unsere These, wonach jeder König einen Heerkönig

voraussetzt. Doch widersprechen sie ihr keineswegs, sondern sind mit ihr leicht vereinbar, da Völkerwanderungen und daraus entstandene Kriege seit urindogermanischer Zeit vorgekommen sein müssen.

Ebensowenig könnte man unsere Ableitung des Königtums erschüttern durch Hinweis auf die Überlieferungen von den göttlichen Stammvätern germanischer Könige. Diese beruhen, wie wir schon sahen, auf der Überzeugung, daß der König ein Begnadeter ist, über das Gemeine erhoben durch die Talente und das Glück, die übermenschlicher Ursprung erklärt; doch nicht auf der Ansicht, die Königssippe sei in dem Lande, wo sie regiert, von Anbeginn einheimisch und verdanke Macht und Recht ausschließlich dem Himmel im Sinne des in neuerer Zeit vielberufenen Gottesgnadentums, nicht auch dem Volke oder dem Ding, das den rechten Mann erkennt und ihn „ernennt" oder beauftragt.

Der häufigste überirdische Königsahn ist Gaut oder Wodan. Die gotischen Amaler führten nach Jordanes ihren Stammbaum auf „Gapt" zurück, d. i. Gaut, auch in den westsächsischen, ostsächsischen, mercischen und anderen Königsstammtafeln der Angelsachsen erscheinen Woden oder Geat an der Spitze (letzteres die angelsächsische Form von Gaut, wie *Geatas* angelsächsisch für altnordisch *Gautar*, schwedisch *Götar*, Göten), und die norwegischen Haleygir, das Geschlecht des Jarls Hakon von Lade, wollten von Säming abstammen, dem Sohne Odins und der riesischen Jägerin Skadi (der nordischen Artemis). Die Ynglinge von Uppsala hingegen hießen so als Nachkommen des Jng, des dritten der von Tacitus erwähnten Mannussöhne, des Namengebers auch der Jngväonen oder Seegermanen. Da Mannus' Vater Twisko ein erdgeborener Gott ist (*deus terra editus*), darf man hier in der Tat einen Hinweis auf den einheimischen Charakter des schwedischen Königtums konstatieren. Auch als die Schweden nichts mehr wußten von der mythischen Erdentstammtheit ihrer Königssippe, haben sie in deren Abkunft von Ing und in ihrem Namen Ynglinger ein bodenständiges Element gesehen, da der Kult des Yngvi Freyr — Yngvis des Herrn — der bodenständige Kult von Uppsala war. Aber das schließt weder ein Herstammen der Ynglinger aus einer Gegend westlich oder sonstwie abseits von Uppsala aus noch das Recht des Dings von Tiundaland, den Ynglingerkönig zu ernennen. Andere mythische Stammväter weisen klar auf Einwanderung, und zwar zur See: so Skjöld, der Urheber der Skjöldungendynastie, der als göttliches Kind mit Garbe und Waffen, als Bringer somit von bäuerlichem Wohlstand, bewaffneter Sicherheit und Kriegsruhm, in einem Schiffe an den Strand von Seeland angetrieben sein sollte aus unbekannter Ferne; so Merowech, der Sohn eines Meerungeheuers, das sich einer badenden Königin der Franken bemächtigte zu der Zeit, als diese in den Küstengegenden um die Rheinmündung west- und südwärts zogen, geführt von „gelockten Königen", die sie auf der Wanderung über sich gesetzt hatten, und die später dem Einheitskönigtum der Merowinger — der Nachkommen jenes wunderbaren Merowech — weichen mußten. (Nach Fredegar und Gregor von Tours 2, 9.) Als Gottessohn erscheint auch der Jütenkönig Amlet, Sohn des „Horwendillus", wie Saxo den Namen lateinisch travestiert, in Wirklichkeit des Aurwandil oder (deutsch) Orendel, eines leuchtenden Himmelsherrn, nach dem ein Sternbild „Aurwandils Zehe" hieß, von dem wir aber leider sonst kaum mehr wissen, als daß er den Beinamen „der Kühne" führte. (Vgl. Thule Bd. XX, S. 147f.)

In diesen Ursprungssagen dürfen nicht nur Zeugnisse erblickt werden für den Stolz germanischer Fürsten auf ihre Erfolge und ihr ganzes Sein, sondern in manchen Fällen auch für ihr Gefühl der Berufung und der Verantwortung. Es erschiene uns unnatürlich, würde aber auch nach dem Gedankengange alter Quellen etwas Befremdliches sein, wenn ein Heerführer

47. Goldring von Mortenstumen (Nordre Land, Norwegen). Er ist geteilt worden. Er wiegt 157,58 g, das macht 6 øre zu 26,6 g aus. (A. W. Brøgger a. a. O.)

kein Herz für seine Leute hätte, wenn der König nicht der ,,Gesprächsfreund seiner Mannen" (altnordisch *málvinr manna*) und der Versöhner des Gefolges und der Bauern (altnord. *sættir manna*) wäre. Daß der König für Frieden sorgt unter den Seinen, versteht sich nach germanischer Anschauung ebenso von selbst wie daß er freigebig ist, und letzteres ebenso wie daß er tapfer ist und den Tod verachtet. Das Tugendenpaar Mut und Milde gehört zum festen Bestand des Fürstenlobes, mögen Skalden, Heldendichter, Chronisten oder Sagamänner es formen; das Nibelungenlied stimmt hierin noch völlig zu den heidnischen Zeugnissen aus dem britannischen und skandinavischen Norden. Und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Fürsten nach beiden Richtungen hin das ,,Adel verpflichtet" bewußt beherzigt haben. Man hat aufs Stärkste diesen Eindruck, wenn man etwa die Heimskringla liest über Hakon den Guten in der Schlacht auf Stord oder über die Olafe, auch an manchen Stellen der Sagas, die von isländischen Häuptlingen handeln. Dasselbe aber gilt von der Friedenstätigkeit und dem Richteramt des Fürsten, die er ebenfalls mit dem Großbauern der Sagas teilt. Wenn christliche Könige für den Landfrieden sorgen — wie das oben für Schweden gezeigt wurde — und als Gesetzgeber auftreten (mehrere altnordische Gesetzbücher heißen nach Königen), so ist solche der Kirche genehme Tätigkeit doch anscheinend nur die Fortsetzung heidnischer Gepflogenheiten gewesen, denn wie Recht und Königtum beide vorchristlich sind, so gewiß auch die Fürsorge des Königtums für das Recht. Weiß doch schon Tacitus (Kap. 12), daß, wenn jemand zur Bußzahlung verurteilt wurde, er nicht nur dem Geschädigten, sondern auch dem Könige etwas zu entrichten hatte. Diese dem Könige (oder dem Ding, was nicht recht verständlich ist) zustehende Summe heißt im altfränkischen Recht *fredus*, ,,Friede", und daher bei den Rechtsgelehrten Friedensgeld. Wie der Name besagt, wird sie gezahlt, damit auch der König dem Zahlenden Frieden gewähre. Der König fühlt sich also unter Umständen mitgetroffen durch eine Tat, für welche das Gericht auf Buße erkennt. Das werden solche Taten sein, welche die Entrüstung Unbeteiligter erregen durch offenbare Unbilligkeit oder Unritterlichkeit, Delikte, die in der Mitte stehen zwischen begreiflichen Vergeltungsakten, für welche nur der Betroffene Sühne verlangen kann, und den himmelschreienden Neidingswerken, auf welche Acht steht. Indem der König in solchen Fällen die Unbeteiligten vertritt durch seinen Anspruch auf Friedensgeld, stellt er gewissermaßen das öffentliche Gewissen dar. Auch bei Achtklagen dürfte er dies irgendwie getan haben, so daß auch die ,,Eidschwüre des Königs" im schwedischen Mittelalter vorchristliche Grundlage haben. Wenn auch nicht alle altgermanischen Fürsten für diese Seite ihres öffentlichen Wirkens viel Herz gehabt haben werden, so trauen wir das doch manchen zu und dürfen es

nicht nur solchen zutrauen, deren überliefertes Charakterbild dafür spricht, wie dem Westgoten Dietrich oder Rolf Krake von Dänemark, sondern auch anderen in nicht geringer Zahl, von denen wir nichts oder zu wenig wissen. Denn ein lebendiger Gerechtigkeitssinn liegt seit alters im germanischen Charakter.

Daß das Vorbildliche und Fürsorgende am germanischen König mit seiner göttlichen Abkunft zusammenhing, ist deshalb wahrscheinlich, weil auch die Götter Vorbilder und Fürsorger waren, und weil es bei Skalden und anderswo Zeugnisse dafür gibt, daß Fürsten ihr Leben dem Odin weihten — z. B. der sagenberühmte Harald Kampfzahn von Dänemark — und daß man den Gott in ihnen wirksam, sie also vom Geiste des Gottes erfüllt glaubte; auch Geist und Wesen der Vorfahren lebt im Nachfahr weiter, wie den Alten besser bewußt war als den meisten Heutigen. War Odin als Kriegsgott der Spender in erster Linie heroischer Tugenden, so waren andere Götter friedensfreundlicher, besonders der schwedische Yngvi Freyr, aber auch Thor, der allerdings als Stammvater von Herrscherhäusern nicht bezeugt ist. Thor sorgte für Gerechtigkeit und für das, was in der Ordnung ist. Ihm waren Dingstätten geheiligt, und sein Tag, der Donnerstag, war bevorzugt für Ding und Gericht. Obgleich er als Bauerngott galt und Odin der eigentliche Freund der Fürsten war, mögen wir doch eine enge geistige Verbindung zwischen ihm und manchem germanischen König umso eher annehmen, als König und Bauer, Staatsmacht und Privatmacht, ursprünglich einander noch näher gestanden haben müssen, als es in der altnordischen Literatur erscheint.

Ein ähnlicher Gesichtspunkt gilt für die Gefolgschaft. Nach der Annahme einiger hätte nur dem Könige das Recht zugestanden, ein Gefolge zu halten, so wie in neuerer Zeit nur Fürsten einen Hofstaat hatten. Die oft angeführten Kapitel 13 bis 15 des Tacitus schienen das zu bestätigen, indem man *princeps* mit „Fürst" übersetzte. Doch die richtigere Wiedergabe dieses schillernden lateinischen Begriffs wäre ja „Häuptling". Auch solche Großen also, die nicht Staatslenker waren, konnten Gefolgsherren sein, nicht nur nach dem Zeugnis des Römers, sondern auch nach einheimischen Quellen. Unter diesen ragen hervor diejenigen über die Hofhaltung des Dänenkönigs Rolf Krake, der als das Muster eines großmütigen und uneigennützigen Gefolgsherrn weithin angesehen war. Saxo Grammaticus und die Hrōlfssaga auf der einen Seite, das Beowulfepos auf der anderen ergänzen sich äußerst glücklich zu einem offenbar in allem Zuständlichen geschichtstreuen Bilde (vgl. Verf., Adel und Gefolgschaft, in: Beiträge z. Gesch. d. dtsch. Sprache u. Lit., hrsg. von W. Braune, 41. Bd [Halle 1916], bes. S. 409ff. — Saxo, deutsch von Paul Herrmann, Leipzig 1901. Die Hrolfssaga, dtsch. von demselben, in Thule, Bd. XXI. [Jena 1923], S. 219ff.), dessen für uns hier wichtigster Zug dieser ist: das Königsgefolge zerfällt in Unterabteilungen, an deren Spitze jüngere oder ältere Häuptlinge stehen; Häuptlinge mit Gefolge sind in den Dienst des Königs getreten; sie können auch auf eigenem Grund sitzen und doch Gefolgsmannen des Königs heißen. Wir erblicken also hier private und königliche Gefolgschaft gleichsam in zwei Rängen übereinander, und wir erkennen den Zusammenhang zwischen Degen und Vasall, zwischen Gefolgschafts- und Lehnswesen.

Schon Tacitus in seiner ganz untechnischen Skizze hebt die Gliederung des germanischen Gefolges hervor: *gradus comitatus habet*, das Gefolge enthält Stufen. Hiermit ist freilich zunächst etwas anderes gemeint als die erwähnten Abteilungen unter Unterbefehlshabern, nämlich das Zusammengesetztsein aus älteren und jüngeren, tüchtigeren und minder tüchtigen, vornehmen und gewöhnlichen Leuten, die alle wetteifern um das Lob (*iudicium*) des Herrn. Diese Zusammensetzung kommt aber nach Tacitus teilweise dadurch zustande, daß sich den Gefolgsleuten im engeren Sinne, den angestammten Leuten des Häuptlings, wie wir sie nennen dürfen, junge Söhne angesehener Familien als Gäste zugesellt haben, vom Gefolgsherrn

Lehrer-Bibliothek
des
Gymnasiums zu STOLP

erlesen und seiner Wahl gewürdigt. ,,Sie schämen sich nicht, unter den Gefolgsleuten (*inter comites*) erblickt zu werden," sagt der Römer von diesen letzteren. Die gesellschaftliche Schichtung tritt also bereits hier deutlich hervor, die wir in den germanischen Quellen wiederfinden als den Unterschied von Edelingen und Kerlen oder Hauskerlen. Die germanischen Quellen aber, an ihrer Spitze der Beowulf, kennen zwei Gruppen von Edelingen im Königsgefolge, nämlich außer den jungen Söhnen des römischen Berichts (den *adulescentuli*), die angelsächsisch *maguthegnas* heißen, jene Unterbefehlshaber, die anwesenden oder abwesenden Vasallen. Ob Tacitus diese Vasallen auch bereits voraussetzt, oder ob es sie zu seiner Zeit noch nicht gab, bleibt angesichts seines Schweigens von ihnen unentscheidbar. Denken läßt sich sehr wohl, daß er nur zufällig von ihnen nichts gehört hatte, oder daß er sie beim Stilisieren seiner Kapitel als störend beiseite ließ. Wir sind geneigt, eins von beiden anzunehmen, denn im Beowulf sehen wir, wie der *maguthegn* zum Vasallen heranwächst, und diese Entwicklung ist so natürlich, daß wir sie auch dem *adulescentulus* zutrauen. Hat doch der *adulescentulus* ebenso eigenes Erbe, ist ebenso ein Edeling mit Land und Leuten wie der *maguthegn*, und steht also doch auch von ihm zu erwarten, daß er das eigene Erbe antreten und mit den eigenen Leuten dem Könige weiter dienen wird, dem er seine Ausbildung verdankt. Haben wir hiermit recht, so ist nicht nur das in Abteilungen mit Unterführern gegliederte Königsgefolge, sondern auch das Vasallentum für die Zeit unserer ältesten Quelle gegeben, und zwar wohl nicht nur in dem Sinne, daß Häuptlinge freiwilligen Dienst mit Gefolge am Königshofe leisteten und ,,Königsdegen" blieben auch nach der Rückkehr auf den eigenen Hof, sondern auch in dem des Lehnswesens: zu diesem Hof oder an seine Stelle konnten Landspenden, Belehnungen durch den König treten, der Fall des Wulf und des Eofor im Gautland des 5. Jahrhunderts und vieler Späteren. An Stoff zu solcher Freigebigkeit kann es den Königen nie gefehlt haben. *Materia munificentiae per bella et raptus*, sagt Tacitus, und er kann bei diesen Gewinnen durch ,,Krieg und Raub" ebenso an Länder gedacht haben wie an Goldringe, Waffen und Rosse, und nicht bloß im Hinblick auf solche Könige wie Ariovist, die Römerboden erobert hatten.

Es sei erinnert an das früher über die wergelderhöhende Wirkung des Königsdienstes bei Franken und anderen Germanen Gesagte. Dies macht den Eindruck, erst bei den Franken im eroberten Belgien und Gallien aufgekommen zu sein. Denn es handelt sich doch wohl um einen Abfall von dem ursprünglichen, auf Zusammenleben und persönlicher Erprobung beruhenden Gefolgschaftsgedanken, wenn es in der altfränkischen Formel des Markulf heißt: ,,es ist in der Ordnung, daß diejenigen, die uns unwandelbare Treue versprechen, unseren Schutz genießen, und der Getreue, der in unseren Palast kommt und vor aller Augen (vor den Augen des versammelten Gefolges) Dienst und Treue schwört in unsere Hand, über ihn bestimmen und befehlen wir durch diesen Erlaß, daß er von da an unter die Zahl der Antrustionen gerechnet werde" — also das erhöhte Wergeld des Königsdieners genieße (Grimm, Rechtsaltertümer 1, 383). Es ist klar, was der Erlaß bezweckt: die Gewinnung einer möglichst großen Zahl von dem König eng verbundenen Getreuen, und daß dies dasselbe ist, was Tacitus von den Gefolgsherren seiner Zeit sagt (,,sie sind darauf bedacht, möglichst viele und schneidige Gefolgsleute zu haben"), und was bei so manchem nordischen Fürsten auf der Hand liegt. Aber es würde weder in das taciteïsche noch in das altnordische Bild hineinpassen, daß man Gefolgsmannsrechte erwerben kann lediglich durch einen Treuschwur in die Hand des Königs, also durch eine Formalität, die in einigen Minuten erledigt ist wie eine Anwerbung im Dreißigjährigen Kriege. So wenig das merowingische Frankenreich überhaupt als ein Stück typisches Germanien gelten kann trotz handgreiflich germanischer Elemente, die es enthält, so wenig kann dies angenommen werden vom merowingischen Königtum und Gefolgschaftswesen, mögen sie auch oft als Paradigmata haben herhalten müssen.

Die Seele des germanischen Comitatus ist die aus Freundschaft und Dankbarkeit erwachsene Treue zwischen Herrn und Dienern. Schon Tacitus hat diese Treue schön und treffend beschrieben:

,,Wenn es zur Schlacht kommt, ist es für den Gefolgsherrn schimpflich, sich an Tapferkeit übertreffen zu lassen, schimpflich für die Gefolgsmannen, der Tapferkeit des Führers nicht gleichzukommen. Und gar Schimpf und Schande für das ganze Leben bringt es, den Gefolgsherrn überlebend das Schlachtfeld zu verlassen. Ihn zu verteidigen, zu schützen, auch die eigenen Heldentaten seinem Ruhme zuzurechnen, ist vornehmste Kriegerpflicht: die Gefolgsherren kämpfen um den Sieg, ihre Getreuen für den Herrn."

Vollständiger und, wie zu erwarten, intimer und von echterer Wärme durchpulst ist die Charakteristik, die das altdänische Heldenlied von Rolf Krakes Fall enthält, die Bjarkamāl,

das ,,Hohelied der Mannentreue". Hjalti, einer der Gefolgskrieger, der den nächtlich anrückenden Feind zuerst bemerkt hat, weckt die schlafenden Kameraden und feuert sie an:

Zur Schildburg schart euch
um den Schatzspender!
Glänzende Gaben
Gilt es zu lohnen:
silberne Ringe
und Saxschwerter,
breite Brünnen
und blinkende Helme.
Nicht lässig laßt uns
die Gelübde halten,
die froh wir geschworen
auf den Fürstenbecher,
bei Freyr und Njörd
und dem furchtbaren Asen,
Den Ringspender nimmer
in Not zu verlassen*).

Das innere Gegenseitigkeitsverhältnis zwischen Herrn und Gefolgsmann beschreibt Friedrich Panzer so: ,,Im Gefolge bindet die beiden jenes eigentümlich doppelseitige Verhältnis, das die alte Sprache mit dem Worte ,,hold" ausdrückt. Es ist ebensowohl die Bezeichnung für das Verhältnis des Mannes zum Herrn, das unserem Worte ,,huldigen" seinen einseitigen Sinn gibt, wie für die Bindung des Herrn an den Mann, die wir uns in dem Worte ,,Huld" abermals einseitig vorstellen" (F. Panzer, Deutsche Heldensage und deutsche Art [Ziele und Wege der Deutschkunde, 9. Heft], S. 8). Daß ,,hold" und seine Verwandten nicht bloß Gesinnungs- und Gemütswerte ausgedrückt, sondern auch etwas ausgesagt haben über den Umgangston zwischen den einander Holden, ist heute noch erfaßbar an dem Worte ,,Unhold", das ja einen streitsüchtigen, rücksichtslosen Menschen bezeichnet, das, was das Mitglied eines germanischen Gefolges nicht sein durfte. Früher war ein Unhold auch ein mythischer Schädling und Schabernacktreiber, und Wulfila gibt durch *unhulþa*, den neutestamentlichen Begriff des unsauberen oder Plagegeistes wieder (griechisch *δαίμων, δαιμόνιον*), der also durch ,,Hexe" verdeutlicht wird, wenigstens was das weibliche *unhulþō* angeht, das diesen Sinn hat, zu dessen Elementen noch heute Unverträglichkeit und Zanksucht gehören; sind es doch Weibsbilder mit solchen Eigenschaften, die man im gewöhnlichen Leben Hexen (oder alte Hexen) nennt. Eine altnordische Lebensregel lautet: ,,Oft soll man Gutes erwähnen" (*opt skal gott geta*). Sie steht in den Hāwamāl, dem großen eddischen Spruchgedicht, das im allgemeinen die Sphäre altnorwegischer Kleinbauern, jedenfalls keine fürstliche spiegelt. Wenn schon diese Leute meinten, man müsse beim geselligen Beisammensein einander ,,Gutes" sagen, wie viel mehr muß dasselbe in den aristokratischen Kreisen gegolten haben, bei den Großen, die streitbare Gefolgschaften hielten, und beim König. Die Königshalle wird also schon vorchristlich nicht bloß eine Schule der Mannhaftigkeit und Waffenübung, sondern auch eine solche der Geselligkeit und des guten Tons gewesen sein, und ihre Anziehungskraft auf die adlige Jugend mit hierauf beruht haben. Die Auszeichnung, welche der Dienst in ihr verlieh, war so wenig eine rein kriegerische oder militärische, wie die Mitgliedschaft in einem Offizierkorps oder bei einer schlagenden Studentenverbindung in neuerer Zeit einseitig militärische oder fechterische Fertigkeiten einbringt. Hierauf beruht es, daß Skalden den Ausdruck ,,Hauskerle" als schlechtweg ehrende Anrede gebrauchen, gleichwertig mit ,,Edelinge". Der Dienst beim Könige als solcher erhöht, bildet den Mann, gleichgültig welcher Herkunft dieser ist (s. o. S. 35).

Natürlich darf dies nicht dahin mißverstanden werden, als wären die alten Hofsitten dieselben gewesen wie in der Neuzeit. Sie waren viel einfacher, und vermutlich ging es in den altgermanischen Fürstenhallen lauter, manchmal auch ungeberdiger her als auf dem Parkett des Sonnenkönigs.

Die Überlieferungen von Rolf Krake geben auch in dieser Beziehung guten Einblick. So lesen wir bei Snorri:

,,Rolf Krake war der trefflichste aller Könige in der alten Zeit wegen Freigebigkeit und Kühnheit, aber auch wegen seiner Leutseligkeit.

Einmal kam ein kleiner, armer Bursche namens Wögg in die Halle König Rolfs, der damals jung an Jahren und schlank von Wuchs war. Wögg trat vor ihn und sah zu ihm hinauf. Der König sagte: ,,Was hast du auf dem Herzen, Bursche, daß du mich so ansiehst?" Wögg antwortete: ,,Als ich noch daheim war, hörte ich sagen, König Rolf auf Lejre wäre der größte Mann in den Nordlanden. Nun aber sitzt hier im Hochsitz so ein kleiner Krake (so eine kleine Stange), und sie nennen ihn ihren König!" Da sagte der König: ,,Du kleiner Bursche hast mir einen Beinamen gegeben, so daß ich von nun an Rolf Krake heiße, und es ist in der Ordnung, daß mit dem Namen auch ein Geschenk gegeben wird. (Die Sitte überlebt bei

*) Thule Bd. I (Edda deutsch von Genzmer, Heldendichtung, 3. Aufl., 1928), S. 181ff. (man bringe sich das Ganze zu Gehör!). Wohlfeiler zugänglich in der Volksausgabe der Genzmerschen Edda, die Eugen Diederichs' Verlag 1933 auf den Markt brachte, S. 214ff.

48. Ausgrabung des Schiffes der Königin Asa im Oseberg (Norwegen).
(Brøgger, Falk, Shetelig: Osebergfundet.)

uns als Patengeschenk. Sie ist auch sonst vorchristlich reich bezeugt.) Nun hast du, wie ich sehe, nichts, was dazu geeignet wäre und was anzunehmen mir ziemte. Es möge also der von uns den anderen beschenken, der es dazu hat" — streifte einen Goldring vom Arm und gab ihm den. Da rief Wögg: ,,Heil dir vor allen Königen für diese Gabe! Und darauf leiste ich einen Eid, daß ich des Mannes Töter werde, der einst dir den Tod bringt!" Da sprach der König und lachte dazu: ,,Mit Wenig macht man Wögg froh!"

Die Geschichte zeigt die Großmut des freigebigen Königs und die erziehliche Wirkung, die diese auf den Ankömmling ausübt. Letzterer kommt von weit her, der Ruhm Rolfs hat ihn wie so viele andere lebens- und tatendurstige Jünglinge gelockt, aber er ist enttäuscht und gibt als furchtloser Naturbursche dem den drastischsten Ausdruck, noch unbelehrt in der Kunst, nur Gutes zu erwähnen. Aber die Lehre erfolgt sogleich durch gütiges Wort und goldenes Geschenk, und sie trägt im nächsten Augenblick Frucht in Wöggs Treuegelöbnis, das dem Fürsten süß in die Ohren klingt, und das Wögg später mit Kraft und Geistesgegenwart einlöst (Thule Bd. XX, S. 197. Vgl. Thule Bd. XXI, S. 221ff.). Wöggs Erklärung, Rolf dereinst rächen zu wollen, ist auf dem Boden der vorchristlichen Ethik eine echte Höflichkeit, echt insofern, als sie keine leere Phrase ist, sondern später in die Tat umgesetzt wird, also aus den Tiefen der Gesinnung fließt, ,,aus ganzem Sinn" (*af heilum hug*), wie der alte Ausdruck lautet. Unechte Höflichkeiten — jene, die Seume die ,,übertünchten" genannt hat in seinem beweglichen Liede vom Kanadier, und die Goethe meinte, als er fand, im Deutschen lüge man, wenn man höflich sei, die vielberufenen gesellschaftlichen Lügen — müssen, wie dem alten Leben überhaupt, so auch der Fürstenhalle, dem Ort der besten Sitte, fremd gewesen sein, denn wir suchen sie vergebens in den Denkmälern und finden statt ihrer zahlreiche Bekundungen eines schönen Freimuts, auf die der Begriff Höflichkeit überhaupt nicht mehr anwendbar ist, da sie nicht als Sympathiebeweise gemeint sind, sondern nur als Aufrichtigkeiten.

Ein solches kühnes Wort eines Gefolgsmannes gegenüber seinem Herrn war (nach Andreas Heusler in der Festschrift für Theodor Plüß) das des Meisterschützen — des heidnischen Urbildes Wilhelm Tells —, der auf die Frage, warum er einen zweiten Pfeil in den Gürtel gesteckt, erwiderte: ,,Der war für dich bestimmt, Herr, im Falle ich mein Kind getötet hätte!" Dies ist ein besonders starker, sozusagen ein äußerster Fall, viel stärker als die dreiste Rede des Neulings Wögg, denn es handelt sich um etwas wie eine Rachedrohung des Gefolgsmannes gegen den eigenen Herrn. Aber gerade ein solcher äußerster Fall ist lehrreich. Zeigt er doch besonders deutlich den weiten Abstand zwischen dem Geist eines germanischen Hofgefolges und dem eines orientalischen. Ein Perserkönig verlangte schlechthinnige Unterwerfung seiner Untertanen, sie mußten sich vor ihm niederwerfen, ihn ,,anhündeln" (*προσκυνεῖν*), wie die Griechen es mit Widerwillen nannten, und dieser Fürstlichkeitstypus zieht sich über den sizilischen Friedrich II. und die Renaissance bis in den Absolutismus der Neuzeit, welcher ein Widerstandsrecht der Beherrschten ausdrücklich in seinem

49. Pfosten vom Osebergschiff, Oslo, Universitetets Oldsaksamling. (Brøgger a. a. O.)

Staatsrecht verneinte. Nach germanischer Anschauung gibt es nicht nur ein Widerstandsrecht, sondern eine Widerstandspflicht. Stellt ein König seinen Diener so fühllos auf die Probe wie Geßler den Tell, so verdient er den Tod durch den Rachepfeil des Gekränkten. Denn die Rache für den nächsten Blutsverwandten ist noch heiligere Pflicht als die für den eigenen Herrn, und der Herr darf Treue und Huld gegenüber dem Diener nicht kalt und frivol verleugnen. Tut er es, so ist tragische Schuld auch des Betroffenen leicht die Folge. Denn eine Schuld bleibt der Anschlag auf den Druchtin, auch wenn dieser ihn erzwungen hat. Es kommt also viel darauf an, daß beide Seiten den rechten Einklang finden und bewahren. In der Tellfabel ist er gestört worden durch Schuld des Fürsten, und tragische Disharmonie ist die Folge, etwas, was Erzähler und Dichter liebten, daher der Ruhm und die Langlebigkeit der Geschichte. Bezeichnend für den Alltag des Gefolgschaftslebens ist sie ebensowenig wie die tragischen Sippenfehden der Heldendichtung für das durchschnittliche Dasein der germanischen Familien.

Der Alltag des Gefolgschaftslebens war beherrscht von gegenseitiger Huld und gegenseitiger Anerkennung der freien Persönlichkeit und ihres natürlichen Rechtes. Das Wort des Tacitus: „Die Führer befehligen mehr durch ihr Beispiel als durch Machtbefugnis," gilt nicht nur vom Kriege, auf den er es münzt, sondern ebenso vom Frieden. Stellung und Einfluß des Fürsten hingen also von dem Beispiel ab, das er zu geben vermochte, und die germanischen Fürsten hätten nicht so treue Diener gehabt und so Großes ausgerichtet, hätten sie nicht vielfach persönlich ein so gewichtiges und eindrucksvolles Beispiel geliefert, einer mehr in Werken des Krieges, ein anderer mehr in solchen des Friedens, der eine durch Tüchtigkeit, der andere durch Laune und Witz, ja auch durch künstlerische Talente konnte ein Fürst wirken, wie denn vom Wendeln Geiserich (Gaizarikas) und vom Dänen Hrothagaizas (Hrōdgār) berichtet wird, daß sie zur Harfe sangen.

Dies führt uns auf den altgermanischen „Hallenjubel", das Auftreten des Dichters vor Gefolge und Gästen. Im siebenten Abschnitt wird ausführlicher davon die Rede sein. Doch ist schon hier der Beziehungen zwischen Königtum und Dichtung zu gedenken, die sich in der Heldensage unter anderem darin niedergeschlagen haben, daß sehr viele ihrer Auftritte in einer Königshalle spielen: der Abschied der Burgunden in der zu Worms, ihr Todeskampf in der gotisch-hunnischen in Ungarn, Amlets Rache, Irings Neidingstat, des alten Starkad Mahnrede, Hengests Schwertziehen, Turisinds Selbstüberwindung, Hlöds Erbforderung, Baduhilds Geständnis vor dem Vater.

Schillers Wort „es soll der Dichter mit dem König gehen, sie beide wandeln auf der Menschheit Höhen," gilt im Sinne fürstlichen Mäzenatentums und alles überragender Verdienste der Könige um die Poesie schon für das germanische Altertum. Demodokos im Phäakenpalast ist ein Bild, dessen wesentlicher Gehalt nördlich der Alpen wiederkehrt, weil wahrscheinlich aus einer Zeit stammend, wo die Vorfahren der Griechen noch an der Donau oder an der Ostsee saßen.

Gegen ein so hohes (urindogermanisches) Alter des germanischen Hofdichtertums kann das Schweigen des Tacitus nicht angeführt werden. Da dieser Schriftsteller nachweislich manches übergeht und auch seine Schilderung des Gefolgschafts-

50. Schnitzerei am Kiel des Osebergschiffes. (Brøgger, Falk, Shetelig a. a. O.)

51. Ende der Wagendeichsel aus dem Osebergschiff. Oslo, Universitetets Oldsaksamling. (Brøgger, Falk, Shetelig a. a. O.)

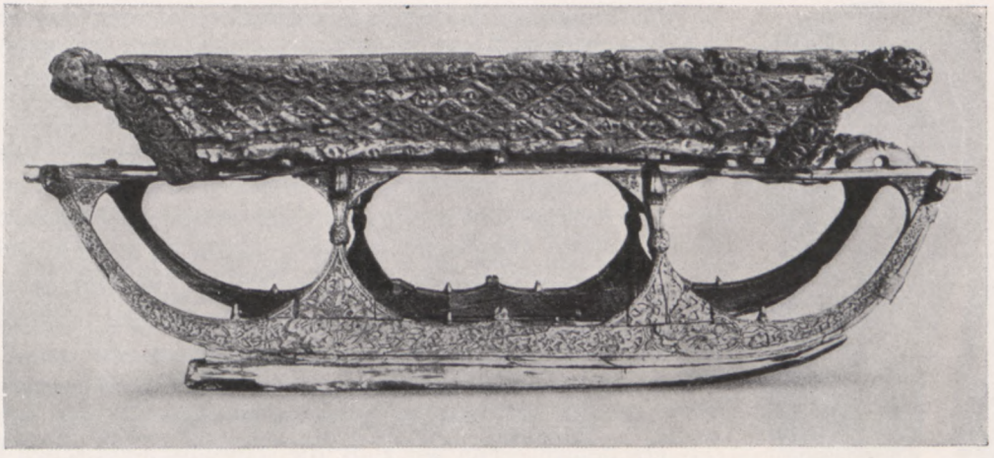
wesens im Verdacht steht, unvollständig zu sein (s. o.), so ist das Fehlen des Hofdichters in der Germania nicht verwunderlich. Die Notiz über die Besingung des Arminius in den Annalen (2,88) darf als ein Ersatz betrachtet werden, denn sie muß entweder auf ein Heldenlied oder auf ein Zeitgedicht bezogen werden, also jedenfalls auf eine Dichtungsgattung, die wir in älterer Zeit nur an Fürstenhöfen kennen, und die am Fürstenhof erwachsen zu sein scheint. (A. Heusler im Hoops' Reallexikon 1, 454. Verf., Altgerm. Kultur [Leipzig 1925], S. 129—131.) Die germanischen Quellen — angelsächsische und besonders die reichen nordischen — zeigen uns in vielen, lebensvollen Beispielen den Dichtungsbetrieb in der Fürstenhalle, die Heldenlieder, die dort erklingen, viel öfter jedoch die Zeitgedichte, die Preislieder auf die Tugenden des fürstlichen Herrn.

Das beste, weil inhaltlich reichste und seiner Form nach leichtest zugängliche Beispiel dieser merkwürdigen Gattung ist das Haraldslied, auf Sieg und Hofhaltung des ersten Königs über ganz Norwegen, des bekannten Harald Schönhaar aus dem Ynglingergeschlecht.

Haralds Vorfahren hatten vor Jahrhunderten den Weg gefunden von dem in Feindeshand gefallenen Uppsala durch die Wälder von Wermland nach der Gegend um die Vik im südlichen Norwegen, die große Bucht, an deren Nordende Oslo lag, der heilige Asenhain mit Marktstätte, wo 1624 von Christian IV. Christiania gegründet worden ist, das heute wieder Oslo genannt wird. Hier, um Tönsberg (altnordisch Tünsberg), das schon früh ein ziemlich bedeutender Seehandelsplatz war, gründeten die Ynglinger ein neues Reich, und von ihrer Macht zeugen ähnlich wie in Uppland einige imponierende Grabhügel, so der Oseberg, d. i. Berg der Asa, benannt nach der Königin dieses Namens, die in einem reich mit Kunstgewerbe ausgestatteten Schiff darin begraben liegt. Sie war die Mutter Halfdans des Schwarzen und Großmutter des Harald Schönhaar. Die Ynglingasaga erzählt ihre charaktervolle Geschichte im Zusammenhang der langen, vielgliedrigen Biographie des alten Geschlechts (Thule Bd. XIV, S. 74f.). Sie berichtet auch davon, wie Halfdan das Reich vergrößerte und ein Sprungbrett schuf für den Siegeslauf seines Sohnes.

Die Entscheidung zwischen diesem und seinen Gegnern, den Vertretern der alten Bauernfreiheit und des Kleinkönigtums, fiel 872 in der Seeschlacht im Hafrsfjord („Bocksföhrde") unweit Stavanger, und sie fiel zugunsten des neuen Großkönigtums nach römisch-karolingischem Muster, das Steuern legte auf den bis dahin ganz freien Erbbesitz der Bauern und auch sonst härter durchgriff, als früher nordische — und vor der Gründung des fränkischen Großreichs — germanische Könige, soweit wir wissen, je getan hatten. Daher die Erbitterung der stolzen alten Geschlechter, deren Rechte der Neuerer bedrohte, daher die Auswanderung vieler nach Britannien und dem königlosen Island, daher auch das seltene Ereignis, daß die Eigenbrödler ihre Schiffe zusammenlegten und vereinigt den Feind abzuwehren suchten. Alles war umsonst. Wie in den Sachsenkriegen Karls siegte Europa, siegte der neue Staatsgedanke. Groß war der Erfolg, und groß waren Stolz und Übermut des Siegers. In den Versen seines Skalden zittern deutlich diese Gefühle, dazu der germanisch-gutmütige Spott über die Unterlegenen und die Genugtuung über die neumodische Pracht und den europäischen Zuschnitt des großköniglichen Hofes mit den reichumborteten roten Pelzen der Hofskalden — es gab deren mehrere nach alter Ynglingertradition —, mit Brettspiel und mit Gauklern, die in der Weise der Südländer mit einem Hunde und mit Feuerbränden allerlei Kurzweil trieben.

Form und Aufbau des Gedichtes aber, dazu der größte Teil von Inhalt und Tendenz entsprechen ältestem, bodenständigem Herkommen, wenn auch der Dichter erfinderisch gestaltet und abwandelt. Seine Erfindung scheint der Rahmen zu sein, das Gespräch zwischen dem Raben und der Walküre, das er erlauscht haben will und dem Gefolge berichtet. Die Freude des Raben jedoch und seines „Eidbruders", des Adlers, an Blut und Wunden, das Interesse der Walküre an Kampf und Männerfall, das Lob der Ab-



52. Schlitten vom Osebergschiff, Oslo, Universitetets Oldsaksamling.
(Brogger, Falk, Shetelig a. a. O.)

härtung in der sechsten Strophe, die Dichtersprache mit Umschreibungen wie Strandrosse für Schiffe und mythologischen wie Hymirs Schädel für Himmel, Hymirs Schädel- oder Hauptspalter für den scheinbar das Blau des Firmaments durchstoßenden Raben, Swafnirs Saalschindeln für Schilde (weil Swafnirs, d. i. Odins Saal Walhall mit Schilden gedeckt ist), ferner die anschaulich malende Schilderung und der ausdrucksvolle, freie Bau der stabenden Verse, dies alles sind alte Requisiten des schildernden, preisenden Zeitgedichts. Ebenso die Anspielungen auf Einzelheiten aus dem Leben des Gefeierten, wie die Erwähnung der dänischen Frau Haralds, der Ragnhild, und ihrer zu wahrheitswidrigem Hohn neigenden Dienerinnen und ostländischen Mägde, gefangenen Sklavinnen „aus dem baltischen Wikingrevier" (Heusler). Daß der gaukelnde Hofnarr mit dem wohl deutschen Namen Andad nicht rein als vornehm-modisches Requisit empfunden wird, zeigt der abschätzige Blick auf sein und seiner Genossen ungermanisches Wesen im letzten Verse, der durch verachtungsvolle Bestimmungen über den Spielmann im Westgötalag bestätigt wird.

Für das Denkmal selbst sei auf Felix Genzmers (Thule Bd. II, S. 191—194; man beachte die Einleitung und die Erläuterungen von A. Heusler) meisterhafte Verdeutschung verwiesen, welche so beginnt:

Hört mich, ihr Helmträger! Die Mär will ich melden,
Von Harald will ich Die von einer Maid ich hörte,
Schwerttaten schildern, Der Lichthaarigen Reden,
Dem schätzereichen; Die mit dem Raben sprach.

V. KRIEGSWESEN, BEFESTIGUNGEN UND HÄUSER

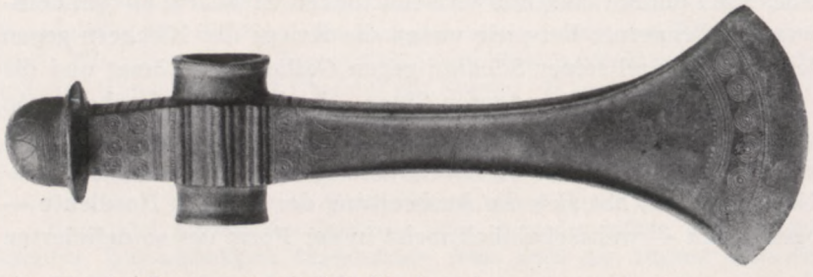
Vom Kriege war im Bisherigen schon wiederholt die Rede. Wir faßten den germanischen Krieg als den Zusammenstoß des aus Landnot, also aus wirtschaftlichen Ursachen, auswandernden Volkes mit landverweigernden Gegnern. Beispiele waren die Kriege der Kimbern gegen Taurisker und Römer, die des Ariovist und seiner Scharen gegen Gallier und Römer und die kriegerischen Ereignisse der Völkerwanderung im engeren Sinne. Auch die Landeroberungen der Normannen oder Wikinge können angeführt werden, ihre gewaltsamen Staatengründungen in Rußland, in der Normandie, in England, Schottland und Irland. Und schon in vorgeschichtlicher Zeit, bis in graueste Urtage hinauf, hat sich die Ausbreitung der blonden Nordleute — der Germanen, Kelten, Indogermanen — wahrscheinlich meist in der Form des so definierten „Krieges" vollzogen.

Zur Sprache kam auch schon der Unterschied von Krieg und Fehde. War jener wirtschaftlich bedingt, fanden wir, so diese leidenschaftlich. Entsprang jener aus Land- und

53. Bronzeaxt ohne Schaftloch, mit reichen Verzierungen, 36,5 cm lang, 15,5 cm breit. Gefunden in Knifringe (Ksp. Wreta Kloster, Ostergötland).
Ende der I. Bronzezeit um 1500 v. Chr. Stockholm, Museum vaterländischer Altertümer (Montelius, Meisterwerke aus dem Museum vaterländischer Altertümer.)

Nahrungsnot, so diese aus seelischer Not, in erster Linie aus dem Bedürfnis, die Ehre rein zu halten — wie das in zahlreichen Sagafehden klar vor Augen liegt und noch Götz von Berlichingen es veranschaulicht. Es ist aber nicht so, daß die Fehde — wie in diesen Beispielen — immer privaten Charakter hätte und auf kleine Kriegerzahlen und Schauplätze beschränkt bliebe; vielmehr gab es auch Königsfehden, an denen das Volk sich beteiligte, und die zu ähnlich umwälzenden Folgen führen konnten wie Kriege. Es liegt darum nahe und entspricht dem Sprachgebrauch der Geschichtschreiber, solche Königsfehden ebenfalls Kriege zu nennen. Ja, vom Standpunkt des Staates und des staatlichen Denkens, also von dem der Neuzeit, kann es als gesucht und spitzfindig erscheinen, wenn wir z. B. die schwedisch-götischen Händel, einschließlich der Eroberung des Götenlandes durch die Schweden, als eine Königsfehde oder eine Kette von Königsfehden bezeichnen, dagegen die Auseinandersetzungen zwischen Ariovist und seinen gallischen Feinden, einschließlich seiner Niederlassung im Wasgauland, als einen Krieg oder Kriege. Und zuzugeben ist, daß die Beweggründe nie restlos erkennbar und ihre Mischungen gewiß häufig gewesen sind. Es hat mithin eine Betrachtungsweise viel für sich, die von den Motiven ganz absieht und lediglich nach der äußeren Erscheinungsform die Phänomene benennt und einteilt. Wir werden ihr ihr Recht geben, sobald wir zur Darstellung dessen kommen, was passend Kriegswesen heißt und den ersten Teil dieses Kapitels, nach der Einleitung, füllen soll. Die Einleitung aber darf und muß noch einmal betonen: es gibt auch ein Wesen der Dinge, das nicht aus ihrer äußeren Erscheinungsform allein erkannt werden kann; es gibt neben dem Kriegswesen ein Wesen des Krieges.

Wenn wir nun das Wesen des germanischen Krieges in wirtschaftlichen Zwangslagen fanden, so bedarf dies natürlich noch einer Ergänzung. Denn können wirtschaftliche Tatsachen menschliches Verhalten jemals eindeutig bestimmen und somit restlos erklären? Die materialistische Geschichtsauffassung und Gesellschaftslehre nehmen dies zwar an. Man sagt, die Kriege kämen vom Kapitalismus oder von den Geldinteressender Schwerindustrie, und meint, damit sei der Krieg restlos erklärt und das Mittel zu seiner Beseitigung angegeben. Aber diese — in weitesten Kreisen populär gewordene — „Kriegstheorie" scheitert schon an



54. Massive Bronzeaxt mit Schaftloch und gepunzten Verzierungen aus Lundby (Ksp. Slöinge, Halland). Ende der II. Bronzezeit, 14. Jahrh. v. Chr. 32,2 cm lang. Stockholm, Museum vaterländischer Altertümer. (Montelius a. a. O.)

einer einfachen Tatsache, die jedermann aus der Schule kennt: Kriege hat es bereits gegeben, lange ehe es Kapitalismus und Schwerindustrie gab. Man hat dieses Scheitern abzuwenden gesucht durch die Behauptung, auch die vorkapitalistischen und vorindustriellen Kriege seien aus wirtschaftlichen Ursachen ableitbar, und diese Art der Verursachung sei das Wesentliche an der „Theorie", nicht die modernen, bekannten und daher als Beispiel sich empfehlenden Wirtschaftsformen. Können aber wirklich ökonomische Tatsachen menschliches Verhalten je eindeutig bestimmen und also kausal erklären? Gerade die altgermanischen Kriege zeigen schlagend, daß das nicht der Fall ist, nämlich wenn wir das Wirken ihrer ökonomischen Ursache im Mittelalter und in der Neuzeit vergleichen.

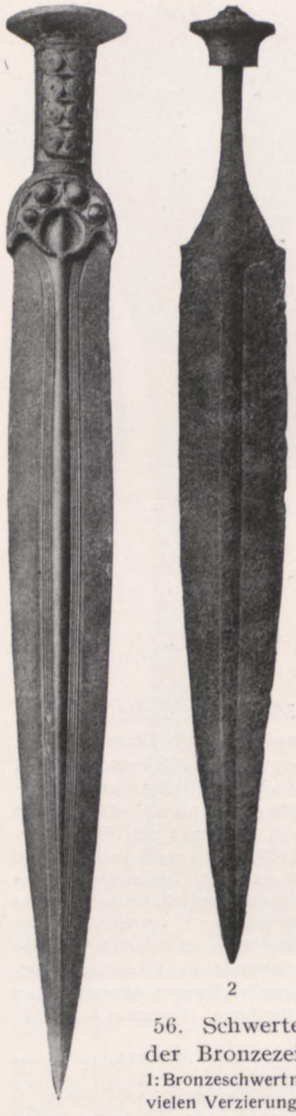
Es hat ja auch in diesen jüngeren Perioden Landnot gegeben; es gibt sie noch heute. Während sie aber im Altertum zu Kriegen führte, hat sie im christlichen Mittelalter zu gewaltigen Rodungen des Urwaldes geführt und in der naturwissenschaftlich-technisch aufgeklärten Neuzeit zu Meliorationen des Bodens, Intensivierungen der Bodenbestellung — und zuletzt zu künstlicher Einschränkung der Nachkommenschaft (einer höchst bedenklichen Sache, deren Reform im eugenischen Sinne seit Galton und Ploetz von hervorragenden Forschern und Menschenfreunden mit steigendem Erfolg gefordert und im neuen Deutschland zum Gesetz erhoben wird). Obgleich schon im Altertum solche Rodungen wie landwirtschaftliche Betriebsverbesserungen vorgekommen sind, durch welche die Erträge erhöht wurden, und obgleich auch später zuweilen Auswanderungen die Folge von Landnot waren, scheiden sich doch die drei Perioden im großen ganzen recht scharf, und man könnte also die Geschichte Nordeuropas ebenso gut und klarer als nach der herkömmlichen Betrachtungsweise unter dem Gesichtspunkt periodisieren, daß jeder Zeitraum seine eigene, charakteristische — nämlich stark vorwiegende — Art besitzt, der Land- und Nahrungsnot der wachsenden Bevölkerung abzuhelfen.

1 2

55. Schwedische Speerspitzen der Bronzezeit.
1: mit breitem, reich verziertem Blatt. 22,1 cm lang. Gefunden in Torslunda (Tierp) Nord-Uppland. Ende der I. Bronzezeit um 1500 v. Chr. 2: Tülle, mit gepunzten Verzierungen. 26,2 cm lang. Gefunden in Långaröd (Schonen). II. Bronzezeit, kurz nach Mitte des 2. Jahrtausends. Die runde Tülle setzt sich als hohe Rippe bei beiden Speeren bis zur Spitze fort. Stockholm, Museum vaterländischer Altertümer. (Montelius a. a. O.)

Dieser Gesichtspunkt ist kein wirtschaftlicher, sondern ein wirtschaftlich-psychologischer. Die wirtschaftliche Ursache bleibt sich gleich, aber die seelische Einstellung zu ihr wandelt sich. Also kann diese Einstellung nicht aus der wirtschaftlichen Ursache erklärt werden, sondern muß andere Gründe haben. Von einem „Primat" des Wirtschaftlichen kann keine Rede sein, eher von einem Primat des Seelischen. Denn der Wandel der seelischen Einstellung und des aus ihr fließenden Verhaltens der Menschen wirkt ja stärkstens auf das Wirtschaftliche ein, nicht bloß auf Bau- und Siedlungsformen (an die Stelle der befestigten Burg tritt das offene Renaissanceschloß, die Städte legen ihre Mauern nieder), z. B. auch auf die Bestellung der Felder im Zeitalter der reformlustigen Technik.

Welches ist nun das Seelische, das in altgermanischer Zeit die damals vorherrschende Wirkungsweise der Landnot bedingt? Tacitus hat es uns gesagt: „Man kann sie leichter dazu bringen, den Feind herauszufordern und sich Wunden zu holen, als die Erde zu beackern und die Ernte abzuwarten. Ja, es erscheint ihnen träge und schlapp, mit Schweiß zu verdienen, was man mit Blut erwerben kann" (Germania, Kap. 14). Die Gesinnung, die der Römer hier so gut und wirkungsvoll formuliert, liegt in den germanischen Quellen überall zugrunde, wenn auch meist in landesüblicher Weise unausgesprochen und daher nicht von jedem heutigen Leser durchweg verstanden. So hat vor kurzem ein bekannter Schriftsteller und Verfasser einer sympathisch-idyllischen Selbstbiographie sich stark irreführend geäußert über einen der hübschesten einheimischen Belege für die taciteïsche Wahrheit, die Geschichte des Olaf Holzaxt (*Ōlafr trételgia*). Olaf war der Sohn des Ynglingerkönigs Ingjald, der in leidenschaftlichem Machttrieb das Reich von Uppsala zu vergrößern gesucht hatte, doch der Übermacht der Gegner unterlegen war; mit seiner Tochter Asa und dem Gefolge verbrannte er sich in den Flammen des Königsgehöftes Räning, um der unvermeidbaren Niederlage zu entgehen und des Todes ganz sicher zu sein. Angesichts des überall lodernden Aufstandes und der Feinde ringsum hielt Olaf eine Rückeroberung des Stuhles seiner Väter nicht für angezeigt, wandte sich mit seinem Anhang westwärts in die Urwälder von Wermland, rodete sie und gründete sich eine neue Herr-



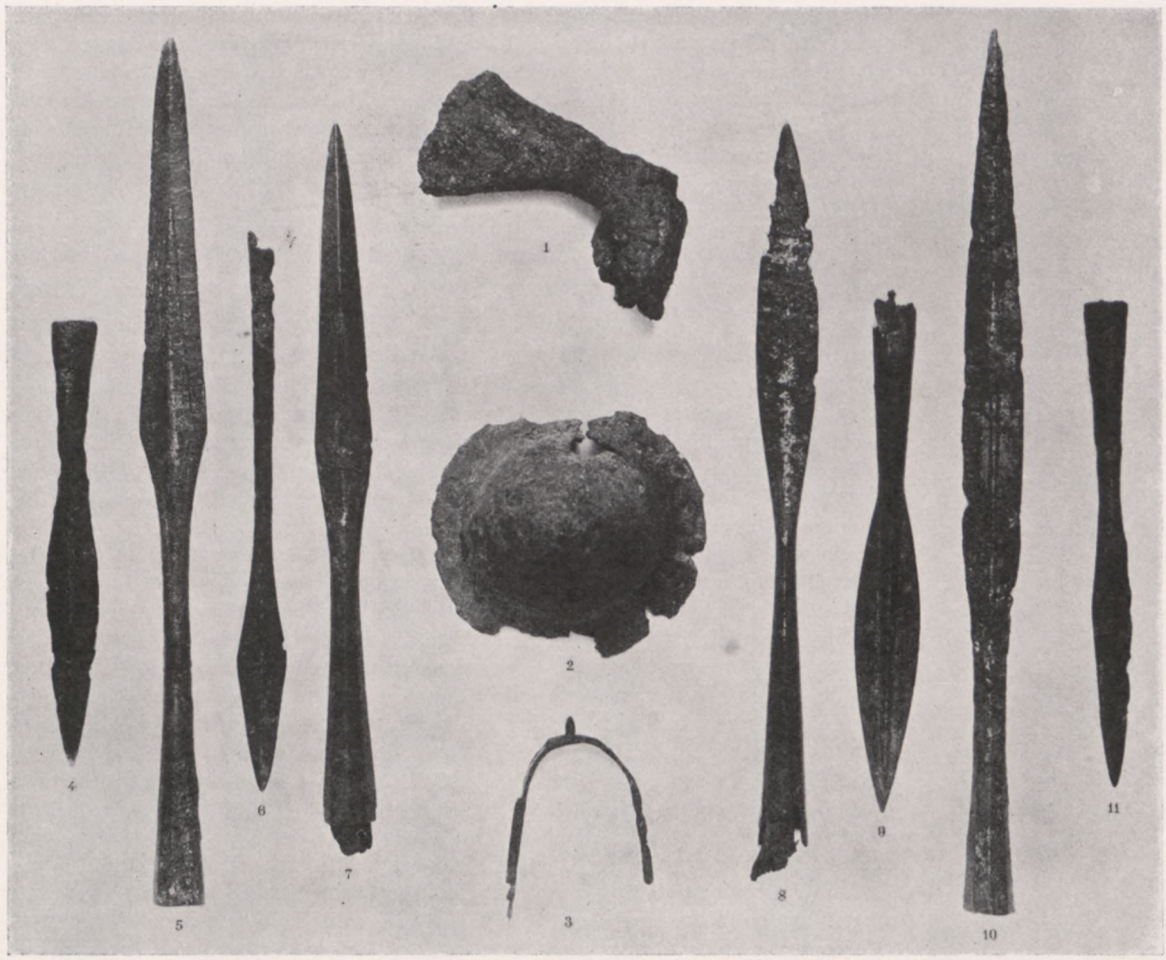
1 2 3

56. Schwerter der Bronzezeit. 1: Bronzeschwert mit vielen Verzierungen aus dem Ende der II. Bronzezeit, 1400 v. Chr., gefunden in einem Torfmoor bei Segerstad (Westergötland). Gesamtlänge 44 cm, Länge der Klinge 34 cm. Stockholm, Museum (Montelius a. a. O.). 2: 40,5 cm langer Bronzedolch aus Knopkenkoog, Keitum (Sylt), wohl aus einem Schwert gegearbeitet. Kopenhagen, Museum. 3: Abgebrochenes Schwert aus Pekkatel bei Schwerin. Grifflänge 11 cm. Nordwestdeutsch-skandinavische Form der III. Bronzezeit. Schwerin i. Meckl., Museum. Bei 2 und 3 fehlen die Holzteile des Griffes. (Lindenschmidt, Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit.)

schaft auf jungfräulichem Boden, auf deren Grundlage seine Nachkommen dann das norwegische Ynglingerreich errichtet haben. Darum nannten ihn die Schweden Olaf Holzaxt, ,,und sein Verhalten schien ihnen schmachvoll", d. h. der Beiname war entehrend und höhnisch gemeint (Thule XIV, S. 70. — Obige Deutung von Ingjalds Ende wird an die Hand gegeben durch die dort S. 69 frei verdeutschte Skaldenstelle und den Geist des gesamten altnordischen Originalschrifttums. Weil aber die Handlung außergewöhnlich war, hat sie vielleicht schon mancher Zeitgenosse nicht richtig verstanden. Olaus Petri, der königsfeindliche schwedische Reformator, kritisiert in seiner Chronik den Ingjald streng und ungerecht: ,,Da überfiel ihn ein solcher Schreck, daß er sich selber verbrennen ließ mit allen seinen Leuten, doch wäre es ehrenvoller für ihn gewesen, auf der Walstatt vor dem Feinde zu fallen, aber er scheint, wie man zu sagen pflegt, ein Löwe im Frieden und ein Lamm im Streite gewesen zu sein.") Statt der Holzaxt hätte der Prinz die Streitaxt schwingen sollen; der Baumfäller hätte besser getan, Männer zu fällen. Denn Blut ist ehrenvoller als Schweiß; Gefahr, ja aussichtloses Wagen sind Würze und Weihe des Lebens. Mit anderen Worten: Olaf hätte für seine Ehre sorgen und Fehde gegen die neuen Machthaber von Uppsala beginnen sollen. Die seelischen Grundlagen von Fehde und Krieg sind dieselben: der kriegerische oder reisige Charakter. Aus ihm ergibt sich, daß der wirtschaftlichen und der seelischen Not, dem Hunger und der Kränkung, auf dieselbe energische und furchtlose Weise abgeholfen wird, durch Waffengebrauch und Blutvergießen, welche beide Fehde und Krieg gleichmäßig kennzeichnen.

Wie schon angedeutet, kommen die beiden Arten der Waffenführung einander dadurch noch näher, daß im Kriege das wirtschaftliche Motiv sehr oft zeitweilig aus den Seelen gewichen sein muß, ersetzt durch den Wunsch, dem Gegner heimzuzahlen, durch natürlichen Siegeswillen oder andere ,,unwirtschaftliche" Regungen, welche die ,,Fehde" charakterisieren. Die Kimbern, welche bei Noreja die Römer zu Paaren trieben, waren schwerlich von Landhunger erfüllt, auch kaum von Beutelust, sondern jedenfalls von heller Entrüstung über den gemeinen Wortbruch der Welschen und über das Kimbernblut, das bei deren hinterhältigem Überfall hatte fließen müssen; die Schlacht bei Noreja war also wohl eigentlich ein Fehdeakt und keine Kriegshandlung im Sinne der Definition, so gut wie etwa das Gefecht am Rabenholz, von dem der Beowulf erzählt.

Jedenfalls hat man sich die alten Kriegsheere beherrscht zu denken von echtem, spontanem Gemeingeist. Was sie zusammenhielt, war in erster Linie nicht die Manneszucht, es war auch keine durch künstliche Stimmungsmache angefachte Wut, sondern die Einigkeit der Krieger in einem und demselben Streben, in einer und derselben Leidenschaft, mochte nun Landhunger und Brothunger darin mitschwingen oder nicht. Was Tacitus vom Gefolge sagt: ,,Die Gefolgsherren kämpfen um den Sieg, die Gefolgsleute für ihren Herrn," das gilt auch von dem Heer oder Volksheer in dem Sinne, daß auch in diesem einheitliche Zielstrebigkeit war, die ihren natür-



57. Waffen des 6. bis 7. Jahrhunderts aus den Reihengräbern von Gammertingen (Hohenzollern).

1: Francisca (Wurfaxt) aus Eisen. Sehnenlänge der Schneide 8 cm, Länge 16,5 cm. Im Schaftloch noch ein Teil des Holzschaftes. 2: Eiserner Schildbuckel, kugelförmig, etwas nach außen gewölbt. Durchmesser des Befestigungsrandes 15,1 cm, Höhe 11 cm. 3: Eiserner Sporn mit 1 cm langem, konischem Stachel. Länge ohne Stachel 10,2 cm. 4—11: Sperreisen: 4: mit schmalem, flach abgedachtem Blatt und runder geschlossener Tülle. Gesamtlänge 25,5, Blattlänge 15,5 cm. 5: mit schmalem Blatt von dachförmigem Durchschnitt und mit achtkantiger Tülle. Eingeschlagene Linienverzierung. Gesamtlänge 49,2, Blattlänge 31 cm. 6: mit rautenförmigem, flachabgedachtem Blatt. Gesamtlänge 32 cm, Blattlänge 12 cm. 7: mit langem, flachabgedachtem Blatt und achtkantiger Tülle. Eingeschlagene Doppellinien. Gesamtlänge 40 cm, Blattlänge 26 cm. 8: mit blattförmiger, flacher Spitze, die rundliche Tülle mit starker Mittelkante. Gesamtlänge 41 cm, Blattlänge 23,5 cm. 9: Auf dem kräftigen Blatt stark hervortretende Mittelrippe, die sich als Fortsetzung der Tülle bis an die Spitze zieht. Das Rund der Schneide durch eingeschlagene Linien verziert. Gesamtlänge 29,6 cm, Blattlänge 17,5 cm. 10: mit langem, schlankem, flachabgedachtem Blatt und achtkantiger Tülle, auf der eine Zackenlinie. Das Blatt durch eine auf der Mittelkante eingeschlagene Doppellinie verziert. Gesamtlänge 50 cm, Blattlänge 33 cm. 11: mit flachem, schmalem Blatt und rundlicher geschlossener Tülle, in der noch ein Holzrest steckt. Gesamtlänge 17,3 cm, Blattlänge 14 cm. (J. W. Gröbbels, Der Reihengräberfund von Gammertingen.)

lichen Einigungspunkt hatte in der Person des Führers. Der Sachverhalt wird ganz gut beleuchtet durch eine Rede, die Snorri den uppländischen Gesetzesmann Thorgnyr wider den von dem Schwedenkönig gegen Olaf den Heiligen von Norwegen begonnenen Krieg halten läßt (Thule Bd. XV, S. 120f.). Im Namen der Bauern erklärt dieser das Mißfallen an dem Kriege und erinnert an die Züge früherer Schwedenkönige über das Bottnische Meer:

„König Erik, Emunds Sohn, hatte schon in jungen Jahren jeden Sommer das Aufgebot unter Segel und unterwarf Finnland und Karelien (d. h. das eigentliche Finnland [den Küstenstrich im Südwesten] und

58. Silberne Schwertscheide aus Gutenstein (Bz. Konstanz).
Der ganze Fund mißt 35 cm. Das obere Bild zeigt einen Krieger mit Raubtierkopf, im gesteppten oder geschuppten Panzer, mit der Lanze in der Rechten und großem Schwert in der Linken. An der Hüfte hängt ein Köcher. Unten ein Kreuz, aus dem Schlangenleiber hervorsprießen. Die halbrunden Knöpfe auf dem Längsband sind aus Bronze. 8. Jahrhundert. Berlin, Vorgeschichtliches Museum.

Ostfinnland), Estland, Kurland und andere östliche Landstriche, wo noch jetzt seine Erdwälle zu sehen sind . . . König Eriks des Siegreichen Heerfahrten habe ich selbst mitgemacht. Er vergrößerte das Schwedenreich und verteidigte es kraftvoll . . . Wir Bauern wollen, daß du Frieden schließest mit dem Norwegerkönig! Willst du dagegen die Herrschaften im Osten zurückerobern, welche deine Vorfahren dort besessen haben, so sind wir alle bereit, dir dorthin Heeresfolge zu leisten!"

Man sieht: das schwedische Bauernheer war mit seinem König eines Sinnes, wenn dieser es zu Eroberungen ostwärts führte, und es würde wieder mit ihm einig sein, wenn er wieder dasselbe täte. Das Beispiel besitzt germanische Allgemeingültigkeit: Berig, der urzeitliche Heerfürst der Goten, Ariovist, die Langobardenherzöge und alle die anderen Führer tatenlustiger Germanen hatten ihre Völker wirklich hinter sich.

Die Einigkeit zwischen Fürst und Mannschaft kann zweierlei sein: entweder von ihm her bedingt oder von Seiten der Mannschaft. Erhebt das Volk einen Heerkönig und zieht mit ihm an seiner Spitze aus, so stammt die Solidarität vom Volke, dessen Landnot die Lage beherrscht und die Maßregeln diktiert. Befehdet dagegen ein König einen Nachbarkönig, — wie Schwede und Göte einander befehdeten — und die Völker schließen sich an, so kommt das Einigende von der fürstlichen Instanz, denn es besteht darin, daß das Volk die persönliche Sache des Fürsten billigt und seine Persönlichkeit gutheißt — so wie die Freiwilligen nach Caesar kraft solcher doppelten Zustimmung sich für den unternehmenden Häuptling entscheiden. Daß ein Volk für seinen König die Haut zu Markte trägt, nur weil es mit ihm sympathisiert, also sozusagen um seiner schönen Augen willen, wird manchen als Märchen oder als romantischer Traum anmuten. Und gewiß war es wohl niemals ein wirkliches „nur", sondern immer waren auch Abenteuerlust, Beutegier und Zufallsmotive Einzelner mit im Spiel. Aber daß das taciteische *pro principe*, das Gehen durch Dick und Dünn dem Könige zuliebe, eine große Rolle gespielt hat, nicht bloß für einzelne Jünglinge und für Gefolgschaften, sondern für ganze Königsaufgebote, das wird der in den Quellen Belesene nicht bezweifeln. Vor der Schlacht bei Stiklastadir (1030) stimmte Olafs des Heiligen Leibskalde vor dem Heere, das im Freien übernachtet hatte und eben erwachte, statt frommen Morgengebetes die Bjarkamāl an, das Hohelied der todesmutigen Mannentreue, und entsprechend diesen uralten Gefolgschaftsidealen hat das Heer sich dann geschlagen, für seinen König, der ihm „der rechte Mann" war, wohl auch weil er den Königsreif trug und von der Kirche geweiht war als Werkzeug Gottes, aber wesentlich um seines Rechtes auf Norwegen und um seiner selbst, um seiner Persönlichkeit willen (Thule XV, S. 338ff. Snorri betont stark Olafs Frömmigkeit und Gottesgnadentum, und man darf wohl sagen, daß die Beleuchtung, in welche er seinen Apostelkönig stellt, nicht die ist, in der ihn die Zeitgenossen sahen). Haben wir doch aus den Sagas und anderen Quellen immer wieder den Eindruck, daß die Hauptangelegenheit der alten Nordleute der Mensch war, der „wackere Bursch", das „Kernweib", der „große Mann", der „rechte Häuptling", und sehen wir doch aus den Geschichten von Ächtern und von Freundschaft, daß man für seinen Helden ohne Skrupel die größten Opfer brachte, eingeschlossen das Leben selbst. —

Aber auch die Drohung des Thorgnȳr ist da und besitzt gemeingermanische Tragweite: wie der Krieg stand mit dem Einklang von Fürst und Volk, so konnte er leicht fallen, wo dieser Einklang fehlte. Die Händel mit Norwegen werden von den Bauern auf beiden Seiten ungern gesehen, weil sie den persönlichen und wirtschaftlichen Verkehr zwischen den nächstverwandten Nachbarvölkern behindern, Freunde entzweien und den Grenzgebieten schweren Schaden bringen. Darum erzwingen die Bauern den Frieden. Die angezogene Rede des uppländischen Gesetzesmannes gibt den Ausschlag dafür auf der schwedischen

Eisenschwerter des 6./7. Jahrhunderts aus den Reihengräbern von Gammertingen.

1. **Scramasax.** Gesamtlänge 71 cm, Länge der Klinge 41,2 cm, deren Breite am oberen Ort 5,7 cm. Rückenstärke 6 mm. 2.–6. **Spatha.** 2. Gesamtlänge 87,2 cm, Länge der Klinge 74 cm, Breite der Klinge 5 cm. 3. Gesamtlänge 89,2 cm, Länge der Klinge 77,8 cm, Breite am Ort 5,6 cm. 4. Gold- und Silbertauschierung am Knauf, allmählich spitz zulaufende zweischneidige Klinge, Gesamtlänge 92 cm, Klingenlänge 77 cm, Klingenbreite 6 cm. 5. Gesamtlänge 91 cm, Klingenlänge 78 cm, Klingenbreite 6 cm. 6. Länge der Klinge 74,5 cm, Breite 6 cm 7. **Scramasax. Eisen.** Rücken der Klinge von 2 Rinnen begleitet Länge 53 cm Klingenlänge 37,5 cm, Breite 4,8 cm.

Seite; der König, der nicht der Stärkste und wenig beliebt ist, muß sich dem Willen seines Dinges fügen.

Solches Friedensuchen und Friedenswirken der Bauern über die Köpfe kriegender Könige hinweg und entsprechender Abfall von Teilen des Aufgebots sind auch sonst altgermanisch bezeugt. Um zunächst in Schweden zu bleiben, so verdankte der oben erwähnte Ingjald seine schließliche Niederlage dem Umstande, daß das Volk aus den früher von ihm unterworfenen Landschaften Attundaland, Fjadrundaland, Närike und Westergötland ihn im Stiche ließ. Er, der in der Kindheit mit einem Wolfsherzen gefütterte, hatte beim Erbmahl seines Vaters sechs Könige verräterisch in Uppsala verbrannt — die berüchtigte „Uppsala-Brenna" —, um ihre Länder in seinen Besitz zu bringen, und diese gigantische Untreue rächte sich, zuerst als er mit dem siebenten König, Granmar von Södermanland, der seinem Anschlag entgangen war, die Kräfte messen wollte, und von neuem, als Iwar Weitfaden von Schonen her gegen ihn zog und er am Widerstand verzweifeln mußte (Thule Bd. XIV, S. 62—69).

Der griechische Geschichtschreiber Agathias entwirft ein Bild vom Wesen und den Sitten der Franken, in dem Gerechtigkeitsliebe und Eintracht als beherrschende Züge hervortreten (Agathias, Historien 1, 2). Niemals haben die Franken, sagt er, die Waffen gegeneinander erhoben, obgleich die Herrschaft über sie unter mehrere Fürsten geteilt war. Haben die Könige einen Streit, so greift man wohl einmal zu den Schwertern, aber es kommt nicht zur Schlacht, da die Franken von den Königen verlangen, die Sache gütlich beizulegen. „Geschieht das nicht, so müssen jene ihr Recht selber im Zweikampf suchen, denn es ist bei ihnen nicht Sitte, daß wegen persönlichen Zwistes jener das ganze Volk leiden muß . . . So ist bei ihnen das Volk gerecht und vaterlandsliebend, die Herrscher sind wohlwollend, und wenn's darauf ankommt, nachgiebig." Der Übersetzer D. Coste weist darauf hin, daß dieses schmeichelhafte Bild von den Franken nicht ganz mit den sonstigen Berichten übereinstimme, und gewiß läßt sich gegen des Agathias naives, summarisches Lob der fränkischen Könige namentlich aus Gregor von Tours Gewichtiges anführen. Die Merowinger waren gewiß durchschnittlich das Gegenteil von wohlwollend und nachgiebig, typische Vertreter jener Verwilderung, welche die Folge der zuerst nur zersetzend wirkenden Berührung der Germanen mit dem christlich gewordenen Römertum gewesen ist und naturgemäß die Herrschenden zuerst am stärksten betroffen hat. Das Volk blieb mehr sich selber gleich, denn daß die Bauern den Frieden im Gesamtvolke bewahren oder wiederherstellen auf Kosten der streitenden Könige, wird unmittelbar durch die nordischen Quellen bestätigt, nicht nur durch die soeben mitgeteilte Friedenstiftung zwischen Schweden und Norwegen um 1020, sondern auch durch eine Stelle im Isländerbüchlein der Ari, die sich auf vorchristliche Zeit bezieht[1]), und durch den erzwungenen Vergleich zwischen Harald dem Gestrengen von Norwegen und Swēn, dem Sohne der Estrid von Dänemark, im Winter 1063/64 (Thule Bd. XVI, S. 138—140).

Ersterer, ein ebenso gewaltiger Haudegen wie von Laune übersprudelnder Freund der Dichter und der Frauen, hatte seinen Untertanen viel zugemutet durch jahrelange Heerfahrten gegen den alten Feind im Süden, für den er, laut Magister Adams Bericht, eine Art Gottseibeiuns geworden war. „Da gingen Botschaften und Gesandte zwischen Norwegen und Dänemark, man verhandelte darüber, daß beide, Norweger wie Dänen, Frieden und Freundschaft miteinander schließen wollten, und man bat die Könige darum . . ." Auf einer Insel in der Götaelf trafen sich die Fürsten mit Gefolge. „Da begannen Männer ihnen zum Vergleich zuzureden. Viele klagten über Schädigung, die sie durch Heereszüge erfahren hatten, über Beraubung und über tote Verwandte und Knechte. Die Verhandlungen dauerten recht lange, und es wurden zwei Strophen gedichtet:

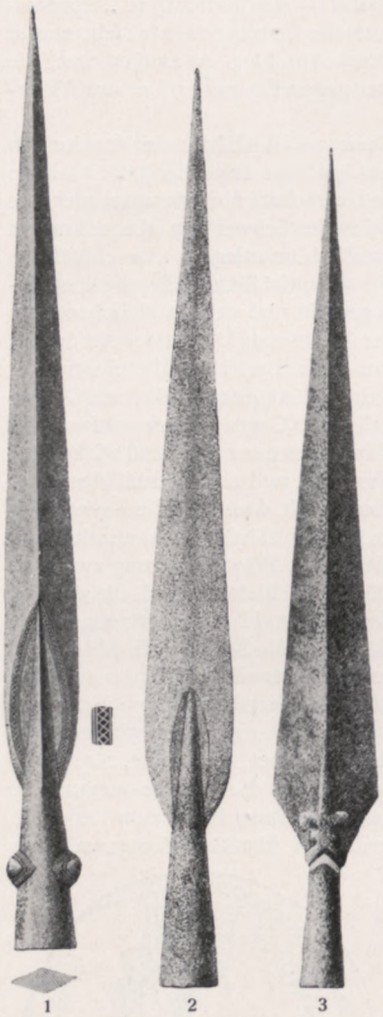
Beiderseits sprach bitter
Bondenvolk, das droh'nde,
Bei der Ankunft. Einer
Andern zu kränken begann da.
Vergleich scheut, wer streitbar
Stets Recht will in Fehde.
Aufwallte in wilder
Wut der Kön'ge Mut da.
Möcht's gehn zum Vergleiche!
Grimm der Kön'ge schlimm wirkt.

59. Münzen des Domitian mit Germanendarstellungen.
Der stehende Germane mit Sagum und Hose bekleidet (vielleicht mit Haarknoten [?]), die daneben sitzende Germanin mit Schleiertuch und weiter Hose. Man beachte die 6-eckigen Schilde. Berlin, Münzkabinett.

[1]) Ares Isländerbuch, herausgegeben von W. Goltber, 2. Aufl., Halle 1923, S. 16 (Kap. VII, § 14).

Mutig der Vermittler — Wagt Kön'gen zu sagen.
Mag rechtstellen die Wagschal'! — Schied' man hier voll Streites,
Wohl tut, wer Volks Willen — Schlechter Will' fügt's, dächt' ich.

Endlich nahmen die besten und verständigsten Männer sich der Sache an, und es kam eine Versöhnung der Könige daraufhin zustande, daß Harald Norwegen haben sollte und Swēn Dänemark mit den Grenzen, die seit alters zwischen den Ländern gewesen wären . . . (Bis ins 17. Jahrhundert gehörten bekanntlich die heute schwedischen Landschaften Schonen und Halland zu Dänemark, so daß dieses zu Lande an Norwegen grenzte.) Der Friede wurde mit Eiden beschworen . . . König Harald segelte mit seinem Heer nach Norwegen und König Swēn mit dem seinigen nach Dänemark."



1 2 3

60. Schmale eiserne Speerspitzen aus Vendel, nördliches Uppland. 1. Die Tülle geht in die Spitze über, die am Ansatz mit Bandornament verziert ist. In die Tülle sind seitwärts zwei Bronzeknöpfe eingenietet, Länge 48 cm. Grab XIV. (2. Hälfte des 6. Jahrh.) 2. Die Tülle geht als Rücken ins Blatt über, 49 cm lang. Grab I derselben Zeit. 3. Wahrscheinlich ursprünglich mit Gold oder Kupfer belegt. Fortsetzung der Tülle in Lilienform, 43,5 cm lang. Grab V (8. Jahrh.).

Mittelbar werden die Angaben des Agathias bekräftigt durch bekannte Nachrichten bei Caesar und Tacitus, einerseits über das geringe Maß von Befehlsgewalt, das die Germanen über sich dulden, die Freiwilligkeit ihrer Leistungen an die Fürsten, ihre Abneigung gegen Steuern, kurz ihre mangelnde Staatsfrömmigkeit, andererseits über die öden Landstriche zwischen den Völkerschaften. Man sehe die Kapitel 7, 11 und 43 der Germania und eine Stelle in den Annalen (13, 54: über die Friesen herrschen Verritus und Malorix, soweit bei Germanen von Beherrschung die Rede sein kann, — *in quantum Germani regnantur*).

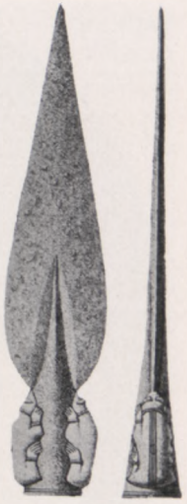
In dem oben S. 38f. angezogenen Kapitel berichtet Caesar auch von den Häuptlingen, die auf dem Ding durch Aufruf Leute sammeln zu Kriegsfahrten. Solche, „welche die Sache und den Mann gutheißen", melden sich dann und sind bei Strafe öffentlicher Schande zur Heeresfolge verpflichtet. Von einer Pflicht der ganzen Dinggemeinde oder des Volkes zur Heeresfolge verlautet weder bei Caesar noch sonst in heidnischen Urkunden etwas. Doch gab es schon im Altertum den Begriff des Aufgebots (altnordisch *útboð*, *leiðangr*), welches das Ding beschließen und der König anordnen konnte. Es bedeutete wohl nur, daß jeder, der irgend konnte, mit seinen Waffen sich einfinden sollte, damit ein schlagkräftiges Heer entstehe.

Nach Caesar (4, 1) zog bei den Sueben immer die Hälfte der Mannschaft in den Krieg, während die andere Hälfte zu Hause blieb und den Acker bestellte, und wenn er auch hinzufügt, es gehe um, so ist doch dabei gewiß an ein recht zwangloses Halbieren und Einanderablösen zu denken.

Bei der bäuerlichen Lebensweise der Bevölkerung waren in jeder Familie einer oder mehrere schon aus wirtschaftlichen Gründen unabkömmlich, und dem Staate fehlte es an Machtmitteln, um eine Kontrolle durchzuführen wie in neuerer Zeit bei der allgemeinen Wehrpflicht. An Stelle einer solchen juristischen Pflicht wirkten im Altertum das Ehrgefühl und die Meinung der Volksgenossen. Bei der Abwehr eines Landesfeindes zu fehlen, war natürlich für die Waffenfähigen ein kaum zu sühnendes Vergehen. Handelte es sich dagegen um einen Angriffskrieg, so lag die Sache ähnlich wie

61. Eiserne Pfeilspitzen aus dem Vendelgrab I. 11,2 bzw. 9,9 cm lang. Zweite Hälfte des 6. Jahrhunderts.

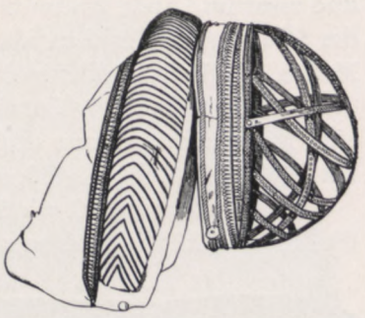
bei der caesarischen Volksversammlung: war viel Stimmung, so gingen viele mit, vielleicht alle; sonst weniger. Begreiflicherweise suchten sich die Könige auch für diesen Fall zu sichern. So haben sie in Norwegen durch Verhandlung mit den Bauern es erreicht, daß für Züge außer Landes die Hälfte des allgemeinen Aufgebots — des sogenannten Almenning — gesetzlich festgelegt wurde. War der Heerkönig als Kriegsanführer gewählt worden, so begreift es sich, daß dem König das Recht verblieb, das bewaffnete Volk zu befehligen und aufzubieten, und daß er den Wunsch hatte und Anspruch darauf zu haben glaubte, immer das ganze Volk hinter sich zu sehen.



62. Lanzettförmige Speerspitze aus Eisen, Vendel Grab XII. Mitte des 6. Jahrhunderts. An der Tülle sind seitwärts zwei Tierfiguren aus Bronze angebracht. Die Tülle geht als Rücken in das Blatt über. Länge 26,1 cm.

Wie oft dieser Wunsch enttäuscht wurde, dieser Anspruch unerfüllt blieb, haben wir gesehen und erkannt, daß der Mißerfolg meist am König selber lag. Das langobardische Recht kennt ein Vergehen, welches „Heerschliß" heißt (*herisliz*), ein „Zerschleißen" oder Auflösen des Heeresverbandes durch eigenmächtiges und ungetreues Ausscheiden aus demselben, das, was die Westgöten und Näriker im Heere Ingjalds taten und was noch Heinrich der Löwe gegen Kaiser Friedrich den Rotbart sich glaubte erlauben zu können. Nach germanischem Eigenbrödlerempfinden war es dann kein Verbrechen, wenn der Fahnenflüchtige nur gezwungen Zuzug geleistet und wenn er etwas zu rächen hatte. „Die Könige haben keine unumschränkte oder beliebige Gewalt," dieses sehr richtige Wort des Tacitus hat auch in gegenwärtigem Zusammenhange seinen Sinn.

Über die Formen, in denen das Aufgebot sich vollzog, ist immerhin Einiges bekannt. Der preußische General von Peucker hat in seinem Werke über das Deutsche Kriegswesen wohl als erster darauf aufmerksam gemacht, mit welcher bemerkenswerten Schnelligkeit die Germanen bei römischen Einfällen sich sammeln. Ebenso lehrreich ist die Nachricht Caesars (6,35) über die Sugambrer am Niederrhein, welche sich mit großer Promptheit an der Plünderung der Eburonen beteiligen. „Über den Rhein zu den Germanen," sagt der Römer, „dringt das Gerücht, das Eburonenland sei zur Plünderung freigegeben. Die Sugambrer heben 2000 Reiter aus . . . und diese überschreiten auf Schiffen und Flößen den Rhein . . ." Die Annahme ist notwendig, daß schon sehr früh die Germanen eine gute Nachrichten- und Landsturmorganisation hatten: Späherdienst in den herrenlosen Marken, Posten an den Grenzen und Boten, welche Kriegsgeschrei und Gestellungsparole so nach rückwärts beförderten, daß sie sich trotz der schlechten Wege blitzartig in die Runde ergossen. Auch ein lenkender Mittelpunkt des Systems muß wohl angenommen werden, ein „Magistrat", wie Caesar sagen würde, dessen Autorität hinter den Aufgeboten stand. Oder war jeder Bauer berechtigt, den „Heerpfeil" herumzusenden? Leider wissen wir darüber nichts. Doch zeigt uns der



63. Bandhelm aus dem Thorsbergmoor. Getriebenes, teilweise vergoldetes Silber, inwendig mit Bronzeblech bekleidet, das mit Stoff oder mit Leder überzogen war. Die Antlitzmaske ist nach römischem Vorbild gefertigt und gehörte wohl ursprünglich nicht dazu, ebensowenig wie des kalottenartige Kappengerüst. Dieser 2teilige Helm wurde wohl über einer Mütze getragen.

64. Spangenhelm von Vézeronce (Isère). Grenoble, Bibliothek.
Gefunden im Torfmoor von St. Didier bei Vézeronce. Mit Gold plattiertes Rotkupfer. Stirnreif innen durch ein Eisenband verstärkt. Linke Wangenklappe ergänzt. Höhe 19, Stirnreifdurchmesser 21,2—18,9 cm. Länge der Wangenplatten 12 cm, deren größte Breite 8,5 cm. Wahrscheinlich aus der Schlacht zwischen Godomar von Burgund und Chlodomer von Franken, in der 524 letzterer als Sieger fiel. (J. W. Gröbbels, a. a. O.)

Beowulf den königlichen Strandwächter, der Ausschau hält gegen Feinde. Ortsnamen wie ,,Niesnersberg" im Sudetenland — bei Friedeberg — zeugen von Warten auf Bergeshöhe (Neckel, Germanen und Kelten [Heidelberg 1929], S. 61). Im alten Norwegen hatte man die Küste entlang auf den Höhen Feuerstellen zu Signalzwecken, welche die Kunde von einer aus Süden nahenden Feindesflotte hurtig bis zur nördlichsten Siedlung Lappmarkens weiterleiteten. Auch die Sitte des Heerpfeils (*herǫr*) ist aus altnordischen Quellen bekannt. Man ,,schneidet" den Heerpfeil ,,auf" und sendet ihn herum zum ,,Pfeilaufgebot" (*ǫrvarboð*). Vielleicht sind es eingeschnittene Runen, die jene Redensart meint, und die Ort und Tag der Heeressammlung angegeben haben mögen. Wahrscheinlicher sind Runen auf den Stäbchen (*kefli*), die ebenfalls zum Zweck der Ladung die Runde machten. In der Njālssaga wird erzählt, wie einige Zeit vor der großen Brenna, der Njāl und die Seinen zum Opfer fallen, ein Mann einen gespenstischen Reiter durch die Luft galoppieren sieht, der einen Feuerbrand in der Hand hält und eine Strophe spricht mit der wiederholten Schlußzeile: ,,Wie der fliegende Stab sind Flosis Pläne!" (Thule Bd. IV, S. 272f.) Flosi ist der Führer der gegen Njāl Verschworenen, und der fliegende Stab ist das Runenkefli, das schnell wie der Wind durch das Land fährt und die Krieger sammelt. In Friesland hat man ein Schwertchen aus Eibenholz mit Runen darauf gefunden, an dessen dem Heerpfeil entsprechendem Gebrauch nicht zu zweifeln ist. Statt Schwerter dienen im Norden und in Schottland Kreuze zum Aufgebot, und zwar im Lande Walter Scotts — der uns darüber berichtet — noch im Jahre 1745, zur Zeit der Stuartschen Unruhen; damals durchlief das ,,feurige Kreuz" eine Strecke von 32 englischen Meilen in drei Stunden. Aus Schweden hören wir noch im 16. Jahrhundert von einem ,,dreihändigen?" Stab (*baculus tripalmatus*), mit dem man die Mannschaft sammelte, sobald eine feindliche Landung drohte. (Paul u. Braune, Beiträge z. Gesch. d. dtschn. Sprache u. Lit. 33 [Halle 1908], S. 462—64.)

Ähnlich lückenhaft wie über das Aufbieten der germanischen Heere ist unser Wissen über die Heereskörper, insonderheit über die vielberufenen Begriffe ,,Hundertschaft" und ,,Tausendschaft". Man ist so weit gegangen, militärische Verbände dieses Namens und dieser Größe den Germanen überhaupt abzusprechen. Der Heerhaufe von tausend Mann, der sich bei den Goten, im alten Liede von der Hunnenschlacht (Thule Bd. I [3. Aufl. 1928], S. 30) und in der altnordischen Hervararsaga unzweideutig findet, sollte die (womöglich nur im Namen) nachgeahmte spätrömische Legion sein, welche

65. Eisernes, im Griff feststehendes Messer. Auf beiden Seiten gleiche Gestirnzeichnungen aus Gold und Silber in Tauschierarbeit.
Gesamtlänge 21, Länge des beinernen Griffes 12,7 cm. Die Angel reicht bis ans Ende des Griffes, an dessen vorderem Ende eine silberne Zwinge angebracht ist. Um 400 n. Chr. Gefunden in einem Grabe, Mainz, Greiffenklaustr. 5. Mainz, Städt. Sammlungen. 1/3 nat. Gr. (Lindenschmidt, a. a. O., V.)

66. Eisenhelm aus Vendel, Grab XIV. Endglied der Entwicklung. Zuerst ein System sich kreuzender Spangen (Thorsberg), hier ist die Füllung der fränkischen Helme (Vézeronce) zu einem halbkugligen Eisenkern geworden, über den sich zwei aufgenietete, ornamentierte Bronzebänder kreuzen. Augenbrauen- und Nasenbeschlag aus z. T. vergoldeter Bronze in Vogelgestalt. Stirnband mit Abbildungen nordischer Krieger. Die Mannschaft trägt Langspeer und Schwert am Ordband sowie Vogelhelm. Die Kämpfer mit Schwert und Schild. In einem Schild steckt ein zerbrochener Speer. Helmdurchmesser 22,8—16,5 cm. 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts.

tausend Mann gezählt habe, und die reich belegte, aber in den Quellen höchst spärlich erläuterte Hundertschaft wurde für einen ,,Gerichts- und Wirtschaftsverband" erklärt (Rietschel in Hoops' Reallexikon). Aber, wie die ältere Forschung bereits klar erkannte, weist schon der Name Hundertschaft (got. *hund* in *hundafaps* ,,Centurio", ags. *hundred* usw.) auf eine Männerschar, also einen Heereskörper, und das wird bestätigt durch die Aussage des Tacitus über die aus Reiterei und Fußvolk gemischte, leichte Truppe vor der germanischen Front: ,,aus jedem Gau sind es hundert, und danach heißen sie auch bei den Ihren; was ursprünglich eine Zahl war, ist ein ehrender Name geworden" (Germania Kap. 6). Es kommt hinzu, daß das Wort *hundert* (altnordisch *hundrað*) zusammengesetzt ist aus *hund* und *ratha*, ,,Reihe", einem alten Substantiv, das unter anderem in unserem *gerade* steckt und in den nordischen Sprachen noch leibhaftig überlebt (dän. schwed. *rad*). Im Altnordischen bezeichnet es auch ,,Schlachtreihe" oder ,,Glied einer Heeresaufstellung", und so muß *hund-rad* ein Glied von hundert Mann oder hundert (120) im Verband aufgestellte Krieger bezeichnet haben, also die militärische Hundertschaft, und vom militärischen Sinn müssen die anderen Bedeutungen des Wortes ausgegangen sein, insbesondere die, wonach es einen Bezirk bezeichnet, natürlich einen, in dem sich hundert Mann niedergelassen hatten bei der Landnahme — oder der beim Aufgebot hundert Mann zu stellen hatte? Das Entweder — oder bedeutet zunächst einen Widerspruch. Denn hundert Mann, die sich mit Frauen und Kindern in einer Landschaft niederlassen, sind nach wenigen Generationen mehrere hundert, nach mehreren viele, und daß sie dann bloße hundert Krieger zu stellen gehabt hätten, ist unglaubhaft. Also scheidet die zweite Alternative aus. Die Landschaften, welche *Hund* oder ähnlich heißen, führen ihre Namen, weil sie ursprünglich von einer Hundertschaft in Besitz genommen bzw. bei einer Landverteilung einer Hundertschaft zugewiesen wurden; die Namen haben mit Einwohnerzahl und Stammrolle nichts mehr zu tun und standen als Territorialbezeichnungen selbständig und unabhängig neben dem heerestechnischen Begriff der Hundertschaft, der ebenso wie sein Zehnfaches, die Tausendschaft, von unbestimmbarem, wohl vorgermanischem Alter ist.

67. Eisenhelm aus Vendel, Grab I. 2. Hälfte des 6. Jahrhunderts. Kamm aus Bronze und Stirnreif aus Bronzeblech mit bildlichen Darstellungen. Reiter mit geschultertem Speer und Eberhelm von einem Raben begleitet (Wodan). Den Zaum hält ein Krieger mit Speer.

Brechen Tausende von Menschen aus ihrer Heimat auf und bahnen sich wandernd, kämpfend und gelegent-

68. Panzerhemd (Brünne) von Gammertingen. Ringe abwechselnd gestanzt und genietet, Gesamtlänge 98,5 cm, ohne Kapuze 84 cm, Breite 48 cm, Ärmellänge 7 cm. Gegen diese Schutzwaffe zeigten die Germanen anfänglich starke Abneigung. (Gröbbels a. a. O.)

lich mit voller Mannschaft Schlachten liefernd ihren Weg durch Länder und Erdteile, so setzt das nicht nur Führerschaft, es setzt ziemlich viel Organisation voraus. Einen wichtigen Punkt dieser alten Organisation der indogermanischen, jedenfalls der germanischen „Ackerbauwanderer" fassen wir mit der Hundertschaft, einen weiteren mit der Tausendschaft. Da das Wort *hund(ert)* urindogermanisch ist (lat. *centum* usw.), darf auch der Hundertschaft ein solches Alter zugetraut werden. Das Wort *tausend* — *thūs-hund*, (altnordisch auch *thūs-hundratð*), „Kraft-Hundert", also deutlich ebenfalls militärisch gedacht — läßt sich nicht so hoch hinaufverfolgen. Doch daraus zu schließen, das indogermanische Urvolk habe noch nicht bis 1000 zählen oder Heereskörper aus 1000 Mann bilden können, wäre leichtsinnig. Daß bei der Verteilung eroberten Landes die Heeresverbände zugrunde gelegt wurden, in denen man gekommen war, ist etwas so Natürliches, daß der militärisch-territoriale Doppelsinn des Wortes *Hund*, bei Licht besehen, keine Schwierigkeit darstellt, sondern unseren Gedankengang bestätigt.

Er wird ferner bestätigt durch die Mitteilungen Caesars über germanische Heeresgliederung, für die nach ihm die Tausendzahl eine wichtige Rolle spielte. So läßt er aus jedem Gau der Sweven alljährlich 1000 Bewaffnete in den Krieg ziehen (4, 1), und die Sugambrer heben 2000 Reiter aus, als sie der römischen Strafexpedition gegen die Eburonen sich anschließen oder zuvorkommen wollen (6, 35). Das Heer des Ariovist zählte nach 1, 31 120000 Mann, und vor der Front dieser Menschenmasse bewegte sich nach 1, 48 eine gemischte Truppe aus je 6000 Reitern und Fußkämpfern. Das stimmt merkwürdig zu der soeben angeführten Stelle bei Tacitus über die gemischte Hundertschaft (Germania 6). Denn gehen wir für diese davon aus, daß der Gau, wie Caesar sagt, eine Tausendschaft bedeutet, so erhalten wir auf beiden Seiten das gleiche dezimale Verhältnis. Das wird um so weniger Zufall sein, als der militärisch-territoriale Doppelsinn der Hundertschaft dafür spricht, daß ein solcher auch bei der Tausendschaft bestand, und die Sweven Caesars sind ein auf der Wanderung begriffenes Volk, in dessen vorübergehenden Siedlungen die Zahlenbedeutung der Begriffe sich kaum verändert hatte. Caesar, der große Feldherr und Staatsmann, hatte für Militärisches und Politisches ein gutes Auge, und es kann schon aus diesem Grunde nicht befriedigen, wenn man seine Aussagen über solche Dinge bezweifelt oder verwirft. Das haben Georg Waitz und, ihm folgend, einige andere getan, während Karl Müllenhoff konservativ urteilt — wie ich jetzt glaube, mit vollem Recht, (Mühlenhoff, Deutsche Altertumskunde 4, 201 ff.).

1 2

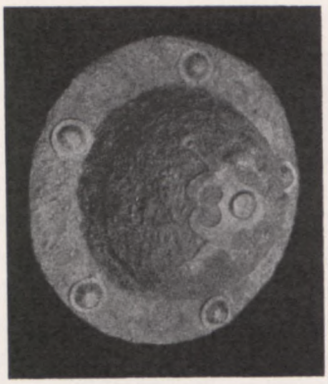
69. Darstellung von Gewappneten aus einem Vendelgrab.
2. Hälfte des 6. Jahrhund. 1. Einzelheit zu Abb. 67. Mit Schwert und Axt Bewaffneter hält einen Bären an der Kette. 2. zu Abb. 66. Krieger mit Tier- bzw. Menschenkopf. Angriffswaffen: um die Schulter gehängtes Schwert in Scheide sowie Langspeer mit angenieteter Spitze und Handgriff. Vogelhelm und Rundschild sind die Schutzwaffen.

Tacitus, von dem so klare und genaue Angaben nicht zu erwarten sind, sagt über die Zusammensetzung der germanischen Heere, Verwandte und Nachbarn ständen beieinander, die Frauen nicht ausgenommen, und das bedeute einen starken Anreiz zur Tapferkeit (Germ. 7). Wie richtig und sinnvoll aber auch dies ist, hat besonders Karl Müllenhoff uns gezeigt (Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde 4, 201ff.). Die Nähe der Frauen und Kinder erklärt sich daraus, daß die Kimbernkriege oder andere Völkerwanderungskämpfe vorschweben und daß die germanischen Frauen, die zwar meist nicht mitkämpften, doch den kämpfenden Männern nahe sein und ihr Schicksal teilen wollten gemäß dem früher über das Wesen der germanischen Ehe Gesagten. Die seelische Einheit des Heeres, die oben betont wurde, erstreckt sich auch auf die Nichtkämpfer, in erster Linie die Frauen, welche den Heereszug begleiten. Nicht selten kam es aber vor, daß Frauen selber Waffen anlegten und sogar als Heerführerinnen auftraten. Unter den Schlachttoten der Quaden und Markomannen fand man Weiberleichen, auch bei den Goten erscheinen Weiber in Rüstungen unter den Gefangenen, und die Überlieferung des alten Nordens weiß viel zu erzählen von Schildmaiden, die in Helm und Brünne einzeln oder in Scharen ausziehen auf Männerwerk und Männerruhm. Die schönste dieser Schildmädchengeschichten ist wohl die von Alf und Alfhild, dem dänischen Prinzen und der götischen Königstochter, die, von seiner blonden Schönheit gefesselt, doch ihrem Gefühl gegenüber dem nicht ernstlich erprobten Freier mißtraut und daher der Ehe das Kampfleben vorzieht: als Anführerin einer Schar weiblicher Seekrieger fährt sie auf Wiking aus und rötet die Waffen in Männerblut, bis Alf, der enttäuscht und hoffnungsvoll ihrem Beispiel gefolgt ist, ihr in den finnländischen Gewässern zufällig als Gegner gegenübertritt und sein Freund und Waffenmeister Borkar sie fechtend überwindet, ihr den Helm abnimmt und der herbeigerufene Geliebte sie als Braut in seine Arme schließt (Saxo Grammaticus, 7. Buch). Jeder sieht, daß dies eine Dichtung ist, so ist das meiste Poesie, was altnordisch über Schildmaide und Kämpferinnen verlautet, nicht etwa wirkliche Geschichte wie die vorher angezogenen Nachrichten bei Dio Cassius und Flavius Vopiscus, und die Beliebtheit des Motivs kann nicht verhüllen, daß es sich um Ausnahmen handelt, wenn auch jedenfalls nicht um so seltene wie in neuerer Zeit. Die große Mehrzahl der germanischen Frauen war unbewaffnet, auch derer, die mit den Männern in den Krieg zogen. Sie pflegten mit Greisen und Kindern die Nachhut zu bilden.

Auch im sogenannten Eberkopf sind sie oft anwesend zu denken. Das ist die eigentümliche Dreieckaufstellung mit der Spitze gegen den Feind, die zuerst Agathias uns deutlich sehen läßt in seiner Beschreibung der Schlacht bei Capua 554, wo Narses mit entscheidender Hilfe seiner erulischen Hilfstruppen die in Italien eingedrungenen Franken und Alemannen schlug. Dieser Grieche teilt uns auch den Namen mit: *syós kephalé*, d. i. Eber- oder Schweinskopf. Die Römer sagten *caput porcinum*; sie haben die germanische Kampfform entlehnt und mit ihr den Namen, der

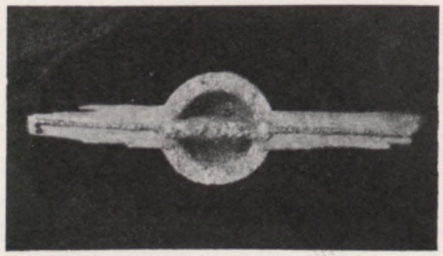
70. Eiserner Schildbuckel aus Vendel, Grab XII (Mitte des 6. Jahrhunderts). Bekleidet mit vergoldetem Bronzeblech, Höhe 9 cm, Durchmesser 22,8 cm. Die 5 Nieten verziert mit vergoldeten Bronzeknöpfen.

71. Schild aus dem Thorsberger Moor. Kopenhagen, Museum.

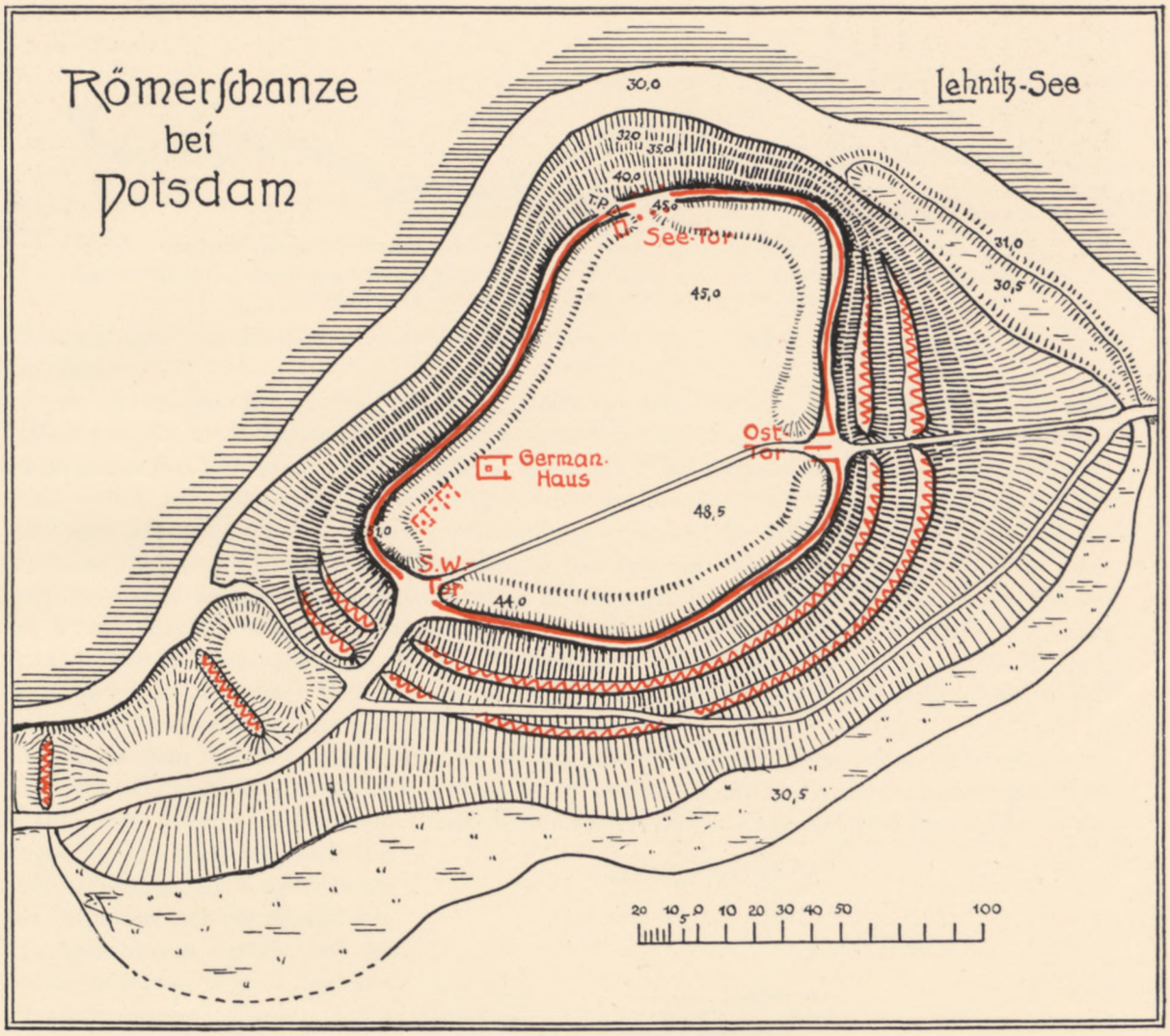


72. Schildbuckel von Dietershain. Museum, Mainz.

germanisch *swînes haubith* gelautet haben muß und eigentlich auf die Spitze des Dreiecks geht. Das ganze Dreieck heißt altnordisch *svînfylking*, Schlachtordnung in Form eines Schweines oder Ebers. Die Spitze konnte das Ganze vertreten, weil sie der wichtigste, kampfkräftigste Teil war. Hier standen die besten, gleichmäßig bewaffneten Krieger, in der Regel wohl das Fürstengefolge, geschützt durch die in schräger Front zusammen geschobenen Schilde, während weiter hinten, wie es scheint, die Ordnung oft weniger gut war und im Inneren Gepäck und Nichtkämpfer sich drängten. Schon das „Quadrat" der Kimbern, von dem Plutarch im Leben des Marius (Kap. 25) berichtet, scheint in Wahrheit ein Dreieck, ein Eber, gewesen zu sein, denn die gleiche Länge der Seiten konnten die Gegner nur beobachten, wenn das scheinbare Viereck in der Diagonale vorging, und daß der Troß sich hinten verjüngte, so daß der Eber zur Schnauze einen Schwanz bekam, ist plausibel. Andererseits verlautet von taktischen Vierecken sonst nichts bei den Germanen. Zur Römerzeit ist oft von germanischen Keilen (*cunei*) die Rede, worunter am ehesten wiederum Dreiecke oder Eber verstanden werden müssen. Im alten Norden galt die *svînfylking* als Erfindung des klugen Kriegsgottes Odin, der sie seine Günstlinge lehrte und einem von diesen, dem großen Heerkönige Harald Kampfzahn, dadurch seine Untreue offenbarte, daß der schwedische Gegner, Sigurd Ring, ihm zum Entscheidungstreffen ebenfalls in der *svînfylking* entgegenrückte, von Odin verräterisch ebenso beraten wie der todgeweihte Harald. So siegt denn in dieser Brawallaschlacht Sigurd Ring, und Harald zieht an der Spitze einer unabsehbaren Schar von Gefallenen in Walhall ein. Man wird also mit dem Eber oft gute Erfahrungen gemacht haben gegenüber Feinden, die ihn nicht kannten. Das leuchtet ein, weil die vorne schräg zusammenlaufenden festen Schildreihen in den gegnerischen Haufen einschneiden konnten wie ein Stemmeisen in Holz und ihn zersplittern. Ebenso klar ist, daß bedeutende Übermacht den Keil leicht überflügeln und von hinten aufrollen konnte. Die Franken und Alemannen bei Capua suchten, wie es scheint, dieser Gefahr vorzubeugen, indem sie die Seiten ihres Dreiecks so lang wie möglich machten und weit auseinanderzogen. So entstand ein nach hinten sich verbreiternder innerer Hohlraum, gegen den die Schildträger ungedeckt waren. Das nutzte Narses auf eine Weise aus, welche die Germanen nicht vorausgesehen hatten: er ließ seine berittenen Bogenschützen von beiden Seiten her die Schildträger meuchlings in den Rücken schießen und reihenweise hinstrecken. Als dann die Eruler ins Gewehr traten, die anfangs trotzig dem Kampfe fern geblieben waren, und dem siegreich durch die Byzantinerscharen vorgedrungenen Kopf des Ebers die Stirn boten und ihn zurückdrängten, da war das Schicksal der

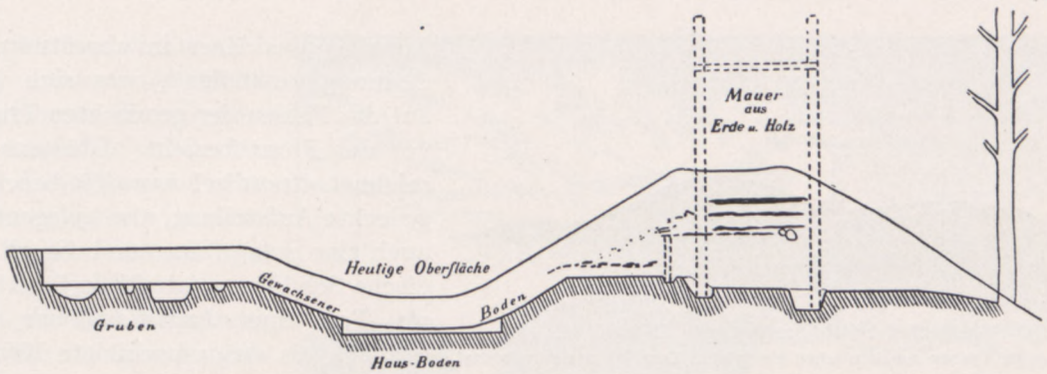


73. Inneres des Schildbuckels mit Handgriff. Namur.



Volksburg, Lausitzer Kultur, 600 ? v. Chr. Ausgrabung von Carl Schuchhardt 1908. Höhe über dem Seespiegel etwa 15 m. Der Durchmesser dieser Volksburg beträgt rund 160:115 m, der Flächeninhalt fast 2 ha. An den steilen Seeseiten kein Graben vor dem Wall, sondern 2 bis 4fache Grabengürtel.

Tafel VI



74. Durchschnitt durch die älteste Wallanlage der Semnonenfeste „Römerschanze" bei Nedlitz (Osthavelland). Mauerstärke etwa $3^1/_2$, Höhe etwa 6 m. Hinter der Mauer eine Laufbank. Brandreste der Balken zwischen Vorder- und Hinterwand. (Prähist. Zeitschr. I.)

Eindringlinge von Norden ebenso besiegelt wie ein Jahr vorher das der Goten des Teja am Vesuv.

So liefert uns das Treffen bei Capua nicht nur ein Beispiel für den Eberkopf, sondern zugleich für die oft festgestellte und sattsam bekannte Unterlegenheit der germanischen Kriegskunst gegenüber derjenigen der Südvölker. Nicht die Niederlage bezeugt diese Unterlegenheit; dann würde jede römische Niederlage germanische Überlegenheit bezeugen. Auch ist der Eberkopf an sich keine schlechtere Aufstellungsweise als die griechische Phalanx oder die römische Legionsordnung; haben ihn doch die Römer übernommen, und durchbricht er doch auch bei Capua das feindliche Zentrum. Das Entscheidende ist, daß die Germanen den Pfeilen der byzantinischen Reiterei völlig unvorbereitet und lange ratlos gegenüberstehen. An so etwas haben sie nicht gedacht! Narses' Kriegskunst ist schlauer und wirksamer als die ihre. Aber sie ist auch weniger ritterlich, in ihrem kalten Vernichtungswillen bereits innerlich verwandt mit modernster Kampftechnik.

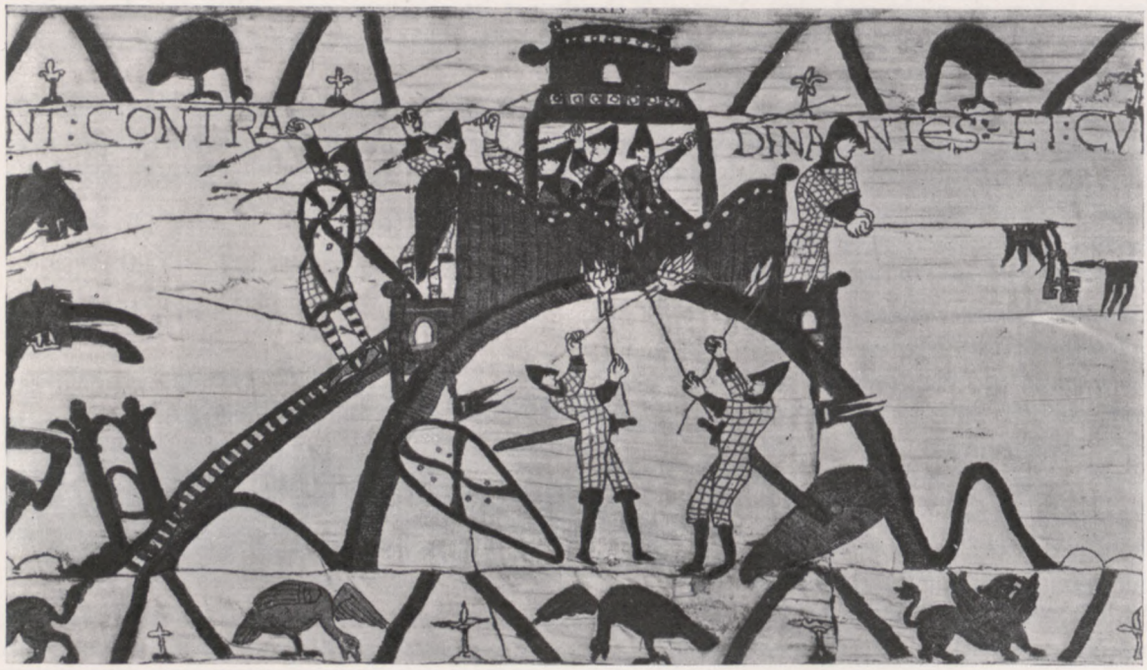
Neben dem Eberkopf erscheint, deutlich von ihm verschieden, eine zweite altgermanische Kampfaufstellung, die *Schildburg*, benannt nach den Schilden, deren feste Wand auch sie umgibt, aber ohne Spitze und von wechselndem Grundriß, entsprechend der Lage und dem Zweck, der in der Regel Verteidigung ist, während der Eberkopf ja dem Angriff dient. Als bei Mülhausen die Römer ihre Pila verschossen hatten und der Schwerterkampf begann, bildeten die Germanen, wie Caesar (1, 52) sagt, schnell nach ihrer Gewohnheit Schildburgen (eine „Phalanx"), denen äußerst schwer beizukommen war, und etwa dasselbe berichtet Dio Cassius (38, 49): bei beginnender Niederlage hätten Ariovists Leute sich durch Schildburgen gesichert. Auch im Norden finden wir diese Defensivmaßregel. Sie heißt dort *fylkia*

75. Die Oldenburg, der ehemalige Handelsplatz Haithabu (Hedeby, Schleswig). Um 940 von den Schweden als Faktorei angelegt. Der ursprünglich grabenlose Wall umschließt von einem Wasserlauf unterbrochen in einem Halbkreis eine 28 ha große Fläche und lehnt sich an die Schleiausbuchtung an. Die schützende Burg lag nördlich. (Sophus Müller, Nordische Altertumskunde.)

76. Söborg bei Strib Færgegaard (Nordfünen).
Kreisförmiger Graben am konischen Burgplatz. Der Fuß des Hügels liegt um diesen wie ein Ring, dieser liegt etwa 2 m über der Grabensohle, der Burgplatz selbst liegt etwa 6 m über dem Boden des Grabens. (S. Müller, a. a. O.)

hamalt „das Heer in abgestumpfter Ordnung aufstellen", was sich wohl auf das Fehlen der gemischten Truppe vor der Front bezieht. Übrigens bezeichnet altnordisch *hamalt* jede schildgedeckte Aufstellung, also gelegentlich auch eine *svīnfylking*, und die altnordische Schildburg (*skiǫldborg*) tritt oft als Teil einer Angriffskolonne auf, nämlich als das umschildete Königsgefolge, das in der vorgebogenen Mitte der vorrückenden Front seinen Platz hat, so im Heere Olafs des Heiligen bei Stiklastadir. Diese Front erscheint als etwas Neues gegenüber dem Eberkopf der Völkerwanderung und der nordischen Sagenzeit. Aber es ist wohl kaum zu bezweifeln, daß es auch breite Kampfaufstellung, phalanx- oder legionsartig, seit alters gegeben hat. Sie ist jedoch für die Germanen nicht eigentlich bezeichnend, was der Eberkopf in so hohem Grade ist als Verkörperung des Angriffsgeistes, der Volkssolidarität und des Aristokratismus oder der menschlichen Ungleichheit, die jedem seine höhere oder niedere, wichtige oder gleichgültige Funktion anweist. (Weiteres über Feldherrtum und Kriegskunst der Germanen in des Verfassers so betitelter, illustrierter Schrift, die als Band 8 der Reihe „Volk und Wissen" beim Brehm-Verlag in Charlottenburg erschienen ist.) —

Die bewegliche Schildburg führt uns zwanglos hinüber zu den eigentlichen Burgen, den alten Befestigungen.



77. Burg Dinan in der Normandie. Teppich von Bayeux, 2. Hälfte des 11. Jahrhunderts. Wilhelm des Eroberers Soldaten erstürmen den Turmhügel, der in Profilschnitt dargestellt ist. Vor dem Graben der äußere Hügelrand ohne Wehr. Zum Holzbau geht von einem Tor aus eine Brücke über den Graben.

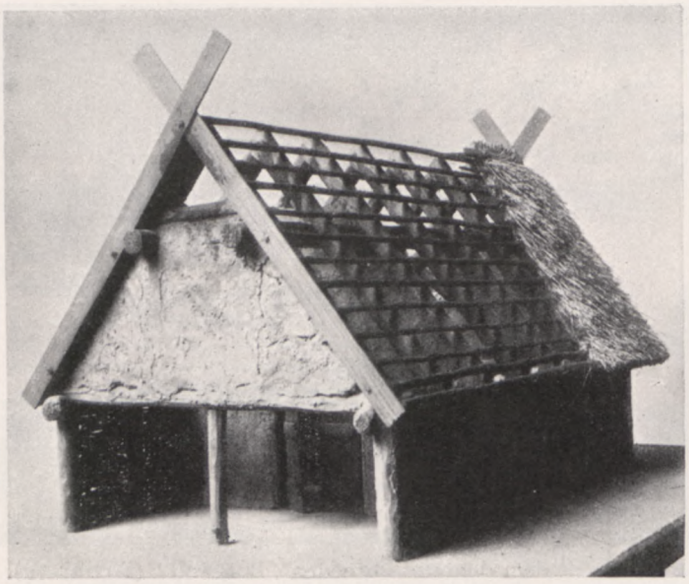
78. Das Danewerk mit dem dahinter liegenden „Burgwall" (Thyraburg). Lithographie von J. Kornerup, 1861.

Wollten wir nur nach den antiken Geschichtschreibern über Germanien urteilen, so könnten uns die altgermanischen Befestigungen nahezu verborgen bleiben und wir zu der Meinung kommen, die eigentlichen oder gar die einzigen Burgenbauer im alten Nordeuropa seien die Kelten gewesen. Denn alledem, was namentlich Caesar über die „Städte" (*oppida, urbes*) der Gallier so anschaulich erzählt, steht diesseits des Rheins so gut wie nichts gegenüber — solange wir nicht mit den Prähistorikern das Gelände durchsuchen und die altnordischen Quellen befragen. In der Geländeforschung ist als Beobachter und Ausgräber bahnbrechend gewesen Karl Schuchhardt, auf dessen einschlägige Beiträge zu Hoops' Reallexikon verwiesen sei, und auf dessen Arbeit unser Überblick ganz wesentlich beruht. Er hat auch den glücklichen Namen „Volksburg" geprägt für den Haupttypus der alten Befestigungen, die früher Flucht- oder Gauburgen genannten, meist auf Höhen gelegenen großen Umwallungen, nach deren einer der Teutoburger Wald benannt ist (lateinisch *saltus Teutoburgiensis*): denn „Teutoburg" (altgermanisch *Thiodaburgs*, Dietburg) bedeutet Volks- oder Landesburg, und die Grotenburg bei Detmold, in deren Mitte das Hermannsdenkmal sich erhebt, stellt höchstwahrscheinlich die Reste dieser alten Anlage dar (vgl. Wilh. Teudt, Germanische Heiligtümer, 2. Aufl., Jena 1931, S. 175ff., wo Schuchhardts gesundes Ergebnis mit Recht gegen Eigenbrödler im Gefolge Theod. Mommsens in Schutz genommen wird). Zahlreiche ihresgleichen finden sich östlich der Elbe, besonders in der Mark und der Lausitz, unter ihnen die fälschlich so genannte „Römerschanze" bei Potsdam, die man genau untersucht hat. Ihr drei Hektar umfassendes Innere war dicht bebaut, sie hatte also eine zahlreiche Einwohnerschaft und würde den Namen Stadt verdienen,

79. Runenstein bei Haddeby.
Die Inschrift lautet:

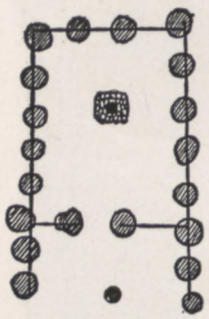
þurlf × rispi × stin × þansi × himþigi × suins × eftiʀ × erik × filaga × sin × ias × uarþ × tauþr × þą × trekiaʀ | satu × um × haiþa × bu × ian : han : uas : sturi : matr : tregʀ × harþa × kuþr ×

[Torolf, Gefolgsmann Swens (d. i. des Dänenkönigs Swen Gabelbart) errichtete diesen Stein nach (d. i. zum Andenken an) seinem Gefährten Erik, welcher fiel, als tapfere Krieger Hedeby belagerten: er war Steuermann (Schiffsführer) und ein gar wackerer Bursch.]



80. Modell eines Hauses auf der ,,Römerschanze''.
(Schuchhardt, Die Burg im Wandel der Weltgeschichte.)

den Caesar den gallischen Burgen beilegt. Auch insofern gleicht sie diesen, als ihr Wall aus Erde oder Steinen und Holz gebaut war, ebenso wie bei den anderen germanischen Burgen, je nach der Ortsbeschaffenheit mehr erdig oder steinig. In Skandinavien gibt es Steinwälle mehrfach in Südnorwegen, bei Tullinge am oberen Mälar und auf den Inseln Gotland und Öland, wo sie zahlreiche Hausgrundrisse umschließen wie die ,,Römerschanze.'' Auch die Angelsachsen in England haben nach Schuchhardt Volksburgen angelegt. Das Bauen solcher zieht sich aus vorhistorischem Dunkel bis ins Mittelalter herab; die fränkischen Jahrbücher nennen aus dem Gebiet der Sachsenkriege Eresburg, Sigiburg, Skidroburg, ,,Juburg'', Brunsberg, ,,Hohsiburg'', die man sämtlich identifiziert und deren einige man als Wege beherrschend, somit als strategische Punkte nachgewiesen hat. Die größte von diesen, die 24 Hektar umfassende Eresburg, hoch über der Diemel gelegen, ist eine noch heute bewohnte Stadt unbestimmbaren, wohl vormittelalterlichen Ursprungs. Einen sehr stadtmäßigen Eindruck macht das umwallte Hedeby bei Schleswig, das in seinem heutigen, fundereichen Zustande die Wikingzeit spiegelt.



81. Grundriß eines Hauses auf der ,,Römerschanze'' 1 : 300.
$11\frac{1}{2}$ m lang, $6\frac{1}{4}$—7 m breit. Tür im Nordosten hinter $3\frac{1}{2}$ m tiefer Vorhalle. Inmitten der Halle ein großer aus Steinen gebauter Herd von 1 m Quadrat mit viereckigem Kochloch. Die Wände bestanden aus Flechtwerk.
(Schuchhardt, a. a. O.)

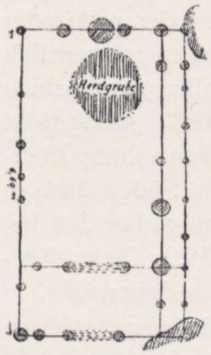
Das Wort *Burg* gehört zu *bergen* und bedeutet also ursprünglich ,,Bergungsstätte'', ,,Schutzort'', was sicher dem ältesten Beweggrund des Burgenbaues entspricht. Man wollte eine Zuflucht für die bewegliche Habe und für das Leben namentlich der Waffenunfähigen (die altnordisch als *úmegð*, die Nichtkönner, zusammengefaßt werden) im Falle feindlicher Invasion. Man schuf sie durch Wall und Mauer an von Natur geschützter Stelle, und so nahm das Wort den Sinn ,,Umwallung'' an, der ihm lange geblieben ist und den die Prägung ,,Volksburg'' erneuert. Auf Island bezeichnen noch heute die Wörter *borg, fjárborg, byrgi* einen Schafpferch, weil solche dort aus Steinwällen hergestellt werden. *Borg* ist aber auch eine steile Höhe, und der Hof im Westlande, der so heißt und als Sitz Egils und der Myramenn bekannt ist, trägt den Namen nach

82. Hausurne. Brandgrab, Königsaue bei Aschersleben, jetzt Berlin, Museum. Viereckige Hütte mit hohem, abgewalmtem Dach. An den Firstspitzen Andeutungen der Balkenenden. Rohrbedachung kenntlich gemacht. 39 cm hoch, Breite der Grundfläche 26 cm.
(Lindenschmidt, a. a. O.)

83. Altgermanische Hausgrundrisse in Buch (Berlin). (A. Kiekebusch Die Ausgrabung des Dorfes Buch.)

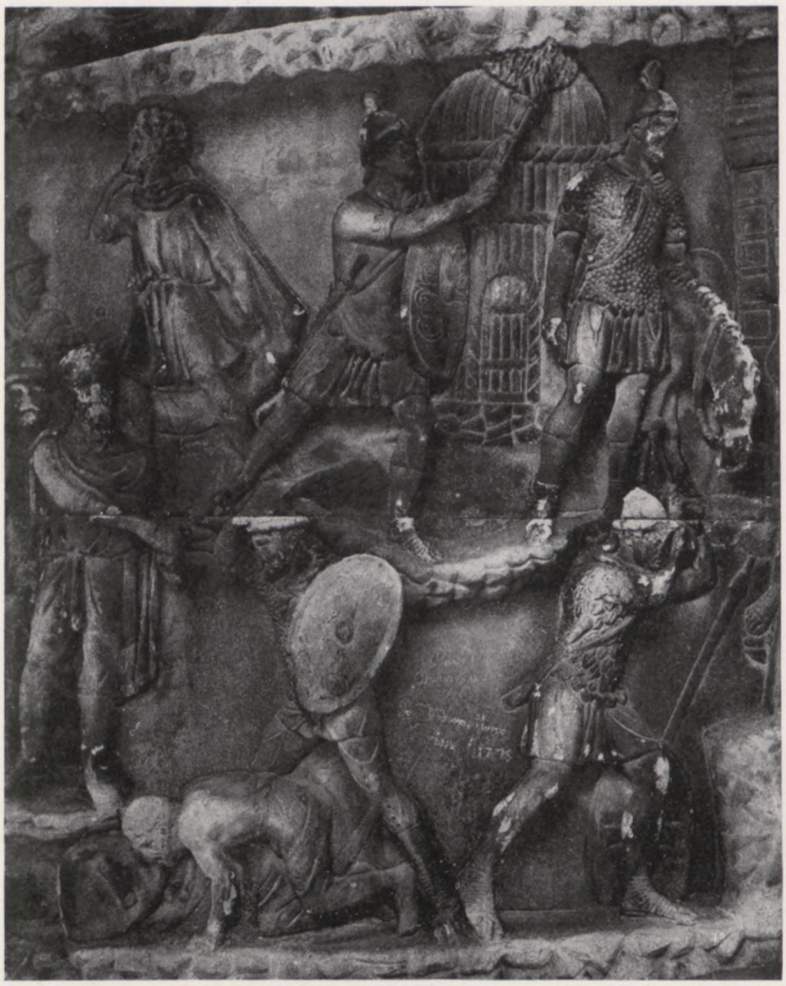
der Anhöhe, an deren Fuße er liegt: Berge sind ja an sich Bergestätten, und man hat in den Zeiten, wo Wälle nur dazu dienten, den Mann abzuwehren, nicht auch fernher kommende Pfeile, Bergfesten nur da befestigt, wo der Zugang bequem schien.

Die nordischen Befunde sind auch insofern lehrreich, als sie zeigen, daß es schon in heidnischer Zeit Burgen als Besitz Einzelner gegeben hat, was aus den Gelände-

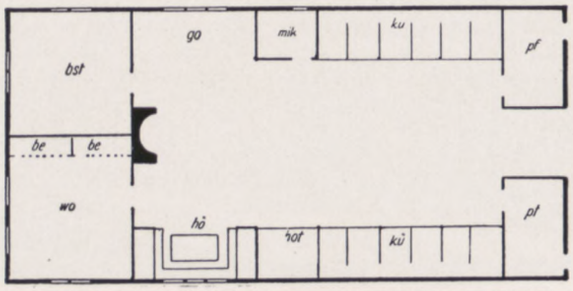


84. Grundriß des Haupthauses in Buch. 1 · 300.

85. Römische Garde auf Strafexpedition gegen ein Germanendorf. Rom, Marcussäule. Runde und viereckige Häuser aus wagerechten Stämmen, die durch geflochtene Seile verbunden sind. Türen gerade und rundbogig. Haus links auf besonderem Fundament. Aus ihm eilt ein reicher Vornehmer, der sechseckigen Schild fortgeworfen, seinem mit ihrem Sohn flüchtenden, von einem Soldaten am Haar gehaltenen Weibe nach. Mit zum Stoß erhobener Lanze tritt ihm ein anderer Römer entgegen.



86. Schluß der Zerstörungsszene Abb. 85. Das Haus mit runder Tür und Steinfundament. Das Dach trägt eine besondere Kappe. Rechts oben ein nach langem, anstrengendem Marsche abgesessener Reiter, unten ein Prätorianer, der mit einer Hacke auf einen Baumstamm einhaut.



87. Niedersächsisches Bauernhaus. Grundriß zu Abb. 88. bst = beste Stube, be = bett, wo = wohnstube, gö = götlucht (Küchenlucht), ho = hörn (Sitzraum), mik = milchkammer hot = Holz- und Torfraum. (Otto Lehmann, Das Bauernhaus in Schleswig-Holstein.)

resten nicht hervorgeht, und was der Ausdruck „Volksburgen" verhüllt. Eine solche Privatburg heißt altnordisch mit dem allgemeinen Namen *virki*, der auch jede andere Befestigung bezeichnen kann (z. B. eine Landwehr wie das Danevirke, s. u.). Der Bauer Özur auf Skūfey — einer der Färöer — hatte auf hohem Felsen ein *virki*, zu dessen Verteidigung dreißig Mann gehörten und dessen Verschanzung aus Steinwall mit Palisade darauf bestanden zu haben scheint, denn einer der Angreifer hakt seine langstielige Axt über den oberen Rand, um sich emporzuziehen. Auch andere Stellen ergeben, daß zum Bau der *virki* außer Steinen Holz verwendet war, wie bei den Volksburgen in Deutschland und Frankreich; es ist von Toren im *virki* die Rede und von Palisadenholz (*virkisstokkr*).

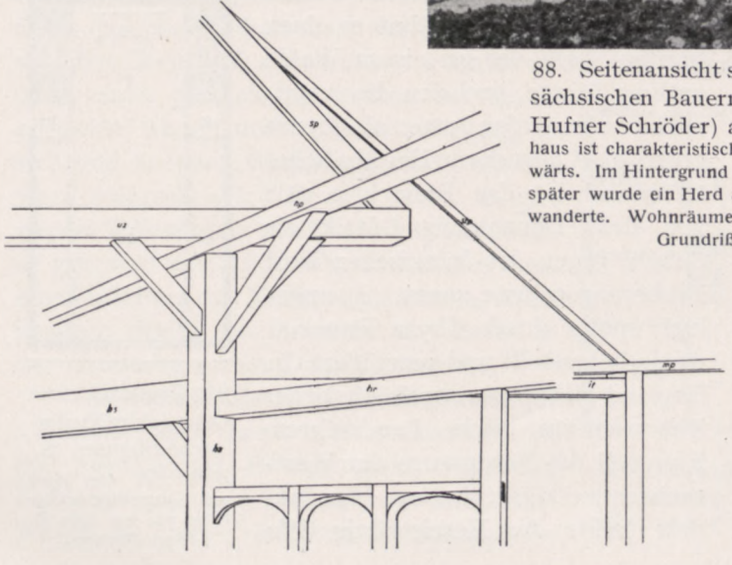
Hingegen verlautet im Norden nichts von ständigen Besatzungen der *virki* oder von Wohnen in ihnen. Wenn es gelegentlich heißt, „ihr *virki* war verfallen und schien stark ausbesserungsbedürftig", so spricht dies dagegen, daß ständige Bewachung überall geübt wurde. Auch im Süden hat es unbewohnte Burgen gegeben außer den bewohnten, den ältesten Städten; leere Gelegenheitsfestungen neben den dauernden.

Die Garnisonen der Volksburgen stellten wohl Könige aus ihrem Gefolge. Vielleicht sind aber Anordnungen, wie sie Heinrich der Vogler getroffen hat, wonach neun Bauern

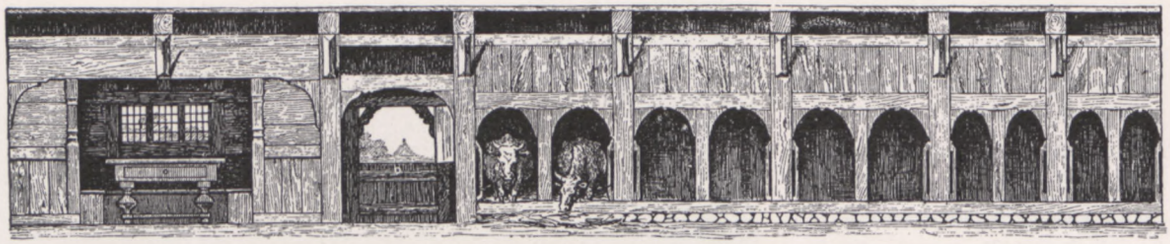
zusammen eine Burg unterhalten mußten und einer von ihnen darin wohnen, schon in heidnischer Zeit von Fürsten getroffen worden. Was Servius Tullius in Italien befahl, das kann auch ein Germane befohlen haben: Burgen auf den Höhen anzulegen als Zufluchtsorte in Feindesnot und als Sitz eines königlichen Beauftragten (altnordisch *ármaðr*), der über die zugehörigen Bauern und ihren Besitz Verzeichnisse führte, Kopfsteuern ausschrieb und Aufgebote ergehen ließ (Dionys von Halikarnassus 4, 15 [Hoops' Reallexikon 4, 434]).

Daß Anlagen wie die Römerschanze oder die Eresburg ausschließlich von Kriegern bewohnt waren, die ihr Herr für den dort geleisteten Wachdienst besoldete, ist jedoch schwerlich anzunehmen. Die Stadt im anscheinend rein

88. Seitenansicht sowie Vorder- und Wohnseite eines niedersächsischen Bauernhauses in Kosel (Schwansen, Schleswig, Hufner Schröder) aus dem Jahre 1673. Für das Niedersachsenhaus ist charakteristisch die Diele mit den Viehställen und Kammern seitwärts. Im Hintergrund der Diele befand sich in alter Zeit die Herdgrube, später wurde ein Herd aufgemauert (Abb. 91), der dann an die Rückwand wanderte. Wohnräume hinter dem Herd sind erst spätere Zutat. Vgl. Grundriß Abb. 87. (Otto Lehmann, a. a. O.)



89. Holzkonstruktion des Niedersachsenhauses. Altes Pfarrhaus in Grube (Kr. Cismar), aus dem Jahre 1569. hs = hövdständer, hb = hörnbalken, hp = hördplatt, hr = hördriegel, it = intug, mp = murplat, sp = sparren, stp = stallsparren, uz = unterzug. Das Haus wird getragen von dem Ständerwerk rechts und links der Diele, an das die Seitenräume angekibbt sind. (Otto Lehmann, a. a. O.)



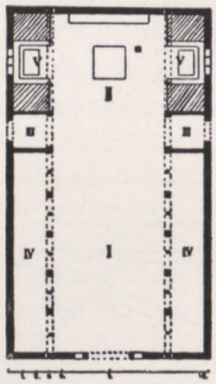
90. Längsschnitt durch eine niedersächsische Hausdiele zu Ostenfeld (Kr. Husum).
Eins der Ostenfelder Häuser ist heute in Husum als Museum aufgestellt. (Nach R. Meiborg, Das Bauernhaus im Herzogtum Schleswig.)

91. Der Herd im Ostenfelder Bauernhaus. (Nach Meiborg.)
Rechts sieht man in die Sitten (Hörn) hinein.

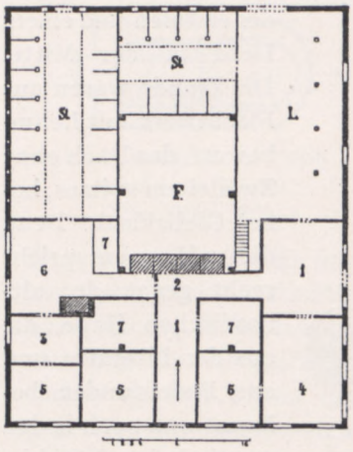
bäuerlichen Germanien stellt ein soziologisches Problem dar. Waren es lauter Ackerbürger, die sich hinter Wälle geflüchtet hatten? In Hedeby hat es Handwerker in nicht geringer Zahl gegeben. Sollen wir annehmen, daß sie von ihrer Hände Arbeit lebten ohne ländlichen Besitz und ohne Dienstbarkeit? Der Quellenmangel zwingt uns einstweilen zur Resignation, wie in so mancher anderen Frage der germanischen Altertumskunde.

Auch die Landwehren sind in gewissem Sinne ein Rätsel. Da wo Tacitus die blutigen Kämpfe des Jahres 16 n. Chr. an der Weser schildert, mit der Parole des römischen Feldherrn, im Blute der Cherusker müsse der Krieg erstickt werden, und mit den zehn römischen Meilen voll Germanenleichen und Waffen (Annalen 2, 18f.), erwähnt er einen breiten Wall, der an einem Walde entlang führte, und den die Angrivarier aufgeworfen hatten als Grenze gegen die Cherusker. Ein ähnlicher Grenzwall ist das Danevirke, 808 von dem Dänenkönig Götrik als Schutz gegen des fränkischen Karl Eroberungsgelüste zuerst (?) angelegt, später durch Thyra Danebod wiederhergestellt und vergrößert. In England gibt es aus angelsächsischer Zeit mehrere solche Landwehren. Eine soll die Nordgrenze der Westsachsen verstärkt haben. Eine andere baute der Mercierkönig Offa

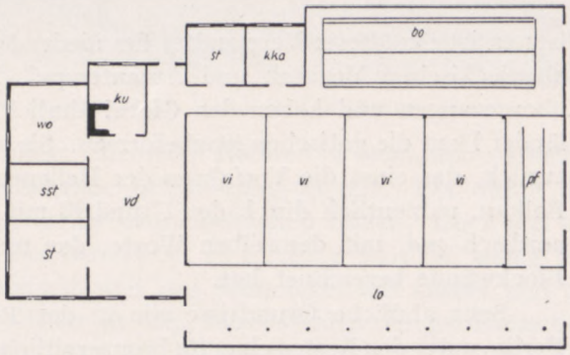
92. Sparrenhaus in Sundewitt (Angeln).
(Nach Meiborg.)



93. Grundriß eines OstenfelderNiedersachsenhauses (S. Abb. 90). Der Herd steht vorgerückt auf der Diele wie bei Abb. 91. (Nach Meiborg.)



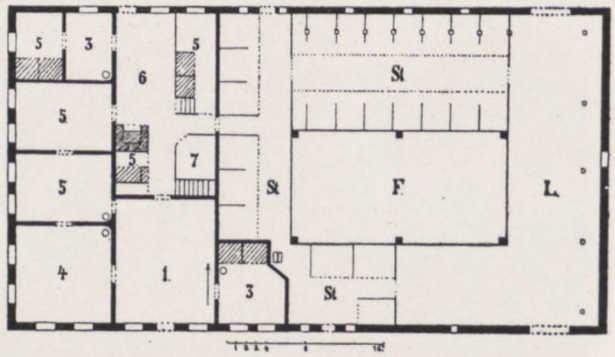
94. Friesisches Bauernhaus (Hauberg) im Eiderstädtischen.
Charakteristisch ist für das friesische Haus der Veerkant (Barg) F (für Heu und Stroh), um das sich das Ganze gruppiert. Für sich liegen Küche (6) und Wohnräume, zu drei Seiten die Dreschtenne (Lo) und die Stallungen. (Nach Meiborg.) 1 Vorder-, 2 Hinterdiele, 3 Stube, 4 Gr. Stube, 5 Kammer, 7 Keller, St Ställe.



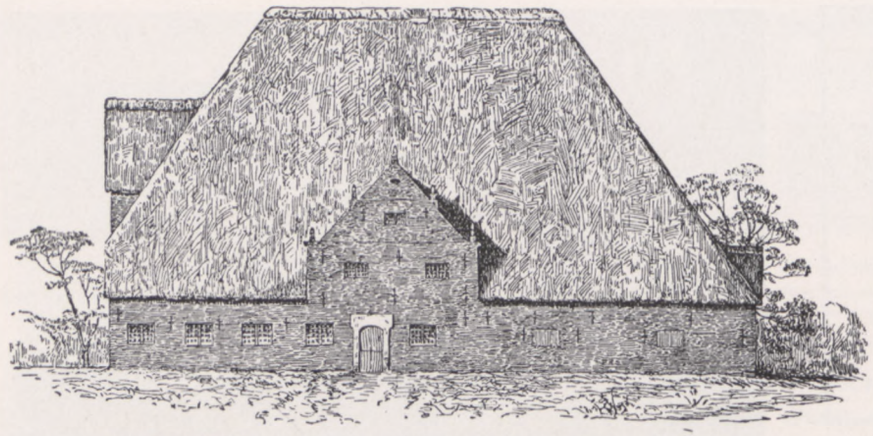
95. Ostfriesisches Haus (Reimers) in Kronprinzenkoog (Dithmarschen) 1785, nebst Grundriß.
vi = Veerkant, Barg; bo = Boos, Viehställe. (Otto Lehmann a. a. O.)

gegen die Kymren (Hoops' Reallexikon 3, 121f.; über das Danevirke Sophus Müller, Nordische Altertumskunde 2 [1898], 224ff.). Da die aus späterer als der Römerzeit bekannten Grenzwälle sämtlich königlicher Initiative verdankt werden, erhebt sich die Frage, ob nicht vom *agger Angrivariorum* dasselbe gilt. Über die angrivarische Verfassung melden die Quellen aber nichts. Wir sehen also nicht, ob hier ein Beispiel dafür vorliegt, daß eine Völkerschaft auf bloßen Dingbeschluß hin ein so großes, gemeinnütziges Werk wie den Grenzwall durchführen konnte, ob so viel Organisation und Ausdauer möglich war ohne einen persönlichen Willen, der durch erlauchte Ahnen und Volksbeauftragung in sich und in seiner Wirkung gestärkt worden war. Wahrscheinlich ist dies nicht. So gut wie ein Volksauszug den Heerkönig erheischt, so gut wird eine Landwehr und wird ebenso eine Volksburg den König voraussetzen. Auch insofern dürfte also Arminius mit Recht in der Grotenburg sein Denkmal haben.

Das Auffallendste, was der Besucher der „Römerschanze" heute in ihr wahrnimmt, ist ein vollständiger Hausgrundriß, zerfallend in Hauptraum und Vorhalle, mit acht Pforten an der Lang-, vieren an der Schmalseite



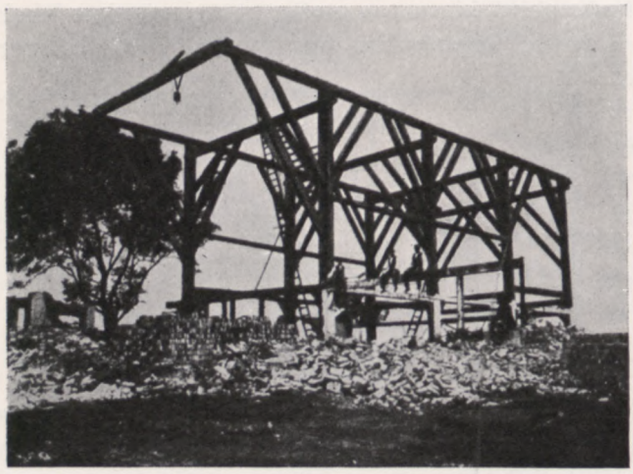
96. Grundriß eines friesischen Hauses aus der Gegend von Garding. Hier sind Wohn- und Wirtschaftsräume noch weiter von einander getrennt. Die Signaturen dieselben wie Abb. 94. (Nach Meiborg.)



97. Haus Dall. Roter Hauberg bei Husum. (Nach Meiborg.)

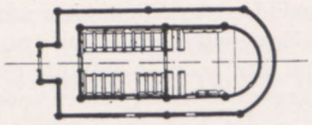
des ersteren und einem Herd in der Mitte. Die Wände waren aus Flechtwerk mit Lehmbewurf, das Dach ohne Zweifel ein spitzes, hohes Giebeldach. Denn dieses Haus entspricht recht genau der altnordischen Halle, die aus der Literatur und aus Bodenfunden bekannt und noch in den norwegischen Stabkirchen wiedererkennbar ist; es ist ein älterer Verwandter des niedersächischen Bauernhauses und urverwandt mit dem altgriechischen Megaron und Antentempel. Die südlichen Gegenstücke sind zum Steinbau übergegangen und haben den Giebel ähnlich, nur noch stärker, herabgedrückt wie der Mailänder Dom die gotischen Strebeformen. Sie weisen aber noch deutlich auf das hölzerne Urbild zurück, das einst die Vorfahren der Hellenen aus dem Norden mitführten über Donau und Balkan, namentlich durch den Grundriß mit Vorhalle, welche lateinisch *antae* heißt und altnordisch *ǫnd*, mit demselben Worte, das ursprünglich die vorragenden Stirnen der langen Blockwände bezeichnet hat.

Sehr ähnliche Grundrisse wie in der Römerschanze hat man bei Buch, nördlich von Berlin, unter den Resten einer für bronzezeitlich geltenden Siedlung gefunden (Hoops' Reallexikon 1, 340. A. Kiekebusch, Die Ausgrabung des Dorfes Buch, Berlin 1923). Einer von ihnen, eine große Halle, ist besonders merkwürdig dadurch, daß sich an deren einer Längsseite eine Reihe von acht einräumigen Hütten hinzieht. Dies entspricht nämlich der dänischen Königshalle zu Lejre, wie wir sie aus dem Beowulf und aus Saxo Grammaticus kennen: neben ihr standen in einer Reihe die „Bauer" (altnordisch, angelsächsisch *būr*), d. i. die kleinen Blockhütten, in denen die Gefolgsleute und auch der König selbst in den Nächten zu schlafen pflegten, wo der Jubel in der Halle oder dessen an Ort und Stelle einschläfernde Folgen sie nicht davon zurückgehalten hatten. Ist die Datierung der Bucher Funde richtig, so ergibt sich für die Fürstenhalle mit Bauern eine Lebensdauer von mindestens zwei Jahrtausenden.



98. Vierkant (Barg) eines Hauberges in Garding. Um diesen werden Ställe, Lo und Wohnung herumgebaut. (Otto Lehmann, a. a. O.)

Denn in einer ebensolchen Halle wie Rolf Krake im 6. Jahrhundert feierte noch Olaf der Heilige im 11. seine Feste.



99. Grundriß der Stabkirche in Reinli. (Fett, Norges kirker.)

100. Stabkirche zu Reinli in Norwegen. (Fett, a. a. O.)

Erst sein Enkel, Olaf der Stille, hat gleichzeitig mit der Einführung neuer, europäischer Hofsitten auch die Einrichtung der Königshalle verändert, indem er den Thron dem Eingang gegenüber an die schmale Hinterwand verlegte und die Estrichfeuer durch Öfen ersetzte (Thule XVI, S. 175f.).

Die ältere, echte nordische Halle liegt vor der Einführung des Ofens (der verdeckten Feuerstelle mit Schornstein), sie ist eine ,,Rauchstube", wie ihre ofenlosen, kleineren Nichten in Skandinavien heute heißen. Vollends weiß sie gar nichts von moderner Beleuchtungstechnik. Ein durch die Wohnkultur um 1900 Verwöhnter könnte sich in ihr kaum behaglich fühlen. Doch war sie der Bequemlichkeiten, die ein rauhes, männliches Geschlecht zu schätzen weiß, so wenig bar wie der Formenschönheit in Umriß und Raumform und des Schmuckes am Giebel und an den Wänden (vgl. Tacitus Germania 16 über Glasur an den Blockwänden der germanischen Häuser). Ihr Inneres sah folgendermaßen aus:

Ein langgestreckter Raum unter hohem Balkengiebeldach, durch dessen Öffnungen (*lióri* genannt) spärliches Licht hereinfiel, während auf der Tenne des Mittelgangs (*gólf*) die ,,Langfeuer" brannten, unbestimmte Helligkeit nebst Wärme von unten verbreiteten und ihren Rauch zu den Dachlöchern emporsandten. Zu beiden Seiten des Mittelgangs war der Boden durch Bretterbühnen (*flet*) erhöht, auf denen Tischreihen standen vor den an den Seitenwänden entlanglaufenden Bänken, die sich in der Mitte zu je einem Hochsitz (*ǫndugi, hásæti*) erhoben. Die hochragenden Vorderpfosten des Hochsitzes (*ǫndvegissúlur*) trugen ausgeschnitzte Götterbilder, und reich ornamental ausgestaltet waren die Säulen, welche in zwei Reihen die Decke stützten. An den Wänden hingen Teppiche in der Art der heute wieder in Skandinavien gebräuchlichen phantasievollen und zierlichen Vorhänge und Tapeten, ferner Schilde und andere Waffen.

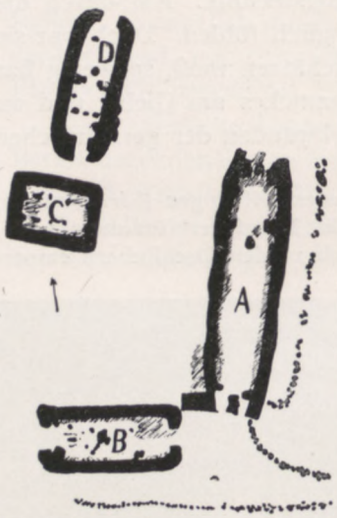
101. Inneres eines Schnitterzeltes von Nahnsdorf (Alter Christian Albrecht-Koog, Süderdithmarschen), von Carl Ludwig Jessen, 1866. Derartig waren die vorgeschichtlichen altgermanischen Häuser gebaut. (O. Lehmann, a. a. O.)

Daß diese ,,nordische" Halle eigentlich die germanische heißen müßte, weil das Festhaus der Südgermanen in allem wesentlichen ihr glich, geht nicht nur hervor aus dem Vergleich der besprochenen Bodenfunde und des Megarons. Auch die stabreimende

102. Schuppen in Art der altnordisch vorgeschichtlichen Hütten, Gothmund bei Lübeck.
(Photo Dr. Kunkel-Potsdam.)

Literatur der Angelsachsen und der Niederdeutschen und noch das mittelhochdeutsche Heldenepos enthalten deutliche Hinweise auf die Halle und ihre Teile, so daß ihre gemeingermanische Verbreitung kaum bezweifelt werden kann und jenes Haus nach Vätersitte, das Karl der Große erbauen ließ, aus dem Norden zuverlässig Umriß und Inhalt empfängt.

Der Fremdling, der durch Vorhalle und Vordertür eintrat, mußte zunächst auf der Tenne bei den Feuern warten, ob er zum Nähertreten eingeladen wurde. Nicht einmal die Grußformel durfte er aussprechen, denn es war des Hausherrn Sache, zuerst „Heil!" zu rufen — oder aber zu schweigen, was einer Abweisung des Gastes gleichkam. Denn wohin hätte es geführt, wenn man jeden aufgenommen oder gar die Sitte das verlangt hätte, wie Tacitus uns glauben machen will (Germania Kap. 21). So glaubwürdig er sonst ist, an dieser Stelle führt falsches Idealisieren ihn in die Irre. Die altnordischen Quellen wissen ebenso oft von der Abweisung eines Fremdlings zu berichten wie von seiner gastlichen Aufnahme, und die Türhüterin in Walhall heißt Syn, d. i. „Verweigerung". Allerdings ist Ungastlichkeit ein Makel, und das caesarische *hospitem violare fas non putant* gilt unverbrüchlich; Gastverhältnisse begründen weitestgehende Treuepflichten auch für den Wirt. Um so vorsichtiger war man natürlich mit der Übernahme solcher Pflichten. Wer irgend verdächtig war, durfte sich nicht beklagen, wenn ihm die Tür gewiesen oder er gar zwischen die Feuer gesetzt wurde, damit in der Wärme sein Anschlag oder sonstiges Geheimnis Sprache gewinne (Thule Bd. II, S. 79 ff., 86 ff., 154 ff.). Kam vollends der Feind zum Feinde, so konnte es ihm ergehen wie dem Hjörleif von Rogaland bei Hreidar von Seeland (siehe oben S. 49f.).



103. Gehöft von Rings in Heinum (Gotland).
Anfang unserer Zeitrechnung. Wahrscheinlich war Haus A (40 m lang, 13 m breit) Stofa, Wohnhaus. Im Innern der Langseitenwälle eine teilweise mit Erdfüllung versehene, 1—2 m breite Kalksteinmauer. Am Nordende 2 Kammern. Steinsetzung außerhalb der Ostwand, B Küche (Eldhus). Herd nachweisbar. C Vorratshaus (Bur), keine Mauer- und Wallunterbrechung, aber an der Ostseite Treppenspuren. D Schlafraum mit besonderem Lehmestrich.

Ferner bedingte die Größe des Haushaltes Unterschiede in den Wirtspflichten. Ein Armer durfte auch Unverdächtige abweisen, was einem Reichen übel angestanden hätte. Denn die germanische Gutmütigkeit und die oben besprochene natürliche „Freundschaft" gegen Unbekannte brachten es mit sich, daß, wer die Mittel dazu hatte, Leute, von denen er nichts wußte, nicht weniger bei sich aufnahm als Verwandte und Freunde und daß alle dies in der Ordnung fanden und verlangten. Hierauf beruht die List, die in der Geschichte der Leute vom Lautersee Gudmund der Mächtige gegen Thorkel Unband anwendet; die Art, wie letzterer den Abgesandten Gudmunds aufnimmt, ist ein anschauliches Beispiel für das, was Alltagsgastlichkeit heißen kann (Thule XI, S. 176—180). Wir wissen aber von der germanischen Unterschicht weniger als von der Oberschicht, eingeschlossen ihre Behausungen. Selbst die weitherzigen Sagas, denen nichts Menschliches fremd ist, bevorzugen sichtlich die

Mächtigen. Nur eine Form der minder vornehmen Unterkünfte erblicken wir ziemlich deutlich, den halb oder ganz unterirdischen Vorrats- und Weberaum, der altnordisch *dyngja* heißt und zuerst von Tacitus in Kapitel 16 seiner Germania beschrieben wird. Ein intimes Stück Leben, in dem ein solcher ,,Tunk" eine Rolle spielt, erzählt die Saga von Gīsli in ihrem neunten Kapitel (Thule Bd. VIII, S. 72ff. [,,Frauenhaus" ist ungenau für ,,unterirdische Frauenkammer", *dyngja*, vergleiche Thule Bd. III, S. 95, wo ebenfalls der Sinn von *dyngja* verwischt ist]. Interessante Nachweise bei Fehrle, Tacitus' Germania, S. 85f.

104. Von Steinsetzung umgebener Runenstein in Einang (Valders, Norwegen). „Dagaz thaz runo faihido", d. h. „Ich, Dagr, bemalte diese Runen" (Stephens, Runic monuments).

VI. HANDWERK, BILDKUNST UND SCHRIFT

Daß das altgermanische Handwerk, und zwar das Kunsthandwerk in Metall, höchst ansehnliche und erfreuliche Leistungen aufzuweisen hat, wird von den Gelehrten einmütig anerkannt, und auch viele Laien haben davon einen Begriff auf Grund der archäologischen Literatur namentlich aus der Schule Gustaf Kossinnas und auf Grund von Museumsbesuchen. Tritt in den öffentlichen Sammlungen Mitteleuropas der vorchristlich-germanische Anteil an den Metallgegenständen meistens zurück, so ist er in denen Dänemarks und Skandinaviens um so größer. Doch verschiebt sich überall das Bild mehr oder weniger stark zugunsten der Germanen, sobald wir die schönen Bronze- und Goldarbeiten aus der Bronzezeit mit einbeziehen. Diese sind bekanntlich sehr zahlreich und enthalten Prachtstücke von so feinen Formen und Linien wie etwa das Hängegefäß von Oranienburg und Wertstücke wie den Eberswalder Goldfund mit seiner gefälligen Ornamentik, die bei Nollau, Germanische Wiedererstehung, Heidelberg 1926, auf Tafel 3 u. 2 abgebildet sind.

105. Werdersches Goldgefäß in Hallstattform. Wahrscheinlich aus Forst Lienewitz (Caputh, Kr. Zauch-Belzig.)
Wohl Importstück. Den Eberswaldern dienten gewissermaßen solche Gefäße als Vorbild. 10,5 cm hoch, 8 cm weit, 93,1 g schwer. Berlin, Museum (Kossinna, Der Goldfund vom Messingwerk bei Eberswalde).

Auf diese Schätze aus den Jahrhunderten um 1000 vor unserer Zeitrechnung begründet Kossinna seinen Begriff der „Altgermanischen Kulturhöhe", über den seine so benannte, in mehreren Auflagen erschienene Schrift sachkundig und begeisternd handelt, und der mindestens im anthropologischen Sinne berechtigt ist, d. h. die Träger jenes Hochstandes nordeuropäischen Kunstgewerbes waren, wenn nicht Germanen, so doch deren Vorfahren, also Menschen ihres Blutes mit aller Wahrscheinlichkeit nach indogermanischer Sprache (man vergleiche oben S. 7ff.). Auch wenn, wie einige wollen, das später germanisch redende Volk an den Nordmeeren eine andere, unverwandte Sprache gesprochen haben sollte, wäre es mit Friedrich Braun und anderen Anhängern dieser Lehre als „Germanen" zu bezeichnen wegen der den Sprachwechsel — die Aufdrängung des indogermanischen Idioms von Süden oder Südosten her — überdauernden Rassenmerkmale leiblicher und seelischer Art. Wir dürfen also in jedem Fall die bronzezeitlichen Arbeiten „germanisch" oder „altgermanisch" nennen, um so mehr, als Werke der Hände zu der Sprache ihrer Verfertiger kaum in unmittelbarer Beziehung stehen können. Übrigens sprach man möglicherweise zur Bronzezeit bereits germanisch. Die sogenannte erste Lautverschiebung — das einzige, woran beim heutigen Stande der Wissenschaft das Urteil in dieser Frage orientiert werden kann — mag schon vor 1000 v. Chr. vollzogen gewesen sein, schon damals kann aus *pater* germ. *faþer*, aus *pecu* germ. *fehu* geworden sein, so daß der Künstler des Oranienburger Gefäßes nicht bloß germanisch ausgesehen und germanisch gefühlt, sondern auch germanisch geredet hätte, mit verschobenen Konsonanten und mit scharfer Betonung der Wurzelsilben.

106. Hängegefäß aus Westergötland. Stockholm, Museum.

Nun besteht allerdings ein erheblicher, stilistisch-geistiger Unterschied, der wohl jedem Betrachter stark fühlbar wird,

107. Goldschalen. Fundort: Messingwerk bei Eberswalde. Das obere Gefäß 6,1 cm hoch.

108. Aus dem Hiddenseer Goldschatz. Stralsund, Museum. (Phot. Staatl. Bildstelle.)

zwischen den Erzeugnissen der Bronzezeit und den ein bis anderthalb Jahrtausende späteren der sog. ,,Völkerwanderung" oder jüngeren Eisenzeit. Zu der Verschiedenheit der Metalle — hie lichte Bronze und rotes Gold, hie Silber und dunkelgraues Eisen — kommt die des klaren, ,,klassischen" Linienstils von der ,,barbarischen" Tierornamentik. Und dieser die animalischen Naturformen barock verzerrende, zerreißende und straff gewaltsam zu neuer, eigenwilliger Form zusammenzwingende ,,Völkerwanderungsstil" ist sicher germanisch in dem Sinne, daß geschichtlich bekannte Germanenstämme, voran die Goten, ihn angewendet und weitergebildet haben. Kein Wunder, daß man ihn als den ersten germanischen Kunsthandwerksstil angesehen und den ,,frühgermanischen" genannt hat. (So Hans Naumann in seinem lebendig und anziehend geschriebenen Buche Frühgermanentum, mit 45 Abbildungen, München 1926.)

Richtiger wäre ,,spätgermanisch", denn der ,,Völkerwanderungsstil" ist der Stil des Übergangs vom Heidentum zum Christentum. Auch bestehen trotz den erwähnten auffallenden Unterschieden deutliche Zusammenhänge zwischen dem Kunsthandwerk der geschichtlichen Zeit und dem der vorgeschichtlichen, zwischen Spätgermanisch also und wirklichem Früh- oder Altgermanisch. Erstens reicht der Gebrauch von Bronze und Gold weit über die Bronzezeit herunter. Als Beispiele können dienen: die Goldspange von Hammersdorf, gotisch aus der Zeit um 400 n. Chr., eine bronzene Zierscheibe aus Drontheim aus dem 7. Jahrhundert, der Hidden-

109. Goldgefäß Nr. 1. Fundort: Messingwerk bei Eberswalde. 7,5 cm hoch, 9,5—9,7 cm weit, 57,40 g schwer. Berlin, Museum (wie 107 aus Kosinna a. a. O.).

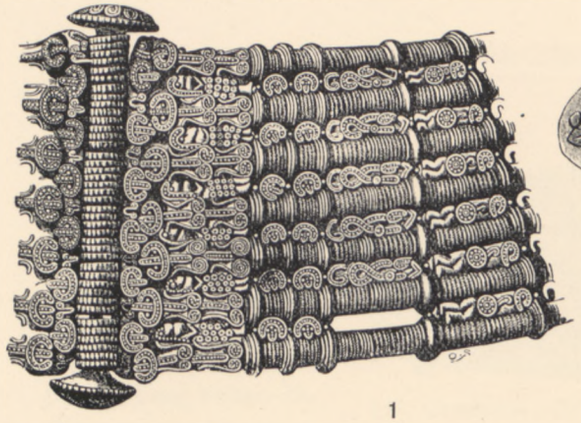
110. Spange von Dalum, Norwegen. Vergoldetes Silber. Stil II. (Rygh, Norske oldsager.)

111. Ornamente aus Vendel (Grab XII., aus Ulltuna (Uppland) und aus Gotland, Stil II.
(Åberg, Nordische Ornamentik in vorgeschichtlicher Zeit.)

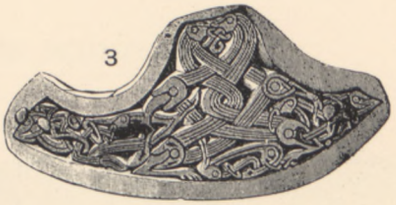
seer Goldfund aus der Wikingzeit. Zweitens beherrscht, wie die genannten Beispiele ebenfalls veranschaulichen, die Tierornamentik keineswegs das ganze Schaffen der Völkerwanderungs- und der Wikingzeit, sondern in diesen Epochen spielen geometrische Formen daneben eine Rolle so gut wie zur Bronzezeit. Es kann also von keinem vollständigen Bruch zwischen dem Kunsthandwerk um 1000 vor und dem um 500 n. Chr. die Rede sein, und die Zusammenfassung beider unter demselben Namen stößt also auf keine Schwierigkeit beim unmittelbaren Eindruck der Funde oder ihrer Phänomenologie.

Auch die Materialien der nordischen Wikingzeit — uns vertreten durch den Hiddenseer Goldfund — ordnen sich zwanglos denen der älteren Perioden zu; auch sie sind germanisch nicht bloß in dem Sinne, daß eine germanisch redende Bevölkerung sie geschaffen hat, sondern in dem weitergehenden, daß sie aus uralter germanischer Überlieferung erwachsen sind. Die skandinavische Kunstforschung (Salin, Åberg) drückt dies aus, indem sie von drei Stilen in den Formen und Zierlinien spricht: I ist der Stil der „Völkerwanderung", II der der älteren Funde von Vendel im schwedischen Uppland, III der der jüngeren Vendelfunde und der Wikingzeit. Unsere Abbildungen Taf. VII, Abb. 110—120 veranschaulichen die drei nebeneinander.

Das Gesagte ist nicht so gemeint, als wäre das germanische Kunstgewerbe durchaus selbwachsen und von fremden Einwirkungen unberührt geblieben, bis die christliche Kunst eindrang mit Blattornamenten und anderen von außen kommenden Neuerungen. Der Wandel von Stoffen und Formen selber setzt Einflüsse der Fremde voraus, und die Länderkunde und vergleichende Kunstgeschichte haben Befunde aufgedeckt, die ebenfalls zu dem Schluß nötigen, daß solche Einflüsse gespielt haben. Da weder Kupfer noch Zinn im alten Germanien sich fanden, so mußte die Bronze von fernher — etwa aus Ungarn — bezogen werden, und mit dem Material wird die Technik seiner Bearbeitung und werden Muster für Formung und



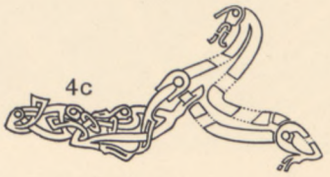
1



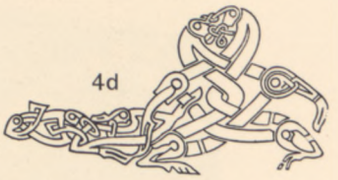
3

4a

4b



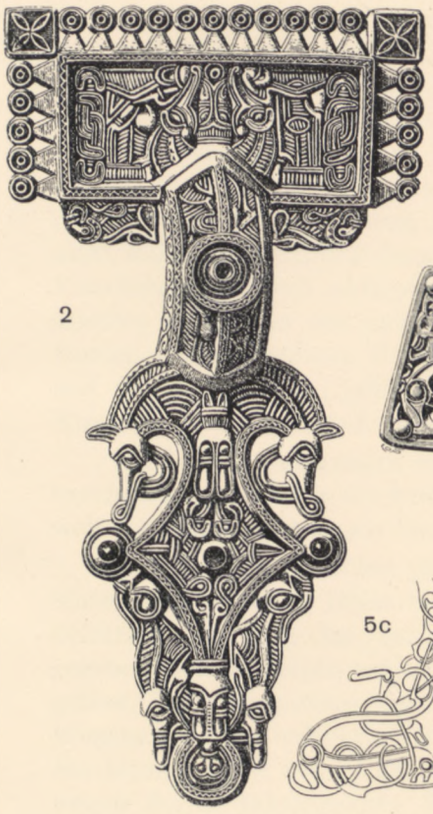
4c



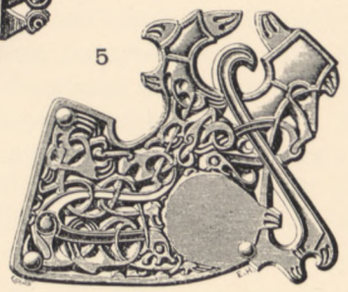
4d

4e

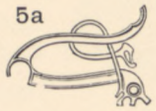
4f



2



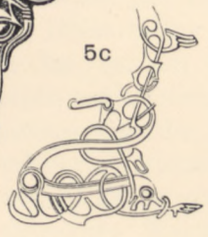
5



5a

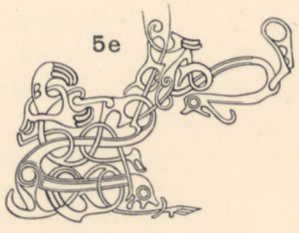
5b

6



5c

5d



5e

1. Goldhalskragen aus Wästergötland, Filigranarbeit der Völkerwanderungszeit
2. Silberfibel aus Seeland, tierornamental verziert, 6. Jahrhundert
3. Schmuckstück mit 6 verschlungenen Tierfiguren, älterer Wendelstil

4 a–e. Einzelheiten zu Fig. 3

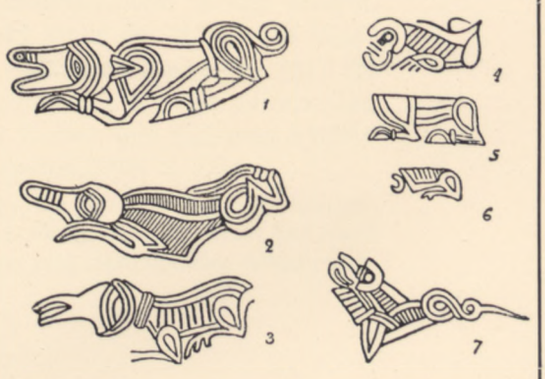
4f. Figuren vom Schmuckstück Fig. 3

5. Schmuckstück im jüngeren Wendelstil

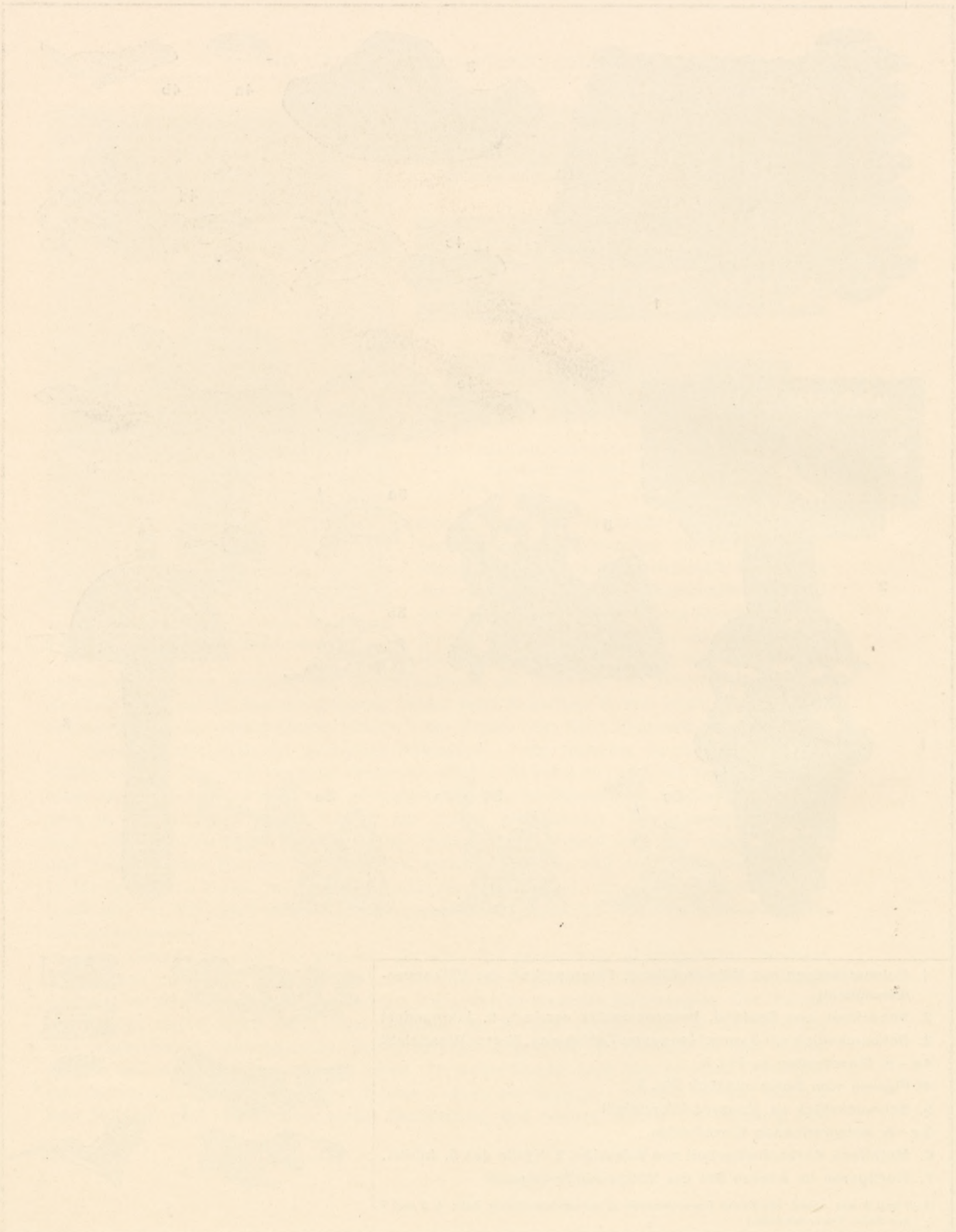
5 a–e. entsprechende Einzelheiten

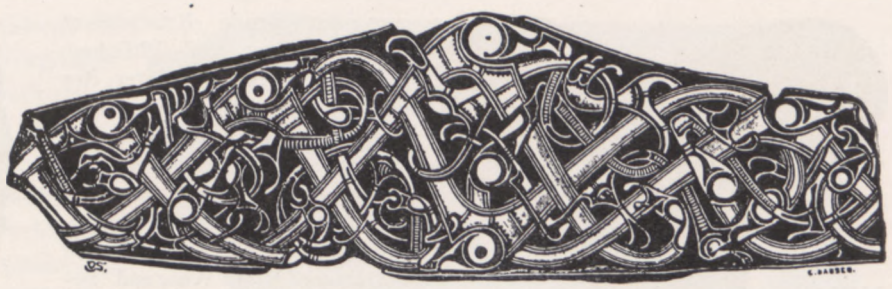
6. Metallene Kerbschnittarbeit aus Bohuslän, 2. Hälfte des 5. Jahrhs.
7. Tierfiguren im älteren Stil der Völkerwanderungszeit

(1–3 und 6 aus Åberg, Nordische Tierornamentik in vorgeschichtlicher Zeit; 4, 5 und 7 aus Salin, Tierornamentik.)



7





112. Ornament, Stil III, aus Gotland. (Haupt, Älteste Baukunst der Germanen.)

113. Ornament aus Uppland. (Salin, Altgermanische Tierornamentik.)

Ornamentierung eingewandert sein. Gibt es doch auch anderswo ähnliche Bronzekulturen wie die nordeuropäische, so im östlichen Mittelmeergebiet. Auch die Eisenbearbeitung haben die Germanen nicht erfunden, sondern wahrscheinlich durch Vermittlung der Kelten von jener sonst unbekannten, nichtindogermanischen Bevölkerung des Alpenvorlandes entlehnt, welche die Voraussetzungen für die keltischen Eisenkulturen von Hallstatt und La Tène geschaffen hat. Die Tierornamentik ist nichts speziell Germanisches, sondern findet sich auch anderswo, nach Strzygowski besonders in Asien; nach Åberg haben Germanen sie provinzialrömischen Vorbildern abgesehen, dann freilich reich und selbständig fortgebildet. Es ist jedenfalls nicht wahrscheinlich, daß Germanen diesen von ihrer älteren Kunstübung so weit abliegenden, ,,barbarischen" Stil geschaffen haben. In und nach der Wikingzeit zeigen sich im Norden die sogenannten Bandverschlingungen, die für irischen Mustern nachgebildet gelten, und das sogenannte ,,Jellingetier" (Abb. 118) hat Gegenstücke nicht nur im norwegischen Ringerike mit Umgegend, sondern sogar in China.

Wie fremde Anregungen und einheimisches Schöpfertum sich der Stärke nach zu einander verhielten und welches der beiden Faktoren Anteil ist an den vorliegenden Arbeiten, das wird wohl für immer Geheimnis bleiben. Es ist das Geheimnis der Nationalkunst überhaupt.

Was von den Metallen gilt, das gilt auch vom Holz. Infolge der Vergänglichkeit des Materials sind wenig Holzarbeiten erhalten, solche mit Kunstwert fast nur in und an dem Schiffe der Königin Asa, das der Grabhügel, der Oseberg, konserviert hat. Die S. 72—75 gegebenen Abbildungen zeigen drei, reichgeschnitzte Prachtstücke: den Bug, so wie die Ausgräber, Prof. Gustafsson und die Seinen, ihn in der Erde fanden, das Deichselende eines Wagens mit kühn stilisiertem Tierkopf und -rachen, Schlitten, Pfosten und Kielschnitzereien. Sie können einen Begriff geben von der hohen Entwicklung der Holzschneidekunst im Norwegen des 8. Jahrhunderts. Welches ihre Voraussetzungen waren, ist strittig. Die einen suchen diese in der gleichzeitigen karolingischen Kunst, die anderen mehr in der älteren, heimischen Holz- und Metallplastik. Auf letzterem Standpunkt steht der geistreiche Wolfgang Schultz in Görlitz, und auch der norwegische Historiker Alexander Bugge hat 1911 die Sachen aus dem Oseberg für Beispiele dafür erklärt, daß Norwegen auch Eigenes aufzuweisen habe in einer Zeit vieler Entlehnungen aus dem vorgeschrittenen Westen und daß man letztere also nicht überschätzen dürfe (Saga-Book of the Viking Club, London 1912, S. 1ff.).

Die Überschätzung der westeuropäischen Einflüsse auf die Wikinge, die in den Westlanden heerten, und durch diese auf ihre Heimat wurde Mode in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts und spielt gemäß dem Trägheitsgesetz auch heute noch eine Rolle. Ihr scharfsinniger und einflußreicher Bahnbrecher

114. Norwegisches Ornament. (Rygh, a. a. O.)

115. Ornament aus Ostergötland. (Åberg, a. a. O.)

war der große Kristianiaer Sprachforscher und Philologe Sophus Bugge, der Vater des ebengenannten Alexander. Aber auch letzterer selbst hat, unbeschadet seines zitierten Ausspruchs, zur Überspannung des Gesichtspunktes stark beigetragen, auf den väterlichen Pfaden weiterwandernd. Während Sophus Dichtung und Glauben der Nordleute ins Auge faßte, bestrebt, diese nach Möglichkeit von ihrer gemeingermanischen Grundlage loszulösen und keltisch-christlich zu verankern — hierüber mehr im achten Abschnitt —, widmete Alexander sich der dinglichen und gesellschaftlichen Kultur. (Sein Hauptwerk: Vesterlandenes indflydelse paa Nordboernes ydre kultur, levesæt og samfundsforhold i Vikingetiden, Christiania 1905.) Beider Arbeiten haben stark anregend gewirkt. Wie die Nilflut, die über die Ufer tritt und die Felder überschwemmt, dort fruchtbare Keime und düngenden Schlamm zurückläßt, so haben auch die ausschweifendsten Thesen der Entlehnungsdogmatiker schließlich ihr Gutes gehabt; in den ungünstigsten Fällen haben sie wenigstens Beispiele dafür geliefert, wie man die Probleme nicht lösen kann, und schon damit ist etwas nicht zu Unterschätzendes gewonnen, nämlich die Warnung *vestigia terrent*. Heute ist die Forschung im großen ganzen wieder in ihr Strombett zurückgekehrt: in die von der Natur der Sache ihr gewiesene Bahn. Wir erkennen heute klar, was Alexander Bugge schon 1911 geahnt zu haben scheint, daß westliche Einflüsse in und besonders nach der Wikingzeit zwar gespielt, aber bei weitem nicht so tief gegriffen haben, wie mancher früher geglaubt hat und daß sie allenfalls für gewisse Kunstformen, aber nicht für das Handwerk nachweisbar sind. Vieles, was man von Wikingen heimgebracht wähnte, ist entweder überhaupt nicht in erkennbarer Weise entlehnt, oder es stellt eine viel ältere, über ganz Germanien verbreitete Entlehnung dar.

Ein Beispiel für letzteres liefert — um bei den Holzarbeiten zu bleiben — der Begriff *Kiste* (altnordisch *kista*). Er ist nicht, wie behauptet wurde, spät von den Angelsachsen zu den Nordleuten gewandert, sondern früh — zu Beginn unserer Zeitrechnung — von den Römern (*cista*), die ihn ihrerseits den Griechen verdankten (*κίστη*), zu den Germanen und bei diesen von Süden nach Norden. Das Ding, das er bezeichnete, muß eine bestimmte, aber nicht mehr bestimmbare Art hölzerner Behälter gewesen sein, die gewisse Vorzüge hatte oder gewissen neuartigen Zwecken genügte. Daß dieses Lehngut nicht etwa der erste Holzbehälter war, den die Nordeuropäer kennen lernten, auch nicht ihr erster aus Brettern mittels Nägeln zusammengefügter, zeigen schon die bedeutungsverwandten *Kasten*, *Lade* und *Truhe*, bei denen nichts auf Entlehnung hinweist. Ein anderes Holzgerät, die *Bank*, ist umgekehrt aus Germanien ins Romanische übergegangen; nicht nur französisches *banc*, auch französisches *banque* und italienisches *banco*, *banca* sind germanischen Ursprungs; die germanischen Bänke scheinen also ihre Vorzüge gehabt zu haben, ähnlich wie die griechisch-römischen Kisten. Dagegen ist unser *Tisch* wiederum lateinischer Abkunft: sein Urbild ist lateinisch *discus* (griechisch *δισκος*) „Wurfscheibe", „Schüssel", die ersten Tische müssen also rund gewesen sein und werden dem

116. Zierat aus Götland. (Salin, a. a. O.)

ihre Entlehnung verdanken, da ihre germanischen Vorgänger (*Bord*, *Bort* genannt) quadratisch oder rechteckig waren, was wir noch heute als Normalform empfinden, so angenehm kreisförmige Tafeln für speisende Gesellschaften sind; die altgermanischen Tische waren aber klein, für eine oder zwei Personen bestimmt, und wurden demgemäß vor dem Mahle eigens aufgestellt und nach demselben wieder entfernt (vergleiche oben S. 99).

117. Metallarbeit aus Söderala (Helsinglad), Wikingzeit. (Salin, Fornvännen.)

Bodenständige Zimmer- und Tischlerarbeit stellten das Haus und seine Teile dar. Unser Wort *Zimmer* = Teilraum des Hauses bezeichnete ursprünglich das behauene Bauholz und was man daraus erbaute (vergleiche englisch *timber*), und es ist eng verwandt mit den lateinischen, griechischen, slawischen und indischen Wörtern für „Haus" (lat. *domus* usw.). Das „gezimmerte" Haus, das Blockhaus, ist also uralt, eingeschlossen sein schindelgedecktes Giebeldach und gedielter Fußboden im Inneren (altgermanisch *flatja*, altnordisch *flet*, mittelhochdeutsch *vletze*, siehe oben S. 99).

Während also Zimmerei und Tischlern und ebenso Schmieden, Weben, Färben, Malen, Töpfern, Schuhmachern uralte einheimische Handwerke sind, gilt dies nur teilweise von der Tätigkeit der Maurer. *Mauer* ist Lehnwort aus dem Lateinischen, desgleichen *Kalk*, *Ziegel*, *Keller* (für den das gemauerte Gewölbe wesentlich war, im Gegensatz zum germanischen Tunk, oben S. 101), und der Ziegelbau erscheint in den Quellen überall als etwas relativ Neues, aus dem Süden Eingeführtes. In Norddeutschland wurde er erst im 12. Jahrhundert üblich, in Dänemark und Skandinavien noch später. Der nordische Bauer weiß bis heute sehr wenig von ihm, denn seine Häuser und Kirchen sind nach wie vor aus Holz, mit oder ohne Grundmauern aus Naturstein; Stein und Holz lernten wir schon kennen als die Bestandteile der alten Befesti-

118. Stein mit Ringeríke-Ornamentik („Jellingetier") in der Guildhall, London. (Clapham, English romanesque architecture.)

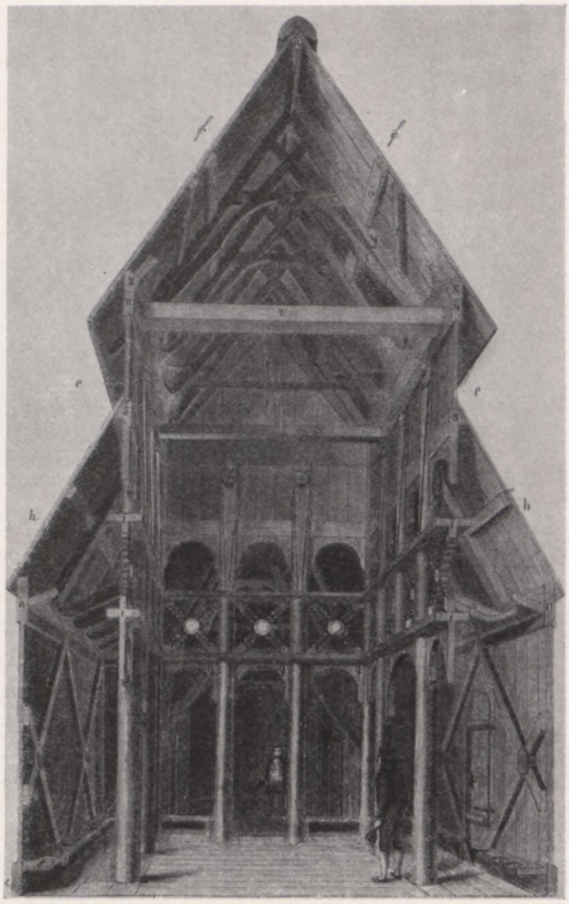
119. Bronzezierscheibe. Frauenschmuck aus Göppingen. Völkerwanderungszeit. Treppenornament und gebrochene Radspeichen. (Nach IPEK, 1929.)

120. Bronzescheibe aus Obereßlingen. Reiter mit eingelegter Lanze. Völkerwanderungszeit. (IPEK, 1929.)

gungen, und wenn wir von Ziegelsteinen reden, von Backsteinen oder von Steinbau oder Steinhäusern im Sinne von Ziegelbau und Ziegelhäusern, so ist dieser Sprachgebrauch ein Überlebsel aus der Zeit, als unsere Vorfahren aus wirklichem Stein, nicht künstlichem Steinersatz, bauten, so wie ,,Zimmer" ein Rest ist aus der Epoche der Holzhäuser und Holzwände. Auch der breitrandige, italienische Filz, den man bei unseren Maurern und Maurerpolieren nicht selten sieht, und die vielen italienischen Kellenträger, die heute wie vor anderthalb Jahrtausenden über die Alpen zu uns kommen, erinnern sehr deutlich an die Herkunft dieser ganzen Handwerkssphäre, die so stark umgestaltend auf Nordeuropa gewirkt hat. Übrigens überschätze man diese Umgestaltung nicht: es gab vor der Italianisierung des Bauens zwar keine Bogenhallen, und der Steinbau machte sich weit weniger geltend, aber die Grundmauern und Wälle aus Naturstein, die man hatte, waren nicht oder doch nicht alle, ,,zyklopisch", und die Holzwände waren zwar nicht mit Kalk bestrichen, wohl aber teilweise und stellenweise mit jener Glasur, die Tacitus erwähnt (oben S. 99). Der germanische Vorläufer des Kalkes als Bindemittel und als Wandbestrich hieß *Leim*. Die Engländer, die in ihrer Sprache und sonst mehr Altgermanisches bewahrt haben als wir, gebrauchen ihr *lime* nicht nur für ,,Klebemittel des Tischlers, Buchbinders und Vogelfängers", sondern auch für ,,Kalk", und mit altnordisch *lím* verhält es sich entsprechend. (Diese sprachliche Tatsache stützt die Erörterungen, die W. Teudt, Germanische Heiligtümer, 2. Aufl. S. 104 ff. über germanisches Bauen anstellt.)

121. Bronzezierscheibe der Völkerwanderungszeit aus Ingersheim mit primitiver Menschendarstellung. (IPEK, 1929.)

Jeder Arbeiter, der aus hartem Stoff einen Gebrauchsgegenstand herstellte, hieß allgermanisch ein *Schmied* und seine Tätigkeit *schmieden*. Man ,,schmiedete" also nicht bloß Pflugschare, Waffen, Truhenbeschläge, Halsschmuck und anderes Geschmeide, sondern auch z. B. Truhen, Schäfte, Schuhe, Häuser und Schiffe — so wie man heute noch Pläne schmiedet, wozu ebenfalls Aufmerksamkeit und Ausdauer vonnöten sind; Aufmerksamkeit und Ausdauer scheinen der Kern des Begriffes schmieden, die Tätigkeit der geschickten Hände unwesentliches Beiwerk; wer sich sorgt um die Welt, und nicht um Gott, der

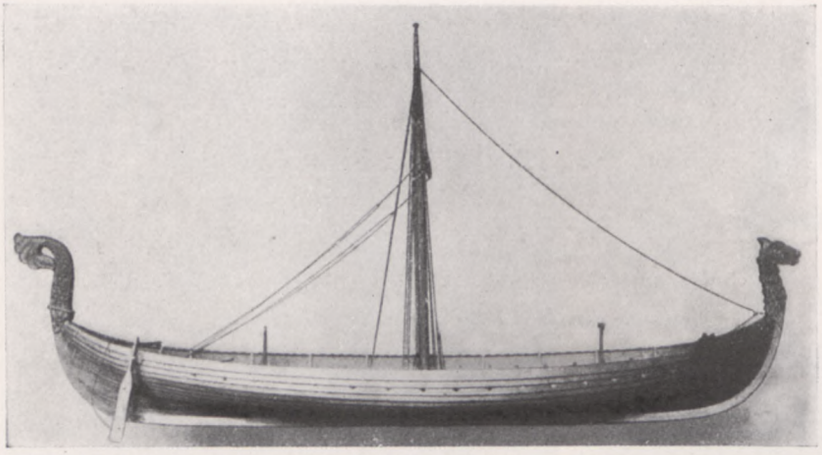


122. Kirche in Borgund nebst Aufriß.
(Fett, a. a. O.)

schmiedet sich den Tod, übersetzt Wulfila im zweiten Korintherbrief den zehnten Vers des siebenten Kapitels; wir können also auch sagen, ,,schmieden" sei so viel gewesen, wie ,,mühsam sein" noch vor hundert Jahren war, wo Fichte von den Deutschen behauptete, sie hätten redlichen Fleiß und Ernst in allen Dingen und seien mühsam (vgl. Verfasser, Germanen und Kelten, Heidelberg 1929, S. 131, 135).

Vermutlich das Mühsamste, was die alten Schmiede herstellen konnten, war ein Schiff, denn es mußte aus vielen, verschiedenartigen Teilen zusammengesetzt werden und dem wechselvollen Meere gewachsen sein. Mehrere altgermanische Schiffe sind uns gut genug erhalten, um einen Begriff von der alten Schiffsbaukunst zu geben, und da diese sich nach dem Urteil von Sachverständigen als sehr hochstehend erweist, ja bei den vorhandenen Mitteln als geradezu bewundernswert, so steht das altgermanische Handwerk günstig und glänzend genug da.

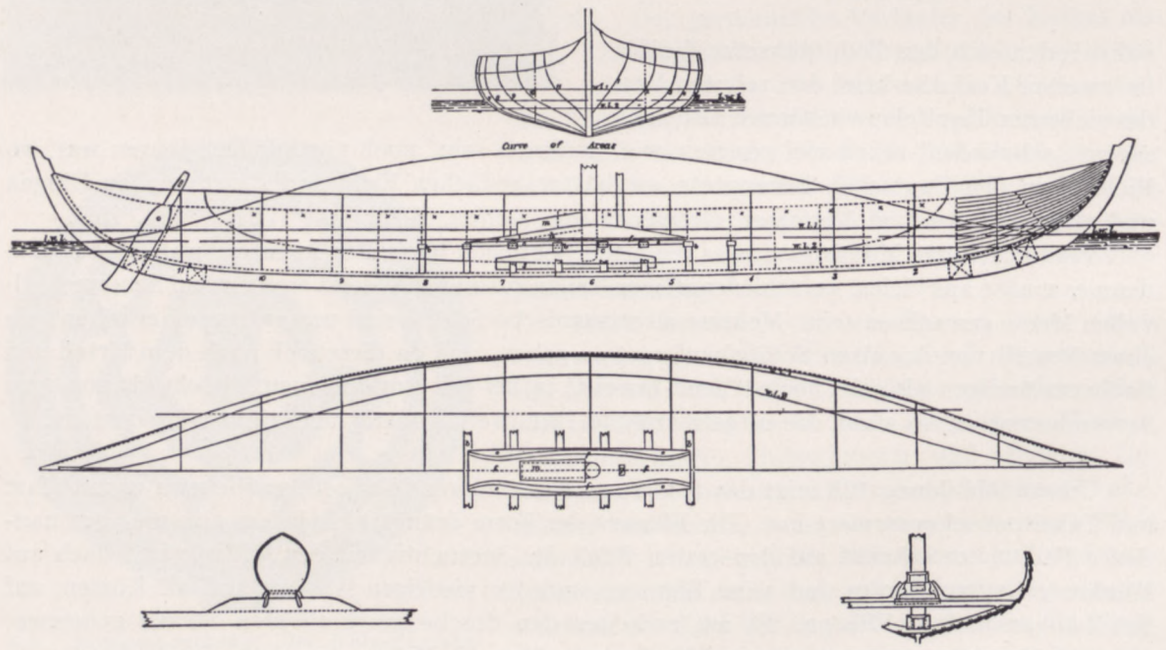
Unsere Abbildung 123 zeigt das Schiff von Gokstad am Oslofjord, so wie man es mit Mast und Takelung rekonstruiert hat. Die Eleganz der Form drängt sich jedem auf, und der nautische Fachmann erkennt auf den ersten Blick die Seetüchtigkeit des schlank und flach auf Klinker gebauten Bootes und seine Eignung auch für niedrigen Wasserstand an Küsten, auf Sandbänken und in Flüssen. Es ist, zwischen den drachengeschmückten Steven gemessen, etwa 24 Meter lang, der wagerechte Kiel wenig über 17 Meter; die obere Breite beträgt 5, die Tiefe nur 1,75 Meter. Es führte 32 Ruder, ein seitliches Steuerruder, Mast und viereckiges



123. Modell des Schiffes von Gokstad. (Holmes, Ancient and modern ships.)

Quersegel, das breite, senkrechte Farbenstreifen zeigte und wahrscheinlich von einem heiteren Wimpel am Masttop überflattert war.

Das Gokstader Schiff gehört dem 9. Jahrhundert an, also der frühen Wikingzeit. Gegen Ende der Wikingzeit, um 1000, als das Christentum im Norden einzudringen begann, veränderten sich unter westlichem Einfluß Form und Größe der nordischen Schiffe, die bis dahin Jahrhunderte lang wesentlich die gleichen geblieben waren wie die Fahrzeuge der Seegermanen zur Römerzeit und früher. Dies veranschaulicht das Boot von Nydam in Schleswig, das jetzt im Kieler Museum steht und auf unserem Bilde (Abb. 125) rekonstruiert und auf den Strand gezogen erscheint. Etwa aus dem 5. Jahrhundert stammend, ist es ebenfalls 24 Meter lang, bedeutend breiter als tief, vorn und hinten spitz und für 28 Ruder eingerichtet. Ungefähr ebenso beschreiben Caesar, Plinius und Tacitus die germanischen Schiffe ihrer Zeit und die nahverwandten keltischen der Veneter am Biskayischen Busen, nämlich mit flachem Boden, schlanken Linien, spitzem



124. Risse zum Gokstader Schiff. Die Bauart des Rumpfes einschließlich des Mastschuhes wird hier genau vorgeführt. (Holmes a. a. O.)

125. Das Nydamer Boot. (S. Müller, Nordische Altertumskunde.)

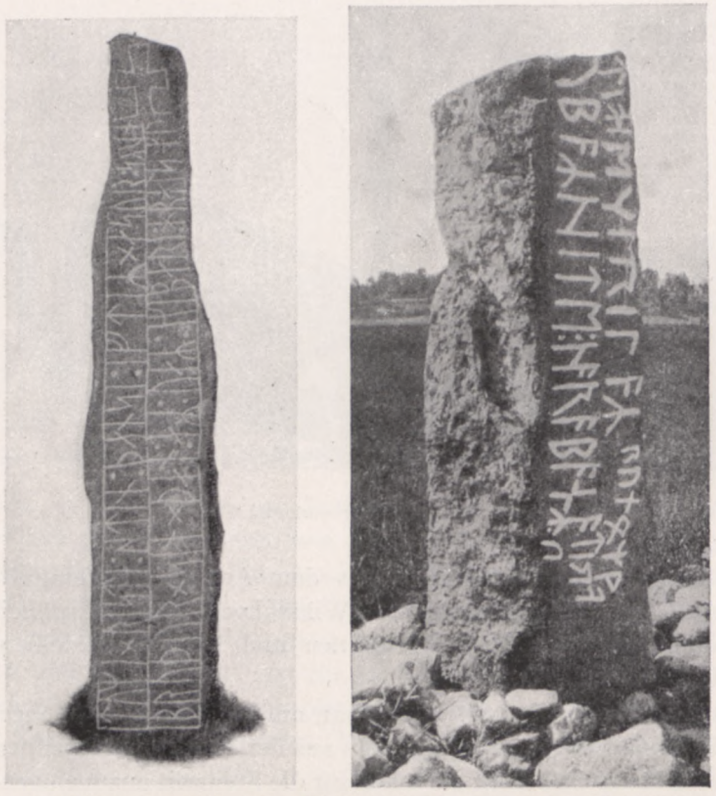
Heck und 30 bis 40 Mann Besatzung. Schon die Schiffe aus dem Anfang unserer Zeitrechnung waren für Hochsee- und Küstenfahrt eingerichtete Wikingboote (Verfasser, Beiträge zur Eddaforschung [Dortmund 1908], S. 192ff.; Germanen und Kelten [Heidelberg 1929], S. 27ff.).

Eine bisher nicht sicher gelöste Frage ist die, seit wann man außer Rudern auch Segel benutzt hat. Das Nydamer Boot ist ohne Mast, und die Quellen aus der Römerzeit berichten nirgends unzweideutig von Segeln. Andererseits setzen die schon für die Steinzeit anzunehmenden Fahrten quer über die nördliche Nordsee doch wohl die Segelkunst voraus, und die Sprachvergleichung bestätigt diesen Schluß dadurch, daß bei Germanen, Griechen und Römern dieselben Worte (altnordisch *fley* und *nór*) das Segelschiff bezeichnen.

Das Wort *Schiff* ist vielleicht verwandt mit *Schaff*, *schaffen* und *schöpfen*, uralten Handwerkerausdrücken, die wohl auch mit *schaben* letztlich zusammenhängen und möglicherweise einmal „aushöhlen", bzw. „das Ausgehöhlte" bezeichnet haben, obgleich die Verba in geschichtlicher Zeit nur „herstellen" oder „in Form bringen" bedeuten. Das Merkwürdige ist nun zweierlei: *Schaff* (altnordisch *skop*, altsächsisch *giskapu* usw.) bedeutet in den altgermanischen Sprachen auch „Schicksal", und *schaffen* und *schöpfen* heißt sowohl die Tätigkeit der Heidengötter, welche die Welt aufbauen aus den Leibesteilen des getöteten Urriesen, und die der schicksalwirkenden Nornen als auch noch diejenige des christlichen Weltschöpfers. Die Götter wurden mithin als übernatürliche, mächtige Handwerker gedacht, doch nicht — oder nicht nur — als solche, die mit ihren Händen zugreifen, sondern als Wesen, deren Wille oder Phantasie genügen, um etwas hinzustellen und den Dingen den Lauf vorzuschreiben. Sonst könnte das Schicksal nicht „geschaffen" werden und ebensowenig das Leben („diese Mädchen schaffen den Menschen das Leben", sagt Snorri von den Nornen). Darin liegt eine Erhöhung des Handwerkes ins Übermenschliche und Wunderbare, eine Selbsterhöhung des handwerkenden, kraftstolzen germanischen Bauern.

Wir können auch sagen: des germanischen Künstlers. Kunst und Handwerk waren noch nicht geschieden, weder in der Sprache noch in den Personen: der Handwerker war oft Künstler, der Künstler stets Handwerker, und der Mann hieß schlechthin „Schmied".

Lehrer-Bibliothek des Gymnasiums zu STOLP



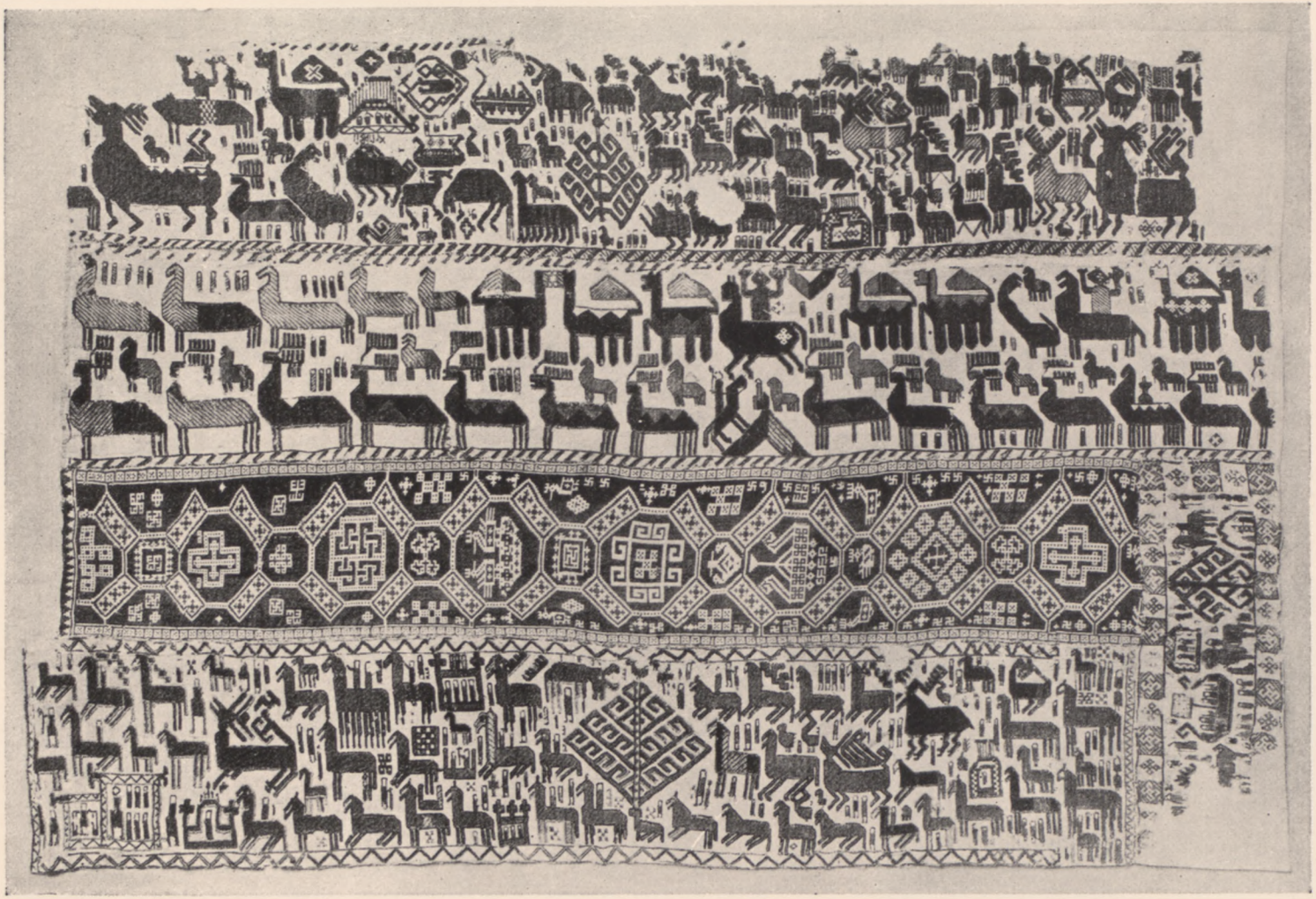
126. Runensteine von Tune und Järsberg (Schweden).
(v. Friesen, Runorna i Sverige, 3. Aufl., Uppsala 1928.)

Immerhin kann man unter den Schöpfungen der germanischen Schmiede solche unterscheiden, die mehr dem Gebrauch dienten, und solche, die mehr auf Schmuck berechnet waren, wenn diese Unterscheidung auch nicht alles ergreift. Die schön gezierten Gefäße der Bronzezeit und bereits die wohlgeformte, gefällig punktierte Töpferware und die schmucken Äxte der Steinzeit sind Gebrauchsgegenstände so gut wie das elegante, drachengeschmückte Gokstader Boot, und von den geschnitzten und braungelb bemalten Pfosten, Truhen, Schlitten des Osebergfundes gilt dasselbe; goldene und silberne Arm- und Halsringe dagegen, Brustgehänge, Zierlinien auf Runensteinen und Figuren aus Holz oder auf Stein geritzt sind Schmuckstücke, reinere Kunst nach unserem neueren Sprachgebrauch, wonach interesseloses Wohlgefallen als einziger oder Hauptzweck für die Kunst wesentlich ist.

Ganz reine Kunst in diesem Sinne hat das germanische Altertum anscheinend nur als Poesie gekannt, jedenfalls nicht als bildende Kunst. Fremd waren ihm unsere Denkmäler auf öffentlichen Plätzen (eine südliche Sitte, die in Nordeuropa zuerst als Renaissancephänomen auftrat: Karls des Großen Reiterstatue zu Aachen machte den Anfang (Sachwörterbuch der Deutschkunde [Leipzig und Berlin 1930] Bd. I, S. 224f.), unsere Plastikensäle und Bildergalerien, Kunstausstellungen und privaten Sammlungen; es besaß reichen ornamentalen Heimschmuck in Schnitzwerk, Geschmeide und Weberei, aber nichts, was unserem Bild an der Wand oder unseren Bronzen und Gipsen entsprochen hätte.

Doch ist mancher Runenstein einem öffentlichen Denkmal um so eher vergleichbar' als die Runen- wie die unberitzten Bautasteine gern an Wegen errichtet wurden, um Beachtung zu finden. Diese Steine wirken oft schon durch ihre hochstrebende oder wuchtige Form eindrucksvoll, vergleichbar einem Turm oder einem Gebäude (Abb. 126). Das ist sozusagen ihr erster ästhetischer Faktor. Der zweite ist die Anordnung der Runen auf der Fläche, mit oder ohne bandartige Einrahmung (Abb. 127 und 128). Der dritte sind die leeren Zierbänder, Rosetten, Schleifen, die sich auf jüngeren nordischen, besonders schwedischen Steinen finden, und die — nicht häufigen — geritzten Figuren (Abb. 129—31).

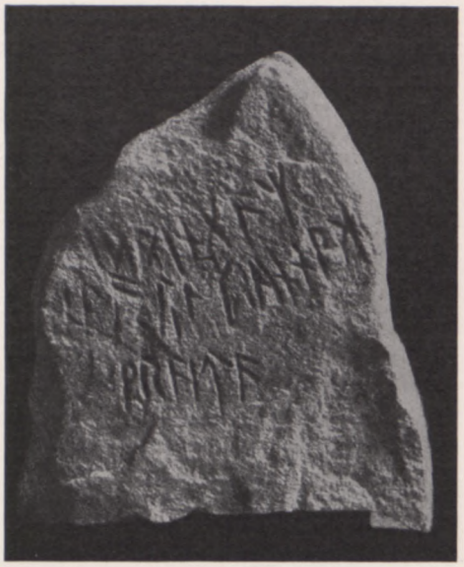
Runensteine gibt es auf der skandinavischen Halbinsel, in Dänemark und Schleswig, endlich hie und da in England und in den Wikingsiedlungen des Westens. Die ältesten sind



Schwedische Weberei in primitivem Figurenstil aus der Kirche von Overhogdal

(Nach Medeltida vävnader och Broderier i Sverige I.)

die skandinavischen, entsprechend dem Stein- und Felsenreichtum des Landes. Nach ihrem Muster sind die dänischen, angelsächsischen und wikingischen errichtet worden, und zwar erst in der Zeit der jüngeren, kürzeren Runenreihe, also in der Wikingzeit oder später. Es scheint also nicht, daß die Verbreitung der Runensteinsitte nach den dänischen Inseln und nach Jütland mit der Auswanderung der Dänen aus Skandinavien zusammenhängt, und es ist unklar, wie es zu dieser Verbreitung kam. Jedenfalls ist sie von Skandinaviens Berggegenden ausgegangen — die ältesten Steine sind norwegisch —, also in nordsüdlicher Richtung erfolgt, und Alter und Ursprung der Sitte sind unbekannt. Zwar setzt die heute noch herrschende Meinung der Gelehrten die ältesten Steine, bzw. den ältesten, bei Einang in Valdres in einem Gebirgspaß stehenden, ins 4. Jahrhundert unserer Zeitrechnung und denkt an Nachahmung südlicher Vorbilder — letzteres vielleicht mit Recht, da sowohl die Runen- wie die Bautasteine Denksteine für Tote sind und solche in den Mittelmeerländern schon sehr früh auftreten, als ägyptische Pyramide, als griechischer Grabstein und sonst. Aber die möglichen Zusammenhänge bleiben dunkel, und eine Datierung ergibt sich nicht. In früheren Jahrhunderten galten die Runensteine als gleichaltrig den Zehntafelgesetzen der Römer oder gar der Gesetzgebung Mose. Das war ins Blaue vermutet und ging wohl zu hoch in der Zeit hinauf. Aber streng widerlegbar ist es nicht, da das Datierungsmittel, dessen sich die herrschende Lehre bedient, seinem Wesen nach hypothetisch ist und neuerdings stark an Glaubwürdigkeit eingebüßt hat, nämlich die These, daß Runeninschriften nicht älter sein können als um 200 n. Chr., weil erst damals die Runenschrift aufgekommen sei, entlehnt — die meisten sagen: durch Balkangoten — aus einer lateinischen (Wimmer, Pedersen) oder griechischen, bzw. griechisch-lateinischen Quelle (Bugge, v. Friesen). Die allgemeinen Gegengründe gegen diese Entlehnungshypothesen sollen sogleich erörtert werden. Einstweilen stellen wir fest, daß die Steine sehr wohl älter sein können als der Anfang des dritten nachchristlichen Jahrhunderts, und belegen mit einem Beispiel, daß die Wahrscheinlichkeit stark für höheres Alter sprechen kann.



127. Stein von Reistad, Norwegen, um 600. Mit der Inschrift: iuþingaz · ik wakraz unnam wraita, d. h. Juthung. Ich, Wacker, verstehe mich auf Runenritzung. (Bugge, Norges indskrifter 1, 216 ff.)

128. Der große Västöletstein (Westergötland). Die Inschrift lautet: „Þura · karpi · kubl · þausi · aftiʀ | kiʀmut · uar · sin harþa · kuþan | · þagn · bruþur · frilifs. Thora setzte dieses Zeichen dem Germund, ihrem Mann, einem vortrefflichen Krieger, Friedlefs Bruder." (O. v. Friesen a. a. O.)

Unsere Bilder (Abb. 133, 134) zeigen den neuesten Runenfund, die Inschrift von Kårstad am norwegischen Nordfjord, 1927 von einem Lehrer aus der Gegend entdeckt, 1929 von dem Osloer Germanisten Magnus Olsen und dem Bergener Archäologen Haakon Schetelig herausgegeben in Bergens Museums Årbok. Der Hauptwert dieses Fundes liegt darin, daß er zusammen mit Runen ältesten Schrift- und Sprachtyps (und einem großen Hakenkreuz) eine Anzahl Schiffsbilder mit Doppelsteven und Hornschmuck aufweist. Ähnliche Schiffsbilder — von mehr langgestrecktem Umriß — sind bekannt aus den Felszeichnungen (Hällristningar) der Bronze- oder jüngeren Steinzeit, während aus späteren Perioden nichts dergleichen vorliegt. So versucht denn auch Magnus Olsen, die Kårstader Schiffe mittelst der Felszeichnungen zu erklären. Er findet, daß sie in ihrer paarweisen Anordnung übereinander rituelle Begattungen darstellen, wie solche zwischen Mann und Weib in den Felszeichnungen einige Male vorkommen, und da der schwedische Archäologe Oskar Almgren in seinem Buche über die Hällristningar (O. Almgren, Hällristningar och kultbruk, Stockholm 1926—27) deren Darstellungen als Fruchtbarkeitsriten gedeutet hat, wendet Olsen diese Interpretation auch auf die Schiffe von Kårstad an und meint daraufhin diesen einen magischen Sinn unterlegen zu können. Wenn auch diese — anscheinend von Freuds ominöser Symbollehre beeinflußten — Kombinationen nichts Überzeugendes haben, jedenfalls veranschaulichen sie, wie nahe es liegt, die Kårstader Inschrift mit den alten Felszeichnungen zu verbinden. Solange keine sicher jüngeren Gegenstücke zu den Kårstader Schiffen gefunden sind, muß man diese in die zeitliche Nähe der Felszeichnungen setzen, und da

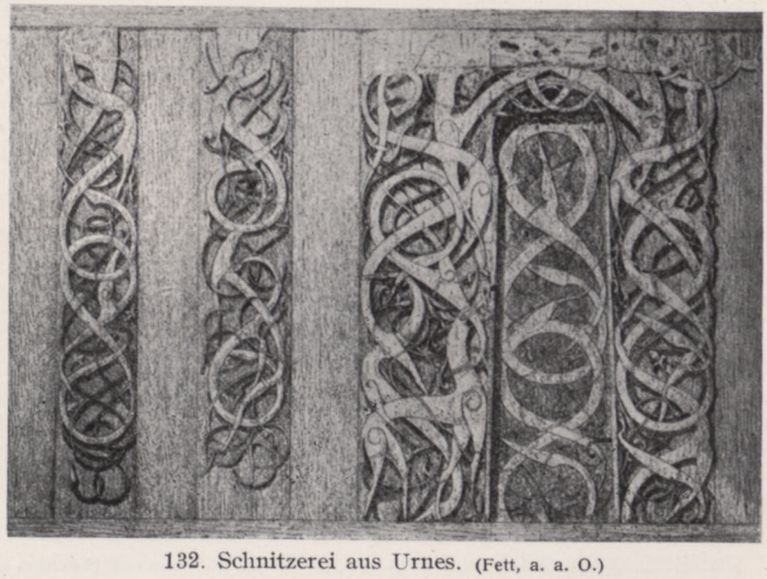
129. Badhustomt-Stein, Uppsala.
Die Inschrift lautet: Hulfastr · lit · risa · slin · at · ihulkaifr) · fapur · sin · uk porbiorn, d. h. Holmfast und Thorbiörn ließen ihrem Vater Igelger diesen Stein errichten. (v. Friesen.)

130 Sjusta-Stein bei Kloster Sko, Uppland.
Die Inschrift lautet: runa lit · kiara · merkiat · sbialbupa · uk · at · suain . uk · at · antuit · ukat · raknaʀ · suni · sin‹a› · uk · ekla · uk · sirip . at · sbialbupa · bonta · sin · anuaʀ · tempr · ihulmkarpi · iolafs · kiriki(u) d. h. (Sjosta:) Runa ließ das Denkmal errichten zur Erinnerung an ihre und Helgis (?) Söhne Spjallbode, Swen, Andwit und Ragnar, und Sigrid zur Erinnerung an ihren Mann Spjallbode. Er fand den Tod in Holmgard (Alt-Nowgorod) in der Olafskirche.

letztere um 1000 v. Chr. oder früher datiert werden, sie mindestens dem Anfang des letzten Jahrtausends vor Chr. zuweisen und nicht dem dritten Jahrhundert nach Chr. Auch die Sprachform, welche die Runen aufweisen (*ek aljamarki* ᛉ, 'ich aus der anderen Mark'), kann sehr wohl so alt sein. Ja, wenn am Nordfjord eine Mark der Germanen liegt, denken wir an eine recht frühe Zeit, wo nördlich vom Nordfjord höchstens zerstreute germanische Siedlungen sich befanden, ein Zustand, der nach unseren ältesten Schriftquellen etwa nördlich von Drontheim beginnt.

131. Stein von Möjebro, Uppland.
Die Inschrift beginnt unten rechts: frawaradaz ana haha is slaginaz (Frohrat ist zu Roß erschlagen).

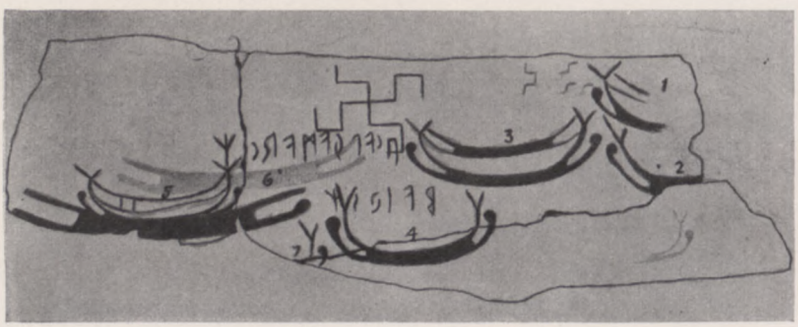
Ist dies richtig, und sind die Sprachformen älter — viel älter — als unsere Zeitrechnung, so müssen es auch die Runen sein: z. B. die Rune ᛉ = z (= weichem s), die das Wort *aljamarkiz* schließt. Hierfür spricht auch anderes, und nichts spricht entscheidend dagegen. Das Zeichen ᛉ, seine Umkehrung ᛦ — die als Nebenform der Rune ᛉ bekannt ist — und beider Verdoppelung in den Formen ᛦᛦ, ᛉᛉ oder ähnlich begegnen ziemlich häufig auf stein- und bronzezeitlichen Funden und außerdem in der ältesten ägyptischen (sog. prädynastischen) Schrift. Einer der merkwürdigsten Fälle dieser Art ist die Doppelrune ᛦᛦ in der Grotte der Externsteine bei Detmold (Abb. 136), deren Entdeckung und Veröffentlichung Wilhelm Teudt in Detmold verdankt wird (vgl. außer früheren Veröffentlichungen desselben besonders sein Buch Germanische Heiligtümer, 2. Aufl., 1931, S. 31ff.). Obgleich wir die Bedeutung dieser uralten Zeichen noch nicht sicher kennen, ist ihre Verwandtschaft mit der Rune ᛉ, ᛦ und ihren ihr gleichenden Nachkommen unter den neueren Haus- und Hofmarken (letztere sind bearbeitet in dem bahnbrechenden Werke von C. G. Homeyer, Die Haus- und Hofmarken, Berlin 1870, wo bereits von der „Tiefe der Wurzel" dieser gemeingerma-



132. Schnitzerei aus Urnes. (Fett, a. a. O.)

133. Ritzung von Kårstad, Norwegen, Gesamtansicht. (Olsen und Shetelig, Kårstadristningen.)

nischen, seit dem 13. Jahrhundert reich belegten Erscheinung die Rede ist), um so evidenter, als andere einleuchtende Gegenstücke dieser bisher nicht nachgewiesen sind, speziell nicht in den klassischen Alphabeten, die immer noch vielen als die Quelle der Runenschrift gelten. Denn Behauptungen wie, es sei das entlehnte lateinische Z (Wimmer), oder es sei das entlehnte griechische Ψ (v. Friesen), sind bloße Verlegenheitsbehelfe. Der lateinische Buchstabe berechtigt überhaupt nicht zu der Vermutung, daß er mit der Rune zusammenhänge. Der griechische ähnelt ihr in der Form, während sein Lautwert abweicht; so mag er mit ihr irgendwie verwandt sein; aber daß er ihr Vorbild wäre, ist unglaubhaft, schon weil die Formähnlichkeit lange nicht so weit geht wie bei der Externrune und ihresgleichen, welche das hohe Alter der Form ᛉ, ⅄, wie in Nordafrika, so in Germanien erweisen. (Abb. 137 bis 139).



134. Ritzung von Kårstad, Norwegen, Zeichnung. (Olsen und Shetelig a. a. O.)

135. Externrune.
(W. Teudt, Germanische Heiligtümer.)

Der gewöhnliche „ältere" Futhark ist dieser:

f u þ a r k g w

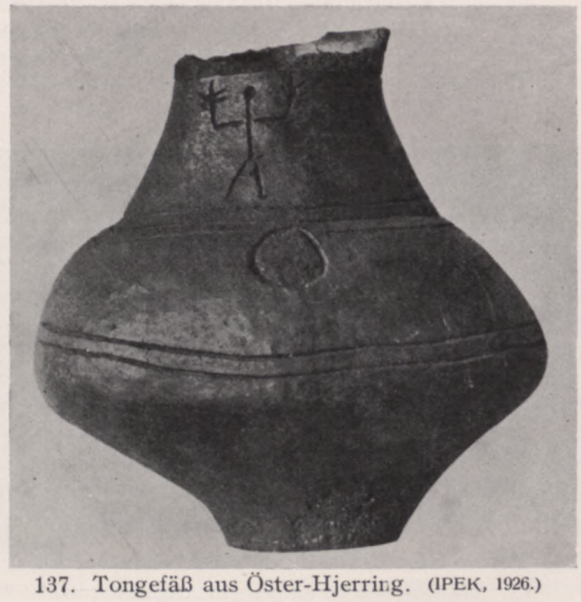
h n i j ï p ʀ s

f b e m l ng o d

136. Externdoppelrune.
(W. Teudt, Germanische Heiligtümer.²)

Die hier in Reih und Glied gestellten Zeichen sind entnommen einem 1774 bei Vadstena am Wettersee gefundenen Brakteaten aus Gold (Abb. 141). Dies ist der bekannteste der runischen Alphabetfunde. Die anderen sind der Stein von Kylfver auf Gotland (Abb. 143), die Spange von Charnay in Burgund, ein aus der Themse aufgefischtes Schwertchen, das sogenannte Themsemesser (Abb. 142), und der neueste, ein Futhark auf einem bei Breza — unweit Sarajewo — gefundenen Säulenstumpf.

Der erste und allgemeinste Eindruck, den dieses Runenalphabet auf den Beschauer macht, ist Eckigkeit; nur eine der 24 Runen, die zweite, weist eine leichtgekrümmte Linie auf, alle anderen nur gerade, und zwar — dies ist das andere — mit Vermeidung der Wagerechten: alles steht senkrecht oder schräg. Der senkrechte Strich, den die meisten Runen gleichsam als Rückgrat enthalten, hat ihnen allen den Namen gegeben: sie hießen „Stäbe" oder „Runenstäbe" (altnordisch *stafir*, *rúnstafir*); in Anlehnung hieran und im Gegensatz dazu haben die Mönche, die unsere Vorfahren das Schreiben auf Pergament lehrten, die dabei verwendeten lateinischen Zeichen „Bücherstäbe", „Buchstaben" (altnordisch *bókstafir*) genannt. (Dies wurde klargestellt durch Johannes Hoops in seinem Reallexikon 1, 349f. [die populär gewordene Grimmsche Auffassung ist somit veraltet].) Bücher und Pergament kannte die eigentliche Runenzeit ja noch nicht. Die Runen wurden in harten Stoff gemeißelt oder geschnitten („geritzt"), am häufigsten jedenfalls in das vergängliche Holz.



137. Tongefäß aus Öster-Hjerring. (IPEK, 1926.)

Hieraus hat man ihr Vermeiden der Rundungen und der horizontalen Richtung erklären wollen: Rundungen sind schwer in Holz zu ritzen, und der Schnitzer kann zwar senkrecht oder spitzwinklig zum Faden das Messer ansetzen, aber nicht parallel

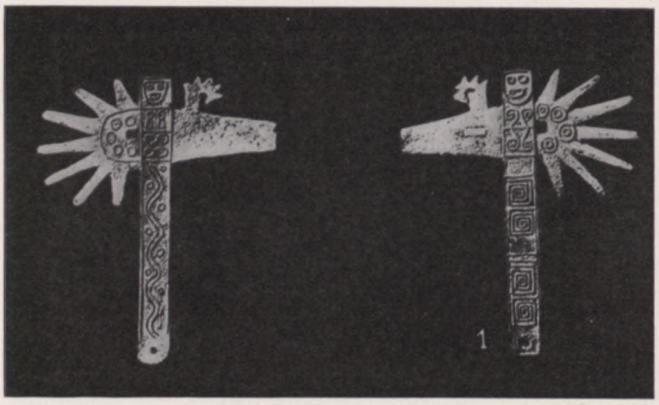
138. Inschriften der Megalithgräberzeit in Frankreich (jüngere Steinzeit). (Nach H. Wirth.)

mit ihm ohne die Gefahr des Splitterns. Man meinte dies so, daß die eckigen Runen auf runde, rechtwinklige Formen zurückgehen: auf die lateinischen Majuskeln.

139. Beil mit Mann-Rune

Betrachten wir das F, das R, das H, das T, das B und denken uns daneben die entsprechenden großen lateinischen Buchstaben. Dann ist die paarweise Verwandtschaft der Zeichen ebenso klar wie ihr folgerechter Stilunterschied. Da das lateinische Alphabet besser bekannt und weiter verbreitet ist als der Futhark, liegt es an sich wohl nahe, die nördlichen Formen mit ihrer Eckigkeit und Spitzigkeit aus den südlichen, gerundeten, rechtwinkligen, entstanden zu denken, und man versteht, daß daraufhin schon im Aufklärungsjahrhundert jemand behauptet hat, die Runen insgesamt — auch die, welche kein so evidentes oder nicht einmal ein glaubhaftes Gegenstück im Lateinischen haben — stammten ab von den römischen Majuskeln.

Der dänische Gelehrte Ludwig Wimmer hat diese These in ausführlicher Darstellung als richtig zu erweisen gesucht (1873 in Kopenhagener Vorlesungen, die den Grundstock bilden von Wimmers Buche Die Runenschrift, deutsch von Holthausen, Berlin 1887 [mit Bildern und Tafeln]). Er hat viel Anklang und an seinem Landsmann, dem Sprachforscher Holger Pedersen, einen findigen Nachfolger gefunden. Doch ist es keinem Anhänger dieser lateinischen These gelungen, sie wirklich überzeugend zu gestalten. Nur auf gewaltsamem Wege war es möglich, alle Runen auf römische Vorbilder zurückzuführen. Mochte man sich damit befreunden können, daß das runische ᚢ das umgedrehte lateinische U, ᚦ ein modifiziertes D, ᛞ aus zwei mit den Rücken aneinander gelehnten D gebildet sei: wie stand es z. B. mit ᚷ, ᚴ und ᛟ? Hatten diese Zeichen nicht weit ähnlichere Gegenstücke im Griechischen, als im Lateinischen erdenklich waren? Waren sie nicht Nebenformen oder Wiederholungen der griechischen *X*, *Λ*, *Ω*? Paßte nicht auch der Lautwert ausgezeichnet, da die Rune ᚷ keinen Verschlußlaut (wie lat. G), sondern einen Reibelaut ausdrückt (denselben wie im heutigen westfälischen *gān*)?



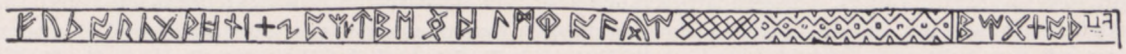
140. Prunk- oder Kultbeil mit Menschenantlitz und Sonnenstrahlenkranz. (Argentinien, Calchaquibronze.)

So kamen der Schwede Otto von Friesen und der Norweger Sophus Bugge etwa gleichzeitig auf den Gedanken, nicht das lateinische allein, sondern vor allem ein griechisches Alphabet liege dem Futhark zugrunde (O. v. Friesen, Om Runskriftens Härkomst, Uppsala 1904. — S. Bugge, Runeskriftens Oprindelse og ældste Historie, Christiania 1905—13). Für diese Auffassung läßt sich außer den letztangeführten drei Zeichenpaaren geltend machen, daß mehrere

141. Brakteat aus Vadstena, Ostergötland. Daneben die Umzeichnung nach Stephens. (Wirth, Aufgang der Menschheit.)

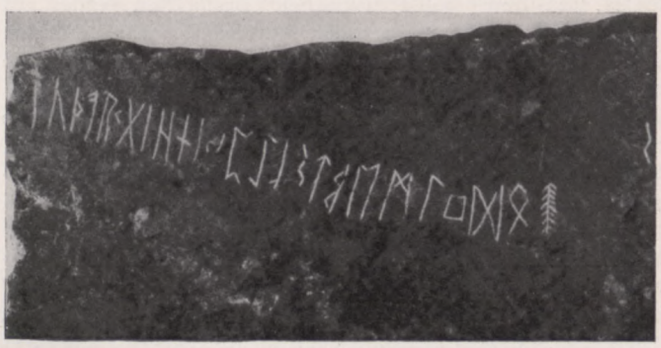
Runen ihrer griechischen Lautentsprechung ebenso nahe stehen wie ihrer lateinischen, so ᚠ, ᛁ, ᚺ, ᛏ, ᛒ. Aber z. B. ᚴ und ᚱ sind offenbar viel zwangloser mit römischen F und R zu verbinden als mit hellenischen *Φ* und *P*.

Doch geht auch so das Exempel selbst dann nicht restlos auf, wenn man, wie bei den letztangeführten Fällen, ziemlich entfernte Ähnlichkeiten als gleichwertig mit augenfälliger Gleichheit (einschließlich der



142. Die Runenreihe auf dem Themsemesser. (Wirth a. a. O.)

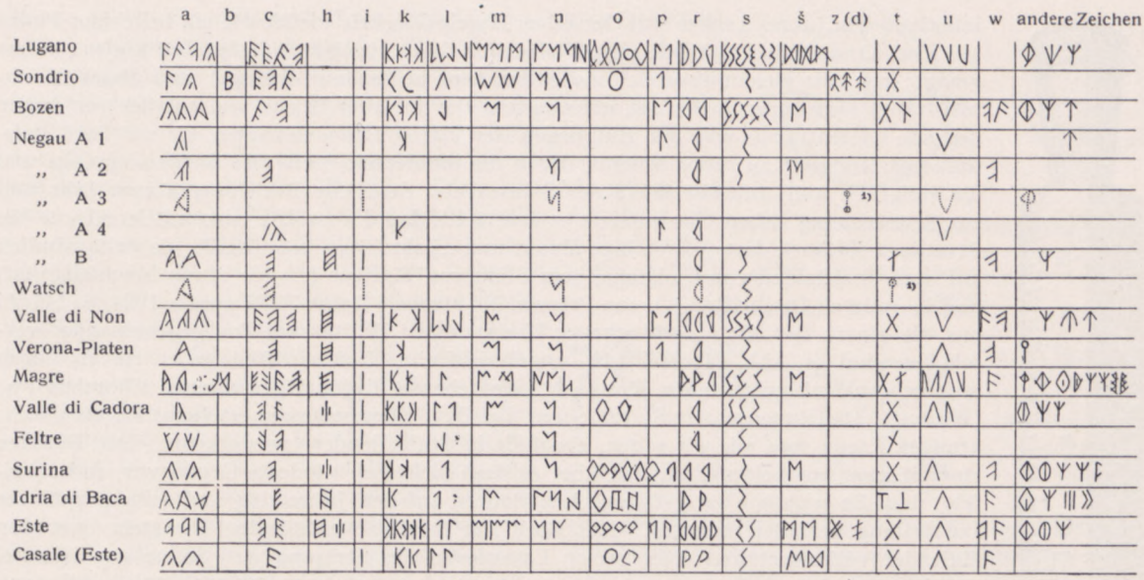
besprochenen Stilverschiedenheit) zuläßt. Denn es gibt Runen, die sich weder mit einem griechischen noch mit einem lateinischen Prototyp einleuchtend verbinden lassen; so besonders ᛉ, ᛣ; die Inschriften sind oft furchenwendig (bustrophedon) angelegt, was die südlichen Schriftsysteme nur in ihren weit zurückliegenden Anfängen kennen; die Namen und die Reihenfolge der Runen, sowie ihre Einteilung in drei Achtergruppen oder Geschlechter (*ætt*) bilden ein Hindernis für beide Entlehnungsthesen, das noch keiner ihrer Anhänger zu beseitigen auch nur versuchte. Bugge hat scharfsinnige Vermutungen geäußert über die Herkunft auch der Namen aus dem Süden. Wie wenig Wahrscheinlichkeit aber diesen Kombinationen innewohnte, geht schon daraus hervor, daß trotz ihrer Übereinstimmung mit den eingewurzelten Anschauungen über die „Wiege der Kultur" niemand sie gebilligt oder fortgebildet hat. Es zeigt sich ferner darin, daß neuerdings der Osloer Keltist Carl Marstrander eine neue Erklärung der Runennamen veröffentlichte, ohne sich mit seinem Vorgänger und Landsmann auseinanderzusetzen (C. Marstrander, Om Runene og Runenavnenes Oprindelse [Norsk Tidskrift for Sprogvidenskap I], Oslo 1928). Nach diesem



143. Die Runenreihe im Grabe von Kylfer. (Wirth a. a. O.)

Forscher handelt es sich um ursprüngliche Götternamen. Er meint z. B., der Name der i-Rune, *īs*, sei nicht das „Eis", sondern die Isis, jene ägyptische Göttin, von der bekanntlich Tacitus meldet, daß ein Teil der Sweven sie verehre; derjenige der h-Rune, altnord. *hagall*, angelsächsisch *hægl*, sei ein Wetterdämon; mit dem „Vieh", nach dem die f-Rune heißt (altnord. *fé*, angelsächs. *feoh*), sei der Fruchtbarkeitsgott Freyr gemeint, nach dem die erste Achtergruppe *Freys ætt* heißt, usw. Kurz, auch Marstranders Annahmen sind gewagt und willkürlich. Er hat es nicht glaubhaft machen können, daß mehr Runen als drei mythologisch benannt sind. Die a-Rune nämlich heißt Ase (*āss*), die t-Rune Tȳr, die ᚦ-Rune im Norden *þurs* (= althochdeutsch *duris*, Riese). Bei den Angelsachsen heißt letztere *þorn* (Dorn), und so tragen auch die anderen Runen Namen, welche sonst anschauliche Dinge aus dem Alltag bezeichnen: **u** heißt *ūr*, Auerochs, **n** *nauðr*, *nȳd*, Not oder Fessel, **r** *reid*, Wagen, **s** *sōl*, Sonne, b *bjarkan*, Birkenreis, **l** *logr*, Gewässer, **m** *madr*, Mann oder Mensch, so auch **h** Hagel und **f** Vieh. Man sieht: die Namen beginnen mit dem Laut der Rune, welche sie bezeichnen. Wir können sie uns also aus dem Wunsch entstanden denken, die Lautwerte der Runen deutlich in den Namen auszudrücken. Wählte man vielleicht einfach irgendwelche geläufigen Wörter, so wie die heutigen Fernsprechämter zur deutlicheren Bezeichnung der Buchstaben einen beliebig herausgegriffenen, praktischen Namenkanon aufgestellt haben? Es braucht nicht notwendig ein Geheimnis dahinter zu stecken, daß das ᚦ gerade *þurs* oder *þorn* heißt und das f *fé*, *feoh*! Steckt wirklich keins dahinter, so beweisen die Namen als Einzeltatsachen nichts gegen die Entlehnung; nur ihre von den südlichen Alphabeten stark abweichende Ordnung und Dreiteilung, welche zugleich Folge und Gruppierung der Runen selber sind. Da aber diese unerklärten Phänomene möglicherweise mit einem verborgenen, nicht rein alphabetmäßigen Sinn der Namen zusammenhängen und von dorther Licht empfangen können, werden wir uns hüten, die Namenfrage mit Obigem für erledigt zu halten; wir müssen jeden neuen Versuch, die Namen zusammen mit der Reihenfolge und der Dreiteilung zu erklären, aufmerksam prüfen.

Daß ein solcher Versuch Aussichten bietet, scheinen auch die norwegischen Gelehrten sich gesagt zu haben. Schon Bugge hat es vorgeschwebt, daß Namen und Reihenfolge der Runen ebenso einer Ableitung bedürfen wie letztere selbst und mit diesen zusammen, und er hat dabei die Kelten in Betracht gezogen, zunächst die Galater in Kleinasien, welche den Goten *bercna* (*bjarkan*) als Namen der b-Rune vermittelt hätten auf Grund des griechischen Beta, das im Keltischen „Birke" bedeutet, dann aber auch die Iren, deren Alphabet Bethluisnion durch Reihenfolge und Namen den Runen nahekommt (Bugge, Runeskriftens Oprindelse S. 127ff., 151ff.). Bugges Arbeit blieb aber unvollendet, und ihre Uneinheitlichkeit und Unfertigkeit liegt auf der Hand. So nahm Marstrander den Grundgedanken von neuem auf, und er machte Ernst mit dem keltischen Vorbild, indem er die Goten als Entlehner fallen ließ, statt ihrer an die Markomannen dachte und zu zeigen suchte, daß diese den ganzen Komplex der benannten und geordneten Runen keltischen Lehrmeistern verdankten. Hierbei stützte er sich auf ausgezeichnete Beobachtungen, die er selbst an den sog. nordetruskischen Alphabeten Oberitaliens und der Alpen gemacht hatte, speziell an deren Spielformen, die nach den Orten Sondrio und Lugano benannt sind und auffallend runenähnliche, spitzig-eckige Zeichen aufweisen. So überrascht uns Sondrio durch Formen wie ᛏ ᛏ für den stimmhaften s-Laut und mit Lugano zusammen durch geradezu wie die Runen aussehende ᚨ = a, ᛋ = s, Lugano durch ᚲ = k. (Abb. 144). Das sind Gleichungen, die alle früher beigebrachten runisch-lateinischen und runisch-griechischen in den Schatten stellen und außerdem auch ein Zeichen betreffen, dessen Gegenstücke bei Römern und Griechen überhaupt fehlen, und diese „nordetruskischen" Inschriften werden auf Kelten zurückgeführt. Die Reihenfolge und die Namen der Runen verglich Marstrander mit Befunden beim altirischen Ogamalphabet und gab zu verstehen, daß auch sie keltischer Herkunft sein müßten. Die altirischen Buchstaben heißen meist nach Pflanzen und Bäumen, aber auch nach Heiligen. Letztere können für heidnische Götter eingetreten sein, und die Pflanzen hält Marstrander für göttlich verehrte, so gut wie das germanische *bjarkan*. Dergestalt schimmert bei ihm ein urkeltisches, mythisches Zeichensystem durch, das zauberische Bedeutung hatte, ungefähr aussah wie die Typen von Sondrio und Lugano, durch Markomannen entlehnt wurde und im geheimnisvoll geordneten, mythisch benannten und zauberisch verwendeten Futhark nachlebt — ein ziemlich nebelhaftes Gebilde, das durch die Fragwürdigkeit von Marstranders Deutungen der Runennamen nicht glaubhafter wird. Gleichwohl hat der scharfblickende Norweger das Runenproblem bedeutsam gefördert, und zwar erstens durch den Nachweis der frappierenden „nord-etruskischen" Gegenstücke und zweitens durch den energischen Vergleich der germanischen Befunde mit den altirischen unter dem Gesichtspunkt, daß letztere altkeltisch sind. Beides zusammen ergibt die eckigen Runen mit ihrer besonderen Ordnung und ihren Namen als keltisch-germanischen Kulturbesitz und damit als uralte,



144. Nordetruskische Alphabete. (Norsk Tidskrift for Sprogvidenskap. I, 1928.)

nordeuropäische Errungenschaft, ein Ergebnis, das mit unseren an die Ritzung von Kårstad geknüpften Gedanken aufs beste übereinstimmt. (Vgl. auch Verf., Germanen u. Kelten [1929], S. 9 ff., W. Krause, Die Kenning bei Kelten und Germanen, Königsberg 1930, Schrader, Sprachvergleichung u. Urgeschichte 2, 225, und Verf. in der Sammelschrift 'Erstes nordisches Thing', Bremen, Angelsachsenverlag 1933, S. 60ff.)

Diese Gedanken lassen sich nun noch wesentlich weiterführen dank den epigraphischen Sammlungen Herman Wirths in Marburg. Wirth hat einen Versuch zur Lösung des Runenproblems unternommen, der neben den bisher ans Licht getretenen volle Beachtung verdient. Während seine Vorgänger und sein Zeitgenosse Marstrander sich begnügten, bei einem nichtgermanischen Volke ein Vorbild für den Futhark und was zu diesem gehört, zu suchen, also im besten Falle das Problem eine Stufe zurückzuschieben, fragt Wirth nicht bloß nach der Herkunft, sondern zugleich nach dem Sinn und nach der Entstehung. Freilich ist auch bei Marstrander von mythischem Sinn und von zauberischer Verwendung die Rede. Aber des Norwegers Mythen und Zauber bleiben vage und ungreifbar; sie scheinen nur da zu sein, weil das Magische Mode ist. Wirth behauptet einen klaren Ursinn für jede einzelne Rune, für die Runennamen und für den Futhark als Ganzes. Dieser ist nach seiner Ansicht ein Jahreskalender; die Runen verteilen sich auf die Monate, und daraus erklären sich ihre ursprünglichen Namen, ihre Einteilung in drei Himmelsgegenden (*ætt* bedeutet „Himmelsgegend" ebenso wie „Geschlecht") und ihre Reihenfolge gemäß einem alten Jahres- und Lebensmythus, den Wirth aus uralten Felszeichnungen der Alten und der Neuen Welt, aus altnordischen Einzelheiten, aus Runenkalendern, aus Volksüberlieferungen Amerikas, Europas und Afrikas und aus anderen Quellen herausliest als den vom atlantischen Norden ausgegangenen „Urglauben der Menschheit". Seine ganze umwälzende Lehre darzulegen, fehlt hier der Raum (H. Wirth, Der Aufgang der Menschheit. Untersuchungen zur Geschichte der Religion, Symbolik und Schrift der atlantisch-nordischen Rasse, Jena 1928; S. Kadner, Urheimat und Weg des Kulturmenschen, Jena 1931. Wirths neuestes Werk, Die heilige Urschrift der Menschheit, Leipzig 1931, und sein Tafelmaterial konnte hier noch nicht benutzt werden). Wir müssen uns auf eine Auswahl des Runologischen beschränken, die in neuer Beleuchtung und mit Kritik vorgeführt werde.

In den soeben erwähnten Runen-, Stab- oder Bauernkalendern, die in ziemlicher Anzahl aus den christlichen Jahrhunderten Germaniens erhalten sind und wichtigere Tage durch symbolische Figuren auszeichnen (vgl. E. Schnippel, Die englischen Kalenderstäbe, Leipzig 1926 [mit Literaturangaben und Tafeln]), begegnet als Symbol von Jahresanfang und Jahresmitte der öfters senkrecht halbierte Kreis, und man ist längst darüber einig, daß dieser ein „Jahresring" sei (althochdeutsch *jârhring, jâres umbihring*); gelegentlich erscheint statt des Kreises ein sogen. griechisches Kreuz (siehe z. B. bei Schnippel S. 40). Das Jahr als Ring oder Kreis darzustellen, liegt aus zwei Gründen nahe: das Jahresende und jeder Zeitpunkt

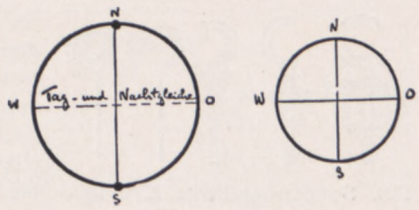
145. Runenkalenderstab aus England. (Schnippel, Die englischen Kalenderstäbe.)

innerhalb des Jahres kehren mit derselben Regelmäßigkeit wieder wie ein beliebiger Punkt auf dem Kranze eines sich mit gleichbleibender Geschwindigkeit drehenden Rades (anders gesagt: das Jahr gleicht einer sich in den Schwanz beißenden Schlange), und dieses Gleichnis drängt sich um so mehr auf, als zweitens der in jeder Ebene und auf See vor Augen liegende Gesichtskreis und der Halbbogen der klaren Himmelskuppel, die auf dem kreisförmigen Horizont zu ruhen scheint, durch die wandernde Stelle des Sonnenaufgangs und die steigende und sinkende Höhe der Sonnenbahn deutliche Beziehungen zum Jahr und zur Zeitrechnung haben. So wundert es uns nicht, daß die zwölfte, also mittlere Rune des 24teiligen Futhark dem Jahresringe ähnelt und „Jahr" (ags. *ʒeār*) heißt; sie sieht nämlich auf dem Brakteaten von Vadstena, dem Stein von Kylfver (wo sie etwas beschädigt ist) und in anderen Inschriften (O. von Friesen, Rö-stenen i Bohuslän, Uppsala 1924, S. 117ff.) aus wie ein in der Mitte zerbrochener Kreis, dessen Hälften vertikal gegeneinander verschoben sind (s. Abb. 141 und 143), angelsächsische Handschriften geben sie als durch senkrechten Stab gespaltenen Kreis (Φ) oder ebenso diagonal gespaltenen Rhombus (Φ) (Wimmer, Die Runenschrift S. 121); und auf dem Themsemesser erscheint sie als gleicharmiges Kreuz, was, wie wir sahen, ebenfalls in Stabkalendern wiederkehrt. Der Futhark stammt zwar aus heidnischer Zeit, aber es liegt nicht der mindeste Grund vor, zu bezweifeln, daß die ungetauften germanischen Bauern auf den Jahresring und seine graphische Darstellung verfallen konnten. Hat doch der heidnische Isländer Thorstein Surt den Kalender verbessert und einer seiner Landsleute die Steigung der Sonne am Himmel richtiger gemessen als Aristarch (Deutschnordisches Jahrbuch 1929, S. 110), und wenn die Germanen des Tacitus die Tage ihrer Versammlungen nach Mondphasen bestimmen (Tacitus, Germania Kap. 11, vgl. Kap. 26 am Ende), so besagt dies natürlich nicht, daß sie immer nach Monaten rechneten und das Sonnenjahr von 360 oder mehr Tagen mit Jul und Mittsommer noch nicht kannten. Wohl zu allen Zeiten sind unter den Bauern und anderen Freiluftmenschen gute Beobachter, wie des Wetters, so der Gestirne und der Jahreszeiten gewesen, und der Wert des Kalenders für die Landwirtschaft liegt derart auf der Hand, daß nicht nur den heidnischen Germanen, sondern bereits den Urindogermanen Zeitteilung und Jahresrechnung zugetraut werden müssen, zumal es an indogermanischen Ausdrücken für „Jahr" nicht fehlt (Schrader, Sprachvergleichung und Urgeschichte 2, 226f.; dieser Autor leugnet ohne Grund das astronomische Jahr für die Urzeit, da er dieser irrtümlich den Ackerbau abspricht, s. S. 222, 231ff.) und die Zwölfnächte zur Wintersonnenwende Germanen und Indern gemeinsam sind (vgl. Schrader a. a. O. 231f.), also aus der Urzeit stammen. Wirth geht nun noch weiter: er setzt Sonnenjahr und Jahreskreis für ein vorindogermanisches Zeitalter der „Nordatlantiker" um 10000 v. Chr. voraus, da der Jahreskreis, zum Teil mit Halb- und Vierteljahrspunkten, auch in Nordamerika schon altbezeugt ist und die versunkene Atlantis die sekundäre Heimat des kalenderschaffenden Volkes gewesen sei, das, zu Schiffe südwärts auswandernd, jegliche Zeitrechnung, Schriftkunde und höhere Religion auf unserer Erde begründet habe. Und im Zusammenhange dieser mit weitgreifender Gelehrsamkeit ausgeführten und ebenso sinnreichen wie kühnen Hypothese nimmt er an, die Atlantiker hätten das Jahresrund anfangs einer arktischen Breite gemäß durch die Nordsüd- und die Westostlinie gevierteilt, wodurch das gleicharmige Kreuz als Jahressymbol ebenso entstand wie der gespaltene Jahreskreis, später aber, nachdem sie in südlichere Sitze gelangt, durch ein neues Kreuz, dessen rechtwinklige Arme von Nordwest nach Südost und von Nordost nach Südwest liefen, so daß die Verbindung von Nordwest und Nordost die Sommersonnwendlinie, die von Südwest und Südost die Wintersonnwendlinie ergab.

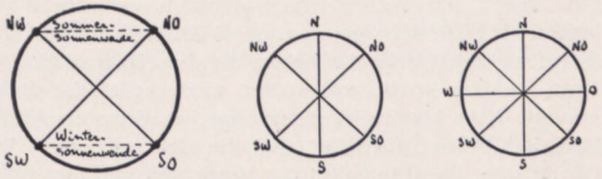
Die zweite Annahme verhilft unserem kühnen Neuerer zu einer Ableitung nicht nur der selteneren Formen der j-Rune (angelsächsisch ✳ X, nordisch ✳ X), sondern auch anderer Runen, zunächst zweier, welche „Mann" und „Tȳr" heißen.

Die Kreise ergeben mit ihren unteren Hälften (ohne den Gleicher rechts) die Tyr-, mit den oberen (ebenfalls ohne den Gleicher rechts, doch mit Zuhilfenahme der unteren Hälfte der Senkrechten) die Mannrune. Dies ist nach Wirth hochbedeutsam, denn Gott (Gottessohn), Jahr und Mensch (altgermanisch Mann bedeutet „Mensch") standen für den von ihm epigraphisch-folkloristisch rekonstruierten Urglauben in engen gegenseitigen Beziehungen: der Gott war der Gott des Jahres und des Lebens, der am Jahresende

starb und in den Mutterschoß der Erde einging, um am Jahresanfang aufzuerstehen und mit der Sonne zu steigen, der Mensch aber verglich sein Leben mit diesem göttlich geheiligten Jahr, da sein Abscheiden es ebenso beendete wie der Gottestod das Jahr und mit der Geburt seines Sohnes ein neues Leben begann wie mit dem Wiederaufstieg des Gottes ein neues Jahr, und so waren Gott und Mensch gewissermaßen identisch. Diese Identität drückt sich darin aus, daß das Zeichen des Niedersteigenden, die Figur mit gesenkten Armen, in der Bedeutung ,,Gott", das des Aufsteigenden, die Figur mit erhobenen Armen, in der Bedeutung ,,Mensch" fest geworden sind. Aus dem überraschend reichen Figuren- und Zeichenschatz, der diese These stützt und zu dem auch nordische Felszeichnungen gehören, sind hervorzuheben ein jungsteinzeitliches Triptychon aus Spanien, aus der ,,Figurenhöhle" (Cueva de las Figuras, Abb. 148): und das in nordischen Bauernkalendern und deutschen Hausmarken vorkommende Zeichen *twimadr* (Doppelmensch), das schwedische Gelehrte des 17. Jahrhunderts so nennen und das wie eine Verbindung von ,,Gott" und ,,Mensch" aussieht: ᛉ Dieser Gedankengang Wirths enthält, so wie er sich gibt, Willkürliches neben Bestechendem (willkürliche Deutungen neben an sich einleuchtenden Kombinationen). Das gilt auch von anderen seiner Gedankengänge. Man kann daher den Eindruck haben, er sei mehr Seher und Prophet als Forscher, und Annahme und Ablehnung seiner Lehre sei Sache des Glaubens, nicht der Kritik. Jedenfalls ist die wissenschaftliche Stellungnahme zu seinem System außerordentlich erschwert. Daß es Hand und Fuß hat und auch dem Nüchternsten zu denken gibt, steht gleichwohl fest und dürfte außer schon Gesagtem aus dem Folgenden hervorgehen, mit dem wir uns zur Jahrrune zurückwenden. Die Schiffe der skandinavischen Felszeichnungen tragen mehrfach Figuren, die dieser Rune stark ähneln, nämlich halbierte Kreise auf Stangen, meist einander zugewandt und so ein Ganzes bildend, zuweilen aber auch eine Hälfte allein, die dann an einen Krummstab erinnert (Abb. 152.) Die Krummstäbe und die Stäbe mit stärker gekrümmtem Kopf kehren in nordischen Bauernkalendern wieder als Nebenformen des Jahresringes zu Neujahr oder zu Mittsommer. Das zweigeteilte Rund aber steht auch in einer nubischen Felsritzung aus vordynastischer Zeit auf einem Schiffe. Halbierte Kreise neben einem Schiffe wie hier oder über oder unter ihm erscheinen auch auf den nordischen Felsbildern von Ekenberg, Leonardsberg und Himmelstadlund in Schweden und von Östre Tessem im norwegischen Finnmarken. An Zufälligkeit dieser Übereinstimmungen zu glauben, fällt schwer. Geben wir aber Zusammenhänge zu, so haben Kreis, Spaltkreis und Krummstab

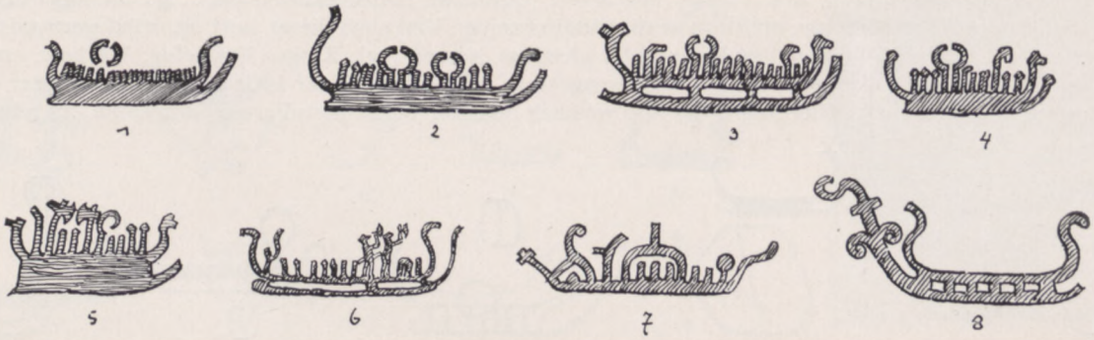


146. Arktisch-atlantische Jahresteilung. SN = Winter- und Sommersonnenwende entspricht dem Himmelsrichtungskreuz (Welteinteilung).

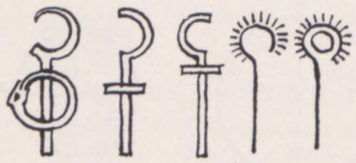


147. Jahresteilung s. 60^0 n. Br. Verbindung der Sonnenwendepunkte. Auf- und Untergang in Verbindung mit der Weltachse S-N. sowie Jahres- und Tageseinteilung (Zusammenfassung).

148. Triptychon des Jahreslaufes des Gottessohnes.



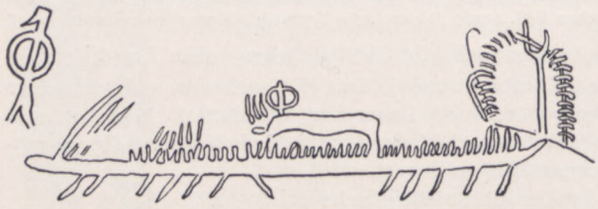
149. Wintersonnenwendliche Totengeleitschiffe mit gespaltenem Jahr, beiden Krummstäben mit Äxten (5—7), das Kreuz (7, 8). Jüngere Stein- und Bronzezeit.



150. Sonnenwendliche Krummstäbe.

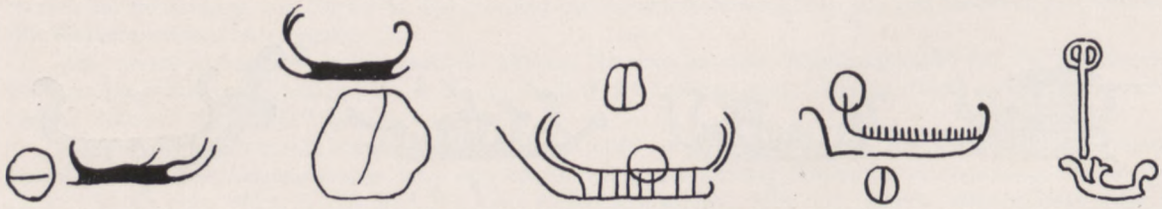
als Symbole des Jahres (oder Halbjahres, altnordisch *misseri*) in Skandinavien Jahrtausende überlebt und sich in grauer Vorzeit aus dem Nordatlantik bis nach Oberägypten verbreitet. Denn daß nicht der entgegengesetzte Wanderwg anzunehmen ist, dafür spricht die viel reichere Bezeugung des Symbols und seiner Verwendung im Norden, einschließlich Nordamerikas und einschließlich der Tatsache, daß nur bei den Germanen es zum Schriftzeichen geworden ist, dessen Lautwert aus seinem Namen gewonnen wurde — nicht umgekehrt, wie oben probeweise und der Klarheit halber von uns angenommen.

Was die Tŷrrune betrifft, so bezeichnet ihr Name nicht, wie Wirth voraussetzt, den Gott schlechthin, sondern einen der altnordischen Götter, der trotz der Spärlichkeit der Quellen, die gerade über ihn fließen, als Persönlichkeit deutlich verschieden ist von den anderen Göttern. Die Mannigfaltigkeit und Fülle der germanischen Götterwelt, ihr künstlerisch verklärter Polytheismus, gehört überhaupt zu den Quellenbefunden, die der Epigraphiker Wirth bisher nicht entdeckt hat. Der germanische Gott, welcher stirbt und später wiederkehrt. ist Balder, der allerdings in der Runenreihe nicht vorkommt. Nun könnte ein Etymologe zu Gunsten Wirths geltend machen, daß *Tŷr* dasselbe Wort ist wie lateinisch *dīvus* „göttlich", daß die Mehrzahl von *Tŷr*, altnordisch *tīvar* = lat. *dīvi* = altind. *dēvāh*, die Götter oder die Himmelsgötter bezeichnet und also wohl auch die Einzahl ursprünglich „Gott schlechthin" ausgedrückt habe. Und dieser Einwand zeigt wenigstens eins, was wichtig ist und Wirth entgegenkommt: Tŷr ist ein urindogermanischer Himmelsgott. Man hat ihn früher immer mit Zeus, Ju-piter und Dyaus-pitar gleichgesetzt, und wahrscheinlich mit Recht. Das stimmt vortrefflich zu dem von Wirth nachgewiesenen hohen Alter seiner Rune, die schon auf dem altsteinzeitlichen Knochen von La Madelaine, ferner um 2000 v. Chr. in der Felszeichnung von El-Hōsch in Oberägypten und um 1500 v. Chr. auf der Vase von Orchomenos erscheint (Abb. 153—55 und 157), und es stimmt weiter mit der ebenfalls von Wirth beobachteten Tatsache, daß es altinschriftliche Menschengestalten gibt, die der Tŷrrune frappierend ähneln (Abb. 156, 1—5). Die Bilder 1—3 zeigen eine eckige oder gerundete Tŷrrune (Eckigkeit und Rundlichkeit sind nach Wirths Erfahrungen allgemein gleichwertig) und einen Menschen mit entsprechender Armhaltung deutlich nebeneinander. Da liegt es um so näher, den Armesenkenden für den Gott Tŷr oder Zeus und die Rune für sein Symbol zu halten, als die alten epigraphischen Menschengestalten schon oft von den Archäologen als Götter angesprochen wurden. Ist dies richtig, so muß es ebenso für Dasent Queen Well in Kalifornien wie für Bråstad in Schweden gelten, und wir werden den Schluß auf eine vorindogermanische Atlantikerbevölkerung, die diesen Gott und sein Symbol schon kannte, nicht mehr phantastisch finden können.



151. Totengeleitschiff. Gebel Silsile, Nubien. Vordynastisch, jüngere Steinzeit.

Ähnliches ergibt sich für die Mannrune. Auch sie trägt den Namen eines Gottes, des Sohnes nämlich des erdentstammten Tuisco, den Tacitus überliefert (Germania Kap. 2: Celebrant . . . Tuisconem deum terra editum et filium Mannum, originem gentis conditoresque). Und auch dieser Gott ist urindogermanisch, da er in dem reichen Pantheon der Inder unter gleichem Namen (vgl. Kluges Etymolog. Wörterb. unter „Mann") wiederkehrt, als Manu, Sohn des Sonnengottes — des Gemahls der Erde — und Stammvater der Menschen wie „Mannus". Hier haben wir also wirklich den von Wirth postulierten Gottessohn. Zu seinem

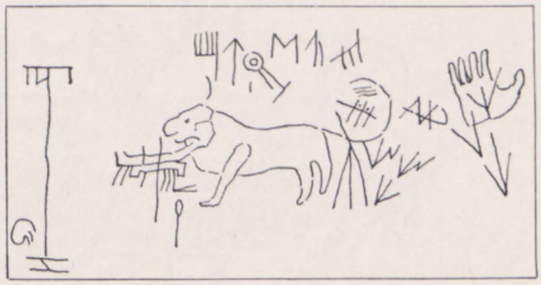


152. Wintersonnenwendliche Totengeleitschiffe mit Jahrzeichen und Sonne. Von südschwedischen Felszeichnungen. (Nach Wirth, wie auch 139, 146—51.)

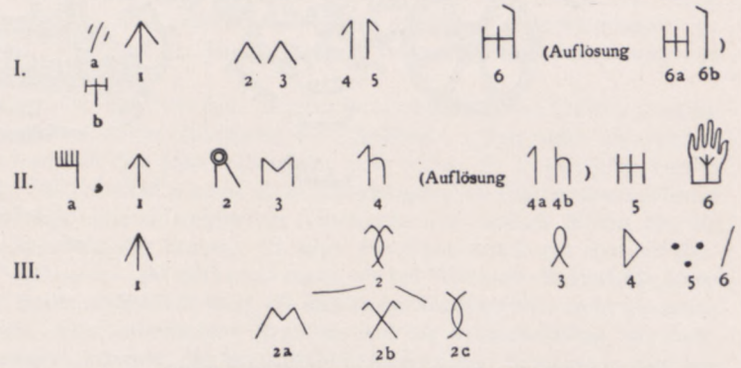
153. Knocheninschrift von la Madeleine. Schrift linksläufig. (Wirth a. a. O.)

hohen Alter passen wiederum Alter und Verbreitung seiner Rune und des entsprechenden Bildes (Abb. 156, 6—14, 158—163).

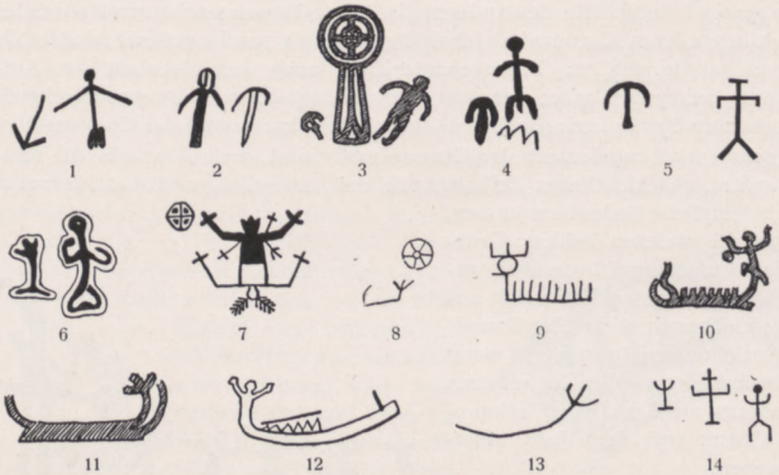
Angesichts der weiten Erstreckung muß uns von neuem Wirths Schluß auf vorindogermanische Entstehung und Ausstrahlung nach Afrika als findige und erwägenswerte Lösung erscheinen. Besonders merkwürdig ist der Armestreckende auf dem Steven schwedischer Felsenschiffe, nicht bloß wegen der überraschenden Gegenstücke aus Abydos, Sakkarah und Argos (Abb. 161, 163), sondern auch, weil die Mannrune in einem altisländischen Runengedicht durch die Sätze erläutert wird: „Der Mensch ist des Menschen Freude, des Staubes Mehrer und der Schiffe Zierer (*skipa skreytir*)" (Wimmer, Die Runenschrift S. 286). Denn die schriftliche Überlieferung erklärt nur die beiden ersten der hier dem Manne beigelegten Attribute: das erste stammt aus dem Alten Sittengedicht der Edda (Thule 2, 126, Strophe 35, 6), das zweite scheint christlicher Herkunft zu sein als Hinweis auf die Vergänglichkeit alles Irdischen, das dritte dagegen kann kaum anders verstanden werden als so, wie Wirth es versteht, nämlich mittelst der Felsritzungen der Bronze- oder jüngeren Steinzeit. Der *skreytir* oder *skrautuðr* einer Bank oder eines Schiffes ist nämlich jemand, der über Bank oder Schiff emporragt wie eine Giebelzier über das Dach oder ein Stevenschmuck über den Bug. Also kann „der Schiffe Zierer" kein Matrose sein, der auf einer Ruderbank sitzt, sondern muß eine ragende



154. Felseninschrift von El-Hösch (Oberägpyten).

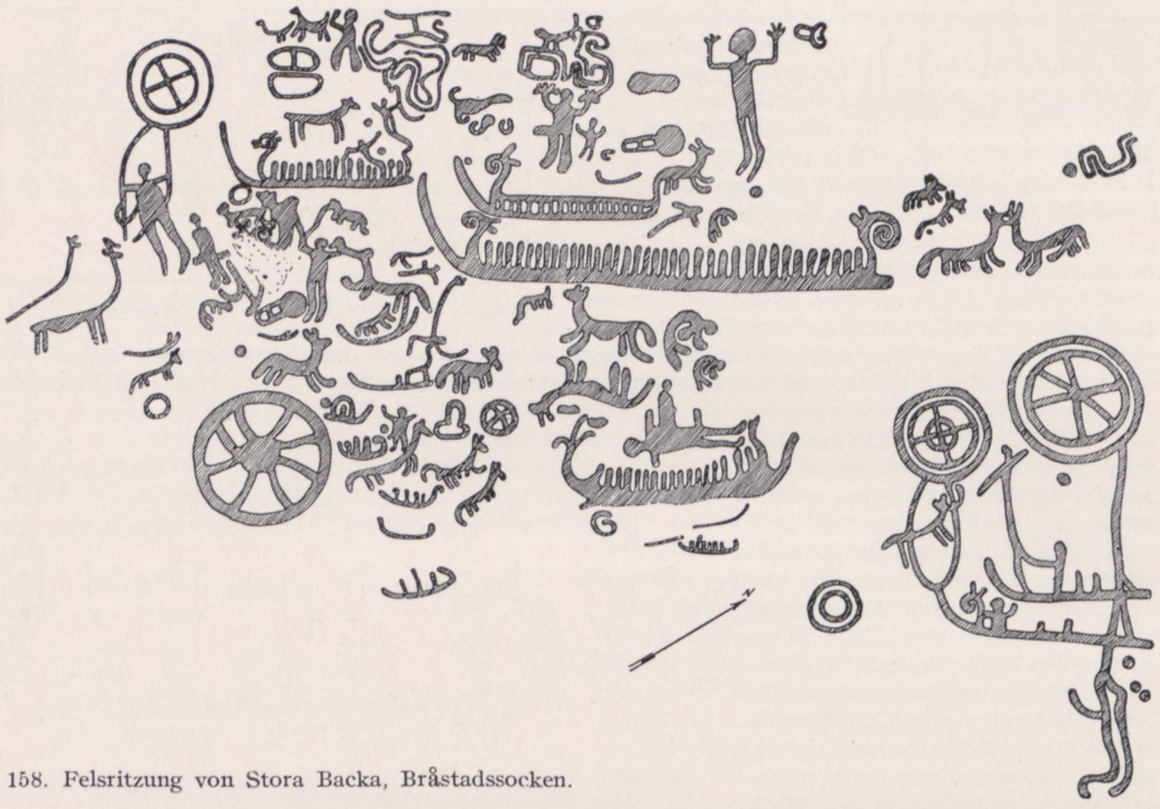


155. Die älteren Denkmäler der „heiligen Reihe".
I. La Madeleine (ältere Steinzeit vor 10000 v. Chr.). II. El Hösch (Ende der jüngeren Steinzeit vor 2000 v. Chr.). III. Orchomenos (um 1500 v. Chr.). Nach Wirth a. a. O.



156. Alte Inschriften der ganzen Welt in Form der Týr- (1—5) und Mannrune (6—14).

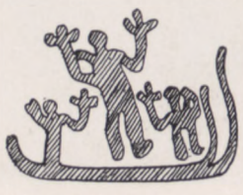
157. Gefäß von Orchomenos.



158. Felsritzung von Stora Backa, Bråstadssocken.

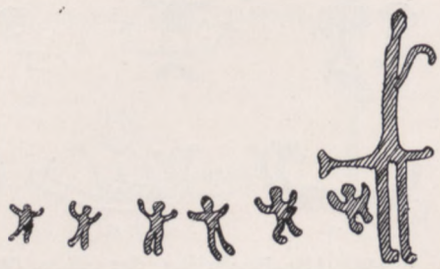
Gallionsfigur bezeichnen, eben das, was die Ritzungen uns zeigen, wovon aber später nichts mehr verlautet außer an dieser einen Stelle, die nicht zufällig in einem isländischen Texte steht: die isländische Überlieferung bewahrt auch sonst viele uralte Erinnerungen, die anderswo verschollen sind, auf der einsamen, ungestörten Insel aber sich halten konnten. Der Armehebende von Tanum bekommt auf diese Weise gewissermaßen die Über- oder Beischrift *maðr*, Mannus. Den Schiffen der Felsritzungen wird allgemein religiös-rituelle Bedeutung beigelegt. Den einen gelten sie als Totenschiffe, den anderen als Darstellungen wachstumsfördernder Schiffsumzüge von der Art der noch heute beim Karneval abgehaltenen. Wirth macht geltend, daß beide Auffassungen richtig sein können: es handle sich um Totengeleitschiffe, denen man Symbole von Auferstehung, Leben und neuem Wachstum beigegeben habe; der Gott, der die Arme zum Licht emporreckend, auf dem Steven rage, sei ebenso ein solches Symbol wie die Jahres- und Lebenskreise und die Krummstäbe.

Wir kommen also zu dem Ergebnis, daß mindestens drei Runen uralt sind, weit älter als die südlichen Schriftzeichen, denen sie in später, geschichtlicher Zeit nachgebildet sein sollen, und daß sie wahrscheinlich von Hause aus symbolisch-figürliche Bedeutung hatten, indem die eine das Jahr darstellte, die anderen beiden: Gottheiten. Die Formen sowohl wie die Lautwerte der drei Runen erklären sich auf diese Weise viel besser als auf der Grundlage der Entlehnungslehren, auch wenn wir von Zurückführung der Götterrunen auf das Jahressymbol und von Verknüpfung der Götter mit dem Jahr einstweilen absehen.



159. Felsritzung von Greby, Tanum.

Wirth möchte alle Runen in seinem Jahresmythus verankern, hat aber dafür



160. Felsritzung von Hvitlycke, Tanum.

161. Bootmodell aus einem Grabe von Sakkarah.
(O. Almgren, Hällristninger och kultbruk.)

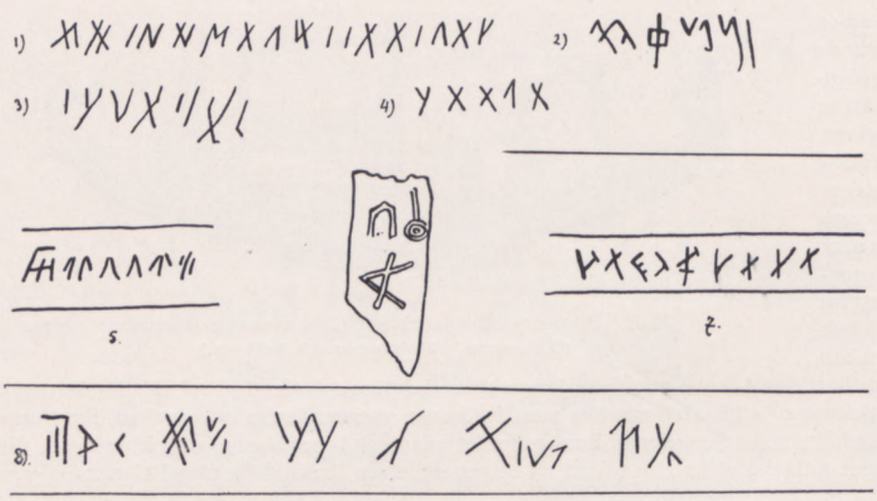
bisher weder in den einzelnen Fällen einleuchtende Gründe beibringen noch das Ganze plausibel machen können. So hält er die letzte, d, für eine Doppelaxt, weil ihr ähnliche Doppeläxte häufig inschriftlich zu belegen sind, und leitet die Figur aus dem Andreas- oder ,,Malkreuz" ab, dem südlicheren Gegenstück zu dem ,,Pluskreuz" im arktischen Jahresring (oben S. 122f.). Hierin bestärken ihn die unmittelbare Nachbarschaft der **d**-Rune mit dem Jahreskreis der Bauernkalender, sobald der Futhark sich als Schlange in den Schwanz beißt oder wir uns zwei Futharke aneinander gelegt denken, ihr Name ,,Dag", Tag, der als Helligkeit, neue Sonne von ihm gedeutet wird, und gewisse alte Zeichnungen, die ein Spalten des Jahresringes mittelst einer Doppelaxt zu zeigen scheinen, besonders eine Felsritzung von Tanum (Abb. 162).

Der ,,Jahresspalter", den wir hier sehen, ist für Wirth sein Gottessohn, der im Spätjahr nieder- und im Frühjahr wieder aufsteigt: hier haben wir seine dritte Tätigkeit, das ,,Spalten". Aber wenn am Jahresende etwas gespalten wird, so kann es schwerlich das Jahr selber sein, eher schon ein Doppeljahr, dessen Begriff aber dem Kalender unbekannt ist. Wirth selbst scheint diese Schwierigkeit zu fühlen, denn er setzt für ,,Jahrspalter": ,,Grabspalter", läßt also den aufsteigenden Gottessohn die Gräber öffnen für die Auferstehung, die parallel geht der Wiedergeburt der Sonne. Ob aber das Grab durch ein Symbol dargestellt werden konnte, das sonst ,,Jahr" bedeutet? So tritt auch sonst oft bei Wirth ein Begriff für einen anderen ein, ohne daß ein anderer Grund dafür ersichtlich wird, als daß sonst das Ergebnis nicht zustande kommt, der Jahres- und Kalendermythus. Das unbewiesene Ergebnis soll die Voraussetzung beweisen, während doch nur solche Schlüsse überzeugen können, die ein Ergebnis folgern aus bewiesenen Voraussetzungen. So können wir denn von diesem Grabspalter und dem guten Sinn der vermeinten Doppelaxt am Jahresende nicht überzeugt sein, um so weniger, als die Tageshelle, die im Namen der **d**-Rune liegt, schlecht passen will zur dunkelsten Zeit des Jahres. ,,Tag" ist ja nicht dasselbe wie ,,neue Sonne", und auch letztere würde an den Jahresanfang gehören, nicht ans Ende.

Am Anfang des Futhark steht das **f**, und als vierte Rune das **a**, das von jenem nur durch die Richtung der Äste verschieden ist. Wirth verbindet sie daher und liest ,,fa". Nun gibt es bei den alten Sumeriern ein Zeichen ⸸, das *pa* heißt, ,,Nachkommenschaft". Da *pa* an *fa* anklingt und zwar gemäß einer Regel der germanischen Lautverschiebung (vgl. got. *fadar*: lat. *pater*), da das sumerische Zeichen den germanischen ähnelt und der Sinn seines Namens gut an den Beginn des Jahres zu passen scheint, folgert Wirth, daß er richtig verbunden habe. Er beruft sich noch auf das Vorkommen ähnlicher Zeichen, besonders des lothringischen Kreuzes ⸸, auf libyschen Felsbildern, in englischen Bauernkalendern und besonders bei den Pueblo-Indianern als Zeichen ihres ersten Monats *pa* und fühlt sich daraufhin berechtigt, *pa*, ,,Anfang" für eine Wurzel der vorindogermanischen Ursprache der Menschheit zu erklären und den Runenkalender, der mit der Rune *pa*, *fa* beginnt, für ungefähr ebenso alt. Die indianisch-sumerisch-germanische Sprachgleichung scheint ihm solchen Schluß zu erzwingen. — Die Gegengründe liegen sehr nahe: der sumerisch-indianische Gleichklang kann ebenso Zufall sein wie die Ähnlichkeit der sumerischen, indianischen, germanischen usw. Zeichen, und auch wenn es sich nicht um Zufälle handeln sollte, vermögen wir trotz der Formverwandtschaft der **f**- und der **a**-Rune an ein germa-

162. Felsritzung von Tanum.

163. Schiffszeichnungen aus dem Heratempel in Argos.
(Almgren a. a. O.)



164. Alt- und jungsteinzeitliche Schriftdenkmäler des nordatlantischen Kreises. (Nach Wirth.)

nisches *fa* nicht zu glauben. Auch Wirth glaubt insofern selbst nicht daran, als er daneben die überlieferten Namen der beiden Runen und die überlieferte Stellung des **a** in Betracht zieht und die Folge *þa* nach anderer Methode liest, nämlich als *þornās*, „Dorngott". Er hält den angelsächsischen Namen der ᚦ-Rune für älter als den nordischen *þurs* und für ursprünglich, da die Rune wie ein Dorn (bzw. wie ein Zweig mit Dorn daran) aussehe, und der Dorngott ist ihm identisch mit dem Axtgott, der das Jahr spaltet auf der Ritzung von Tanum, da das ᚦ auch inschriftlichen Axtbildern gleichzustellen und der Dorn eine primitive Axt sei. Daß die ᚦ-Rune von Hause aus das Bild eines Dornes oder einer Axt darstellt, ist möglich, aber die Deutung dieser Möglichkeit als Tatsache leuchtet wenig ein. Der „Dornase" wäre weder sachlich noch sprachlich plausibel, wenn es überhaupt gestattet wäre, die Namen benachbarter Runen willkürlich paarweise zusammenzufügen zu Doppelworten. — Noch tollkühner verfährt Wirth mit dem Namen der **f**-Rune, „Vieh": er läßt ihn nämlich auf das Sternbild des Widders sich beziehen und errechnet daraufhin den vorgeschichtlichen Zeitpunkt, wo die Sonne beim Wintersolstitium in diesem Sternbilde stand, als ± 8000 v. Chr., so alt seien Runenkalender und Jahresmythus, so weit zurück liege die Atlantikerkultur und die dann versunkene Atlantis. Wie verträgt sich jedoch der Widder damit, daß die Anfangsrune ursprünglich *pa* geheißen haben soll? Dieser himmlische Widder ist die Hauptstütze des Anspruches, durch den „Aufgang der Menschheit" sei die Geschichte um rund 10000 Jahre erweitert...

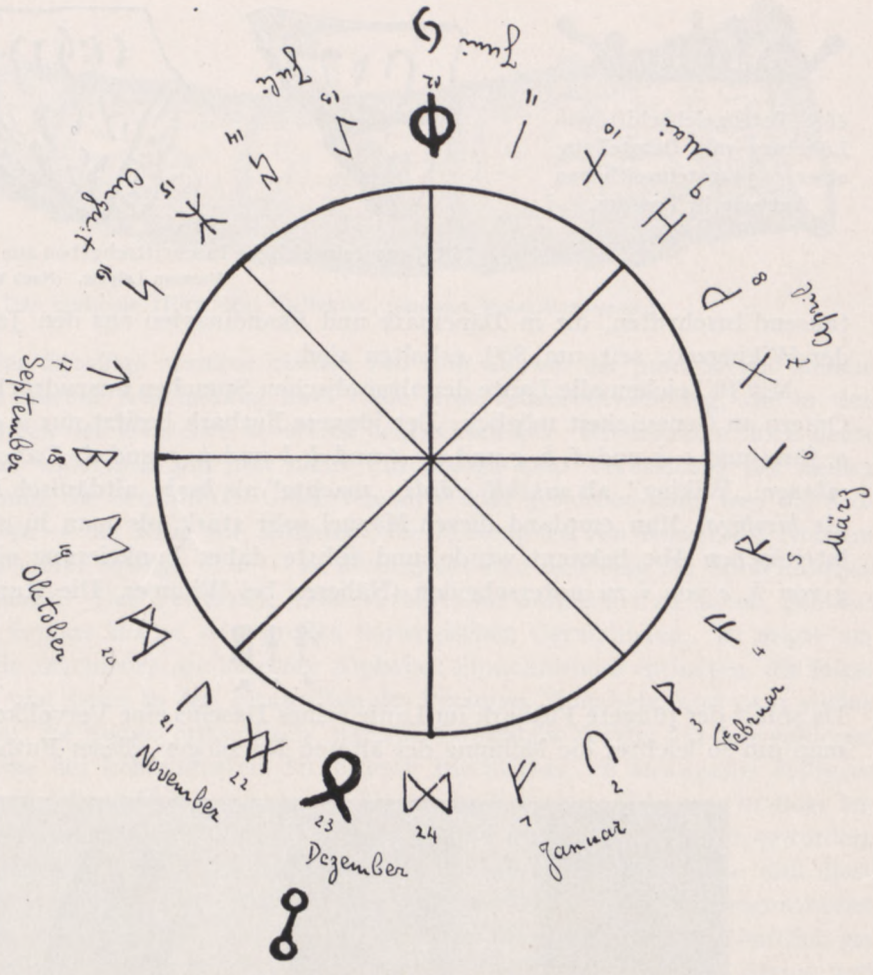
Lehnen wir dies und alles Ähnliche bei Wirth so lange ab, somit auch seinen Versuch einer einheitlich-kalendarischen und weltanschaulichen Sinngebung des Futhark, bis er bessere Begründungen gibt, so bleibt doch genug Gutes, was besonnene Forschung erwägen oder sich aneignen kann.

Einer seiner merkwürdigsten Nachweise ist der, daß Verbindungen von je zwei oder mehr Zeichen gleich oder ähnlich an weit voneinander entfernten Stellen vorkommen, darunter solche, die im Futhark als Runennachbarschaften erscheinen. So findet er die beiden letzten Runen, ᛟ ᛞ, auch in Amerika und Afrika bei einander: dort erscheint 23 rittlings auf dem in die Breite gezogenen 24 sitzend oder 24 in den Innenraum von 23 gezeichnet, auf der Felszeichnung von Er-Regina in Libyen steht ᛞ|ᛞ, also scheinbar 24 mit senkrechtem Strich, rechts von ᚱ, also 23 in runder Form, und dasselbe, immerhin eigenartige Symbol ist auch als Hausmarke bekannt (Homeyer, Haus- und Hofmarken, Tafel XXII, Greifenhagen Nr. 22, Garz Nr. 42, XXIV, Gottswalde Nr. 8, XXIII D 9, XXVIII, Schartau Nr. 2, 2, XXX B 3). Auch Doppeläxte, die ein ᛟ tragen, rechnet Wirth hierher. Ferner sieht er in gewissen Zeichen, die auf dem Knochen von La Madeleine, der Inschrift von El-Hösch und der Vase von Orchomenos links oder rechts von ᛏ auftreten, die Runen des sogen. dritten, mit ᛏ beginnenden Geschlechts und in den drei Symbolen auf dem Knochen von Gourdan den Anfang des ersten Geschlechts, (f) u *þ*. Besonderes Gewicht legt er auf eine von den Felszeichnungen bei Fossum, die er für einen Jahreskreis erklärt (Abb. 165). Man sieht an einer runden Scheibe oben den halbierten Jahresring, unten links die o-Rune (23), eine Axt wie auf einem Schiff der Felszeichnung von Lökeberg und eine doppelte Mannrune wie in der Höhle der Externsteine und anderswo. Die Axt entspricht nach Wirth der Doppelaxt, also der Rune 24, und die doppelte Mannrune erklärt er hier wie sonst als die emporgestreckten

165. Fossum. (Schema zu Abb. 167.)

Hände des Gottessohnes (Abb. 166). Endlich gehören hierher auch zwei jungsteinzeitliche „Anhänger" aus Westpreußen, die beieinander gefunden wurden und in punktierten Linien je die vorletzte Rune der drei Futharkgeschlechter zeigen (Abb. 170).

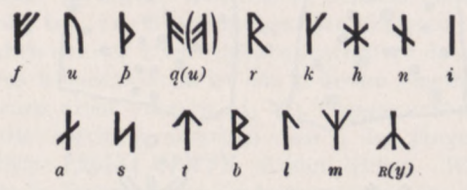
Daß alle von Wirth beigebrachten Zeichenkombinationen auf Zufall beruhen sollten, fällt schwer zu glauben. Noch schwerer aber fällt, ja fast unmöglich ist die Annahme, die Runenähnlichkeit und Runengleichheit aller der von ihm und anderen in der Stein- und Bronzezeit nachgewiesenen Einzelzeichen sei bedeutungslos. Wenn auch das steinzeitliche Alter der ganzen Runenreihe so wenig erwiesen ist wie ihre Kalenderbedeutung,



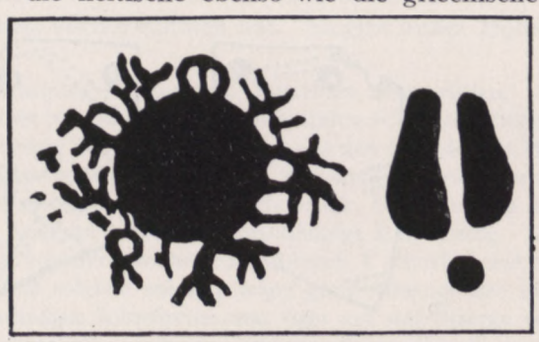
166. Die Runenjahresreihe nach Wirth.

als wahrscheinlich dürfen beide immerhin gelten, da so zahlreiche Einzelheiten darauf hinweisen. Jedenfalls sind die Entlehnungsthesen — die keltische ebenso wie die griechische und die lateinische — heute überholt.

Dasselbe gilt von der Auffassung des Verhältnisses des 24teiligen Futhark zum 16teiligen, die seit Wimmer (1873, bzw. 1887) so gut wie unbestritten geherrscht hat.



Es ist dies das jüngere oder nordische Runenalphabet, bekannt aus den annähernd drei-



167. Darstellung einer Kalenderscheibe mit ringsherum gezeichneten Symbolen. Fossum, Kirchspiel Tanum. Unten in der Südstelle eine jungsteinzeitliche Axt. (Nach Wirth.)

168. Totengeleitschiff von Lökeberg mit Darstellung einer jungsteinzeitlichen Axt wie in Fossum.

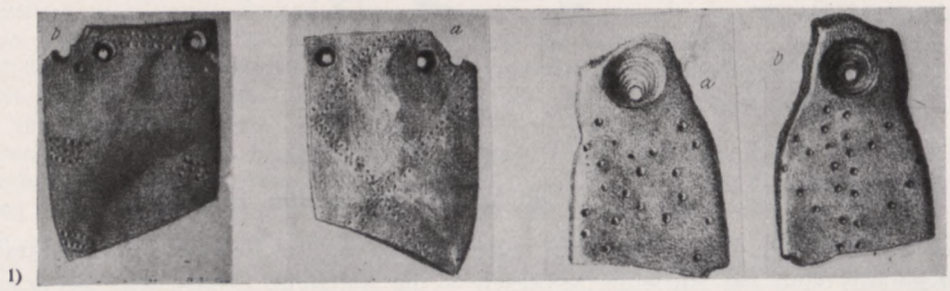
169. Jungsteinzeitliche Inschriftscherben aus Seltsch, Moschkau, Böhmen. Museum Leipzig. (Nach Wirth.)

tausend Inschriften, die in Dänemark und Skandinavien aus den Jahrhunderten seit Beginn der Wikingzeit, seit um 850, erhalten sind.

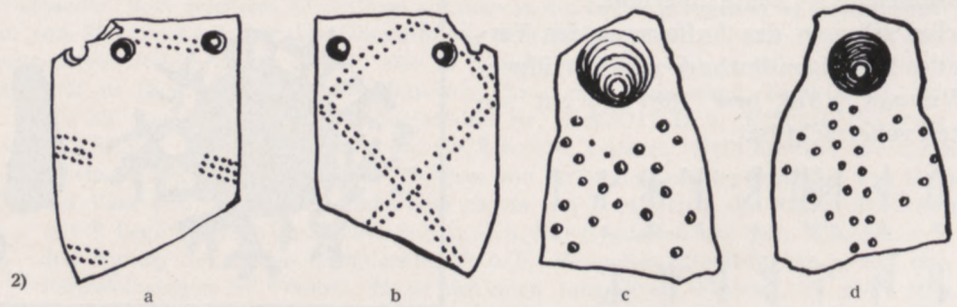
Mit 16 Zeichen alle Laute der altnordischen Sprachen auszudrücken, ist nur unter starken Opfern an Genauigkeit möglich. Der jüngere Futhark besitzt nur je eine Rune für *u*, *y*, *w* und *o*, für *i* und *e*, *a* und *ä*, *k*, *g* und *ng*, *t* und *d*, *b* und *p*, *þ* und *đ*. Daher erscheinen in ihm z. B. *víkingr*, „Wiking", als *uikikR*, *gærði*, „machte" als *karþi*, altdänisch *hempega*, „Gefolgsmann", als *himþiga*. Man empfand diesen Mangel sehr stark, als man in christlicher Zeit mit dem lateinischen Abc bekannt wurde, und führte daher Punktierung ein, um *d* von *t*, *þ* von *b*, *g* von *k*, *e* von *i* zu unterscheiden (Näheres bei Wimmer, Die Runenschrift, S. 252—258):

d *e* *þ.*

Da somit der jüngere Futhark im Laufe seines Daseins eine Vervollkommnung erlebt, versteht man um so leichter die Meinung der älteren Runologen, dieser Futhark sei das ursprüngliche



1)



2) a b c d

170. Runen aus Westpreußen. Jüngere Steinzeit. Bernstein-Anhänger aus Schwarzort, Ostpreußen, mit eingestochenen Runen(?).

171. Das Goldene Horn von Gallehus. (Stephens, Runic Monuments.)

Runenalphabet und der 24teilige stamme ebenso von ihm ab wie die punktierten Runen. Erhielt man doch bei solcher Anschauung zwei Fälle jener Höherentwicklung, die in den technischen Verrichtungen der Menschen so oft zu beobachten ist. Wir könnten noch heute dies System gutheißen, widersprächen ihm nicht Chronologie und Verbreitung der beiden Hauptalphabete, Befunde, die den älteren Gelehrten nicht klar geworden sind, weil die südgermanischen Inschriften — der Ring von Bukarest, die Speerspitze von Kowel, die Nordendorfer und Freilaubersheimer Spange u. a. — so dünn gesät sind und man die Sprachformen noch nicht richtig verstand. Das Verdienst, diese Verhältnisse aufgeklärt zu haben, gebührt dem schon erwähnten Sophus Bugge, dem großen norwegischen Germanisten. Er zeigte unwidersprechlich, daß die Inschriften im längeren Alphabet Sprachformen enthalten, die folgerecht verschieden sind von denen in den Inschriften des kürzeren Alphabets, und zwar stellen sie deren ältere Stufe dar, die Bugge ,,urnordisch" nannte. So sind die Wörter auf dem goldenen Horn von Gallehus, eine der bekanntesten der älteren Inschriften, *ek hlewagastiz holtingaz horna tawiđo*, die ,,urnordischen" Vorstufen von *ek hlégestr hyltingr horn táda*, was in einer Inschrift des kürzeren Alphabets möglich wäre. Die Wörter sind mit der Zeit kürzer geworden, wie das in allen germanischen Zungen die Regel ist. Man glaube aber nicht etwa, daß diese Buggeschen Folgerungen ausschließlich Analogieschlüsse darstellen oder auf sogenannten inneren Gründen ruhen. Die ,,urnordischen" Wortformen müßten sprachwissenschaftlich gefordert werden, auch wenn sie nicht überliefert wären, und das höhere Alter der Steine und sonstigen Funde mit dem 24teiligen Futhark geht auch aus anderem als Sprache und Schrift (etwa aus römischen Kaisermünzen im Nydamer Moor oder aus ornamentalem und figürlichem Beiwerk) zwingend oder mit Wahrscheinlichkeit hervor. So wird der Schluß unausweichlich, daß die Runenschrift im Norden verarmt ist, einen Verfall erlitten hat. Es gibt außer Höherentwicklung ja auch Niedergang.

Wimmer hat sich anheischig gemacht, diesen Verarmungsvorgang im Einzelnen festzustellen. Er glaubte genau zeigen zu können, wie das kürzere Alphabet aus dem längeren entstanden sei. Dabei beging er jedoch ähnliche Willkürlichkeiten wie bei seiner Ableitung des älteren Futhark aus den lateinischen Majuskeln. Es liegt in Wahrheit so, daß das Verwandtschaftsverhältnis der beiden Runenreihen äußerst fragwürdig ist. Die Abweichungen der jüngeren machen überwiegend nicht den Eindruck, Umbildungen der Zeichen auf den alten Alphabetinschriften darzustellen, sondern weisen auf unabhängige Entstehung. Ein klares Beispiel hierfür ist das **k**, dessen jüngere Form ᛴ von der gewöhnlichen älteren ᚲ scharf abweicht, seltenen alten Formen (ᛣ ᛉ) dagegen näher steht und solchen wie ᚴ ᛴ sogar ganz nahe; ebenso klar ist die Gleichung zwischen dem h der jüngeren, nordischen Runenreihe und dem auf der Spange von Kärlich: ᚹᛟᚦᛁᚾᛁ ᚼᛖᛁᛚᚨᚷ 'Wōdini hailag'. Wie in diesem Falle, so kann auch in anderen die ,,jüngere" Rune in Wahrheit die Fortsetzung einer ihr gleichenden alten sein, die dann zufällig unbelegt ist. Dies müssen wir z. B. annehmen von der Mannrune, die mit ihrem Lautwert **m** auf die jüngere Reihe beschränkt ist und doch nach Wirths Nachweisen und unseren daran geknüpften Folgerungen (oben S. 124f.)

für uralt zu gelten hat, wie sie denn auch noch in Haus- und Hofmarken, umgedreht als Hühner-, Krähen- oder Drudenfuß, eine beträchtliche Rolle spielt und als Abwehrmittel gegen böse Mächte, gern auf Schwellen angebracht, im heutigen Leben noch ebenso vorkommt wie in der Scholastikusszene von Goethes Faust. Die sehr ähnliche germanisch-nordetruskische Rune, welche den Lautwert des stimmhaften s und in den jüngeren nordischen Inschriften den des daraus entstandenen r hat, muß wenigstens vorderhand als verschieden von der Mannrune betrachtet werden. Auch sonst kommt es vor, daß verschiedene Runen gleiche oder ähnliche Gestalt aufweisen.

Es wird wohl dabei bleiben, daß der kürzere Futhark als Ganzes — als Zusammenfassung vorhandener Zeichen zu einem Schriftsystem — jünger ist als der längere, daß er eine nur skandinavische Neuerung darstellt. Aber er ist keine Umbildung der längeren Runenreihe, stammt nicht von ihr ab, sondern steht ihr mit seinem Runenbestand großenteils selbständig gegenüber. Aus inneren Gründen unmöglich ist mithin das auch von Wirth wieder behauptete höhere Alter der Sechzehnerreihe nicht. Nur die äußeren Tatsachen — Sprache, Alter und Verbreitung der Funde — sprechen so stark dagegen, daß eine astronomisch-kalendarische Hypothese ihre Aussage wenigstens vorderhand nicht zu entkräften vermag.

Die meisten der Inschriften im kürzeren Futhark sind inhaltlich von größter Einfachheit; was übrigens auch von der großen Mehrzahl der älteren gilt. Einige enthalten nur den Namen des Eigentümers oder dessen, für den der Stein errichtet ist. Als nächst höhere Stufe schließen sich kurze Formeln an wie ,,Gunnwalds Stein, des Sohnes Hroars, des Thul auf Salhaugar" oder ,,Hroulf setzte den Stein" oder ,,Thorir errichtete diesen Stein für Fastulf den Milden". Die Hauptmasse der skandinavischen Runensteine des 9. bis 12. Jahrhunderts zeigt solche wortkargen Legenden. Nur wenige Inschriften entfalten größere Beredsamkeit oder blicken über den engsten Familienkreis hinaus. So unter den älteren die schon erwähnte des Goldenen Horns, die eine stabende Langzeile darstellt. Dieser Fall kommt auch sonst vor. So hebt der schwedische Stein von Noleby an: *rūnō fāhi raginakundō*, ,,Runen färbe ich, götterentstammte", weist also hin auf Odin, den göttlichen Meister auch der Runenkunst. Diese Runenverse sind metrisch und literarhistorisch von Wichtigkeit, denn sie zeigen das hohe Alter des stabreimenden Versbaus und die Verbreitung der wichtigsten Eddastrophe über den ganzen Norden, indem derengleichen auf Steinen aus Schweden und Dänemark auftreten, Ländern, aus denen sonst keine eddische Poesie mit Sicherheit überliefert ist. Auch die Drōttkvætt-Strophe der Skalden, die wir handschriftlich nur aus Norwegen und Island kennen, läßt sich auf inschriftlichem Wege als auch im schwedischen Uppland und auf dem dänischen Öland gebraucht erweisen. Auf einem von drei bei Hällestad in Schonen gefundenen Steinen steht als Anhang zu der prosaischen Mitteilung ,,Askell setzte diesen Stein für Toki, Gorms Sohn, seinen holden Herrn" diese Strophe:

Der nicht floh auf den Fyrisfeldern. Den Stein auf dem Berge, gestützt durch Runen.
Es setzten die Burschen für ihren Bruder Sie gingen ganz nahe hinter Gorms Sohn Toki*).

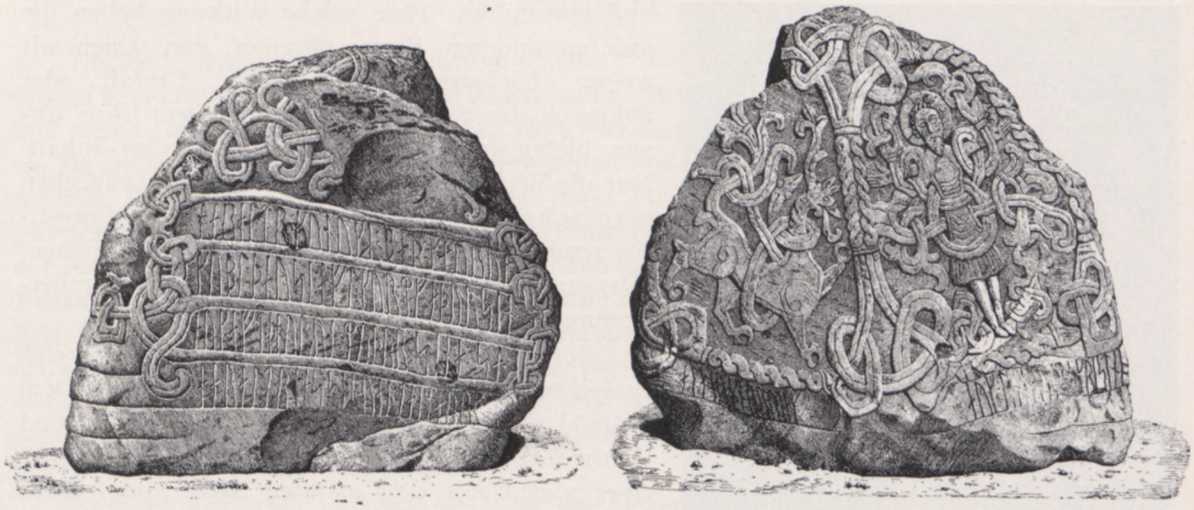
Gewiß kein dichterisches Meisterwerk, belegt sie Macht und Reichweite poetischer Überlieferung gleichwohl und vielleicht um so eindrucksvoller.

Gleichzeitig ist sie — wie wiederum auch andere Runeninschriften — eine Geschichts-

*) Germanisch-romanische Monatsschrift I (1909), S. 93, wo auch der Wortlaut des Originals nachzulesen ist und die kulturgeschichtliche Ausbeute der Runenkunde von S. 81 an im Zusammenhange behandelt wird. Man vergleiche Wimmer, De danske Runemindesmærker, Haandudgave ved Lis Jacobsen, København u. Kristiania 1914, S. 126. Frau Dr. Jacobsen in Kopenhagen bereitet die Ausgabe eines neuen dänischen Runencorpus vor, das bedeutend vervollkommnete Lesungen und auch sonst Fortschritte bringen wird.

Die Kirche von Jellinge mit den Grabhügeln der Königin Thyra (im Vordergrund) und König Gorms (gest. um 935).
Die Runensteine sind südlich der Kirche aufgestellt. Untersuchungen des Thyragrabhügels fanden schon 1520 statt. Der Grabhügel König Gorms wurde auf Veranlassung König Friedrichs VII. von Dänemark 1861 erforscht. (Nach J. Kornerup, gestochen von H. Jensen.)

Tafel IX

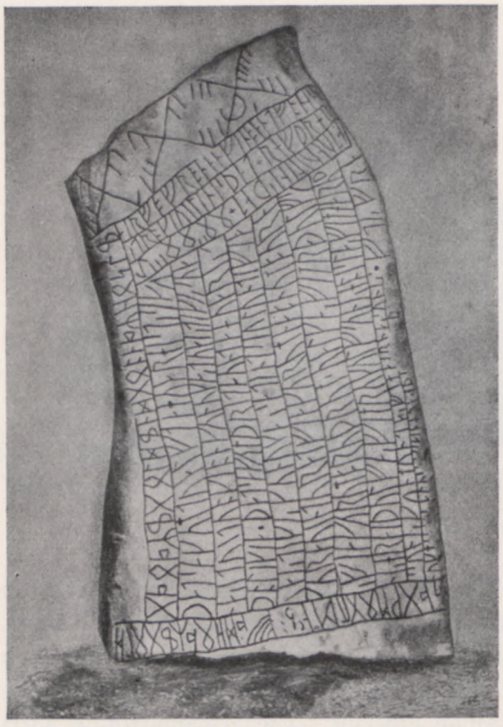


172. Der Runenstein von Jellinge.

quelle. Sie berichtet nämlich von einem bekannten Treffen, das um 985 auf der Ebene am Fyrisfluß südlich von Uppsala ausgefochten wurde. Dort war Styrbjörn, der Neffe des Schwedenkönigs Erik des Siegreichen, um seinen Erbforderungen Nachdruck zu geben, mit dänischen Truppen gelandet und hatte durch das von Norden ihm entgegeneilende Heer des Erik die schwere Niederlage erlitten, die diesem seinen Beinamen eintrug. Die Runenstrophe wirft ein Streiflicht auf den Ausgang der Schlacht mit den flüchtenden Reihen des Prätendenten, unter denen einzelne tapfer standhalten gegen die Übermacht, so der Dänenprinz Toki mit seinen Leuten, der dabei den Heldentod erleidet, und auf die Treue seines Gefolges, seiner „Brüder", die von der allgemeinen Panik fortgerissen, doch die Leiche ihres holden Herrn mitführen und später auf ragendem Hügel in der schonischen Ebene dem Gefallenen ein ehrenvolles Denkmal errichten.

Das umfang- und inhaltreichste aller bisher gefundenen Runendenkmäler ist der Stein von Rök in Östergötland. Er steht unfern vom Oststrande des Wettersees in einem Bretterhause, mit dem schwedische Sorgfalt und Pietät ihn umgeben hat, und ist dicht beschrieben mit mehr als 700 Runen, meist solchen des jüngeren Futhark, aber auch der ältere ist hier noch vertreten, dazu kommen Geheimrunen. Man datiert das seltsame Gebilde in das 9. Jahrhundert, also eine Zeit, wo die Erinnerung an das gemeingermanische Alphabet noch nicht erloschen, das nordische aber schon in der Herrschaft war. Die schärfsten Köpfe haben sich an seiner Enträtselung versucht, und viel ist gewichen von dem anfänglichen Dunkel, das den Röker Stein umgab, namentlich dank dem Spürsinn wiederum Sophus Bugges (Antiquarisk Tidskrift för Sverige V, Stockholm 1878). Aber noch immer sind nicht alle Geheimrunen sicher gelesen, und ein voll befriedigendes Verständnis der ganzen Inschrift ist noch nicht erreicht. (Vgl. die gründliche Monographie von O. v. Friesen: Rökstenen, Stockholm 1920, mit ausgezeichneten Abbildungen, und dazu meine Anzeige, Indogerm. Forschungen 44, 207—214, die weitere neue Behandlungen der Inschrift erwähnt.)

Da aber das Allermeiste, was sie enthält, runologisch und sprachlich eindeutig ist, kann kein Zweifel darüber herrschen, daß der Ritzer von Rök gar nicht genau verstanden sein wollte. Ihm lag daran, den Beschauern des Steines Rätsel aufzugeben; sie sollten staunen



173. Rückseite des Steines von Rök.

und bewundern. Eine solche Wirkung haben die meisten anderen Runenschreiber, von denen wir wissen, höchstens durch Größe, Gestalt oder Schmuck des Steines angestrebt. Denn ihre Runen bieten, wie gesagt, den einfachsten Inhalt. Nur die Verfertiger der verhältnismäßig spärlichen magischen Inschriften lassen sich mit dem mystifizierenden Meister von Rök allenfalls vergleichen. (Daraus folgt nicht, daß auch in Rök eine Zauberritzung vorliegt, wie v. Friesen annimmt.)

Der Anfang der Legende ist klar und zeigt typischen Inhalt in poetisierender Form: „Dem Wāmōd gelten (nach W. stehen) diese Runen, und Warin färbte sie, der Vater für den toten Sohn." Aber gleich mit dem zweiten Satze steigt diese gehobene Prosa in mystisches Dunkel hinab, oder besser: sie steigt auf zu nebelhaften Höhen. Denn ein hoher Kothurn ist deutlich fühlbar, und von hohen Dingen ist die Rede. Wir lesen von zwei Kriegerrüstungen, die zwölfmal erbeutet wurden, beide zugleich, doch von verschiedenen Trägern; und von jemand, der vor neun Menschenaltern unter den Reidgoten zur Welt kam . . . Daran schließt sich eine eddische Strophe altertümlichen Gepräges von Dietrich, dem wagemutigen Herrn der Männer, der über den Strand des „Reidmeeres" (= Gotenmeeres) ritt, jetzt aber vollgerüstet auf seinem Hengste sitzt, den Schild umgehängt, der Fürst der Märinge. Es folgt „als zwölftes" das Bild einer Walstatt, auf der die Wölfe zwanzig tote Könige liegen sehen; als „dreizehntes" Bericht davon, welche zwanzig Könige, die nur vier Namen tragen und Söhne vierer Brüder waren, vier Winter lang bei Seeland lagen, fünf mit dem Namen Walk, Radulfs Söhne, fünf mit dem Namen Reidolf, Rugulfs Söhne, fünf mit dem Namen Haisl, Haruds Söhne, fünf mit dem Namen Gunnmund, Eirns (?) Söhne . . .

Das sind hochtönende Sätze, und wenn wir auch in dem König Dietrich der Strophe Dietrich von Bern unschwer erkennen und in seinem Reiten über den Strand der Adria eine spannende Szene des Epos von der Rabenschlacht, so ist anderes um so unklarer, besonders die Anspielungen auf wahrscheinlich Geschichtliches, von dem keine Quelle meldet.

Bleibt manches einzelne uns somit dunkel, so ist der Charakter des Ganzen um so leichter faßlich. Diese feierlichen, die Aufmerksamkeit spannenden Klänge sind deutlich die einer Thula; sie sind gleicher Art wie die Thulreden der Edda.

Wir lernen aus dem Röker Stein dasselbe, was schon der Stein von Hällestad und andere uns lehrten: die eddische Dichtung wurde zur Wikingzeit in allen Nordlanden ungefähr gleichartig betrieben. Die Inschriften haben auch literar- und kulturgeschichtlich ihre nicht zu unterschätzende Bedeutung. So schließt sich an dieses Kapitel zwanglos an die Darstellung der germanischen Poesie.

VII. DICHTUNG

Die Reste altgermanischer Dichtung sind das größte und eindrucksvollste Stück Kultur, das unsere ungetauften Vorfahren hinterlassen haben. Weil die Poesie sich den Geistern einprägte und durch Gehalt und Form oft in der Tiefe von ihnen Besitz ergriff, konnte sie länger leben als die äußeren Kulturgüter, die seelenferner sind und daher zu allen Zeiten leicht preisgegeben werden. Und weil die höchsten Gebilde dieser Poesie, die Heldenlieder, der gewöhnlichen Betrachtung als bloße Werke der Unterhaltung oder der Kunst erschienen, blieben sie von der Feindschaft der Kirche verschont, ja, sie fanden Pflege bei den Geistlichen, die oft zugleich Erben und Vertreter der freien antiken Bildung und von der Sonne Homers für alles Menschliche und Große erwärmt waren. Auch der germanischen Kleindichtung kam diese Duldsamkeit oft zugute, so daß wir von ihr uns ebenfalls ein leidlich befriedigendes Bild machen können. Sogar die rituellen Verse des Heidentums sind nicht ganz verschollen, obgleich sie grundsätzlich das Anathema treffen mußte und daher die alte Religion überhaupt viel schlechter bekannt ist als die alte Dichtkunst.

Äußerer Reichtum und innerer Wert des Gegenstandes erheischten eigentlich — d. h. bei gleicher Ausführlichkeit wie in den vorangehenden Kapiteln — etwa den sechsfachen Umfang dessen, was hier aus Raumgründen geboten werden kann. Da ist es ein doppelt glücklicher Umstand, daß wir für wesentliche Seiten der Sache auf die Darstellung verweisen können, die 1923 Andreas Heusler im Handbuch der Literaturwissenschaft des Athenaion-Verlages gegeben hat, und die als mustergültig anerkannt ist (Heusler, Die altgermanische Dichtung, 200 S. 4°). Dort findet man Metrik, Stil und die gesamte dichterische Kleinkunst (Ritual-, Zauber-, Spruch-, Merkverse, Kleinlyrik) von dem ersten und feinsten Kenner ebenso formschön, reizvoll und dabei gemeinverständlich wie wissenschaftlich fördersam abgehandelt. Auch zu den höheren Gattungen Preislied und Sagenlied und zum Epos — der mittelalterlichen Fortsetzung des Erzählliedes bei den Südgermanen — liefert Heusler wertvolle Beiträge. Niemand wird seine Altgermanische Dichtung ohne reichen Gewinn aus der Hand legen. Die vorliegende Darstellung verdankt diesem und anderen Werken des Genannten außerordentlich viel.

Nicht jedoch das, was wir unsere Grundanschauung nennen können.

Zu den mancherlei neuen Beobachtungen bei Heusler gehört eine über den altdeutschen Wurmsegen: „Geh aus, Wurm — mit neun Würmelein — aus von dem Marke — in den Knochen — aus von dem Knochen — in das Fleisch — aus von dem Fleische — in die Haut — aus von der Haut — in diesen Pfeil!“ Er verweist auf einen sehr ähnlichen altindischen Zauberspruch und spricht daraufhin mit Zuversicht von einem Rest urindogermanischer Dichtung, eine Folgerung verstärkend, die schon Adalbert Kuhn und Rudolf Kögel zogen, als sie die Merseburger Sprüche und anderes germanische Folklore mit Altindischem verglichen. Die weitere Ausführung des Gedankens zeigt, daß auch die Einfachheit des Gebildes für Heusler ein Grund ist, es für uralt zu erklären. Das Übereinstimmende in den verwandten Kulturen der Indogermanen gilt ihm nur dann als gemeinsames Erbe, wenn es dem Primitivitätspostulat genügt. Daher hält er die höheren Gattungen der altgermanischen Poesie für Errungenschaften erst der Völkerwanderungszeit, für Schöpfung der Goten, die in ihren südöstlichen Sitzen irgend ein fremdes Vorbild nachgeahmt hätten, und schreibt die auffallenden Ähnlichkeiten des germanischen Hofdichters und seines Repertoires mit entsprechenden Erscheinungen bei anderen Indogermanen (besonders bei Griechen, Indern und Slaven) auf das Konto des „Jugendalters der Völker“, das ohne historische Verbindung ähnliche Lebenserscheinungen erzeuge.

Dem hohen Rang des Gelehrten und Schriftstellers entspricht es, wenn er diese Anschauung und ihre Anwendungen — die geringeren Geistern bereits als erwiesen oder als von vornherein selbstverständlich gelten — mit allem Vorbehalt zur Geltung bringt. Er glaubt wohl an sie; aber er verschweigt weder ihre Unbeweisbarkeit im Allgemeinen noch die Schwierigkeiten, auf die sie im Einzelnen stoßen.

Uns erscheinen diese Schwierigkeiten als so groß und das Primitivitätspostulat als an sich so fragwürdig und bei den Indogermanen in so deutlichem Widerspruch mit sicheren Gegebenheiten, daß wir das ganze System — so verbreitet es heute noch ist — aufgeben zu müssen glauben und uns zu einer anderen Grundanschauung bekennen, derselben, die schon in unseren früheren Kapiteln zum Ausdruck kam.

Wenn die ungetrennten Indogermanen nach Ausweis der Sprachwissenschaft und der Archäologie bereits Ackerbauer waren und Fürsten, sowie ein organisiertes Heer- und Seewesen nebst hochstehendem Kunstgewerbe besaßen, so können sie auf dem Gebiete der Dichtkunst ebensowohl Preis- und Heldenlieder wie Zaubersprüche und Merkverse gekannt haben. Es steht also nichts im Wege, das Rätsel der Ähnlichkeit zwischen den sprachverwandten Hofkulturen und Heldenpoesien auf dieselbe, einfache Art zu lösen, die bei allem „Primitiven" bedenkenlos angewandt wird, und wir sind zugleich der Schwierigkeit überhoben, ein nirgends vorhandenes ausländisches Vorbild für den germanischen Hofdichter und seine Kunst ins Blaue zeichnen zu müssen.

Die bronzezeitliche Halle von Buch mit ihren „Bauern" gleicht der Völkerwanderungshalle im Beowulf auf ein Haar. Da liegt es am nächsten, auch das Leben in diesen Hallen als wesentlich das gleiche zu denken und den Heldendichter, der im Beowulf zur Harfe Lieder singt und dem Demodokos der Phäaken so merkwürdig ähnelt, der nordischen Bronzezeit zuzutrauen, die nachweislich schon die Goldringe — „Bauge" — besaß, mit denen der germanische Fürst dem Dichter wie dem Krieger zu lohnen pflegte.

Gehen wir nämlich hiervon aus, so ordnet sich alles befriedigend: nicht bloß die Ähnlichkeit der griechischen und anderer indogermanischer Heldenpoesien mit der germanischen — die von der Unähnlichkeit anderer bezeichnend absticht — wird sofort begreiflich, auch die germanischen Befunde selbst schlagen gewissermaßen die Augen auf.

Unter der großen Zahl unserer Heldenfabeln ist nur eine Minderheit datierbar, in dem Sinne, daß sich aus den Quellen geschichtliche Ereignisse und Personen aufweisen lassen, die in die Dichtung eingegangen sind oder zu sein scheinen. Als ältesten der historischen Dichtungshelden nennt Heusler den Westgoten Vidigoia, den die mittelhochdeutsche Epik als Witeche kennt, und der in der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts lebte (Heusler, Geschichtliches und Mythisches in der germanischen Heldensage, Berliner Sitzungsberichte 1909), als zweitältesten den Ostgotenkönig Ermanaricus (mhd. *Ermenrich*, altnord. *Jǫrmunrekkr*, ags. *Eormenric*), der 375 den Tod fand. Danach könnte man sich denken, daß die germanische Heldendichtung nicht älter wäre als das Jahr 300 n. Chr. Aber es gibt historische Anknüpfungen, die weiter hinaufreichen. Schon Scherer stellte an die Spitze des Heldensangs „Ostrogotha, König der Goten, gegen 250"; er begegnet in einem der poetischen Fürstenkataloge des angelsächsischen Wīdsīð als „*Eastgota*, der weise und gute Vater des Unwēn". Da die Goten schon im zweiten Jahrhundert ans Schwarze Meer gelangt sind und um 235 die dortigen Griechenstädte Olbia und Tyras erobert haben, wäre auch dieses Datum mit der Entlehnungsthese noch vereinbar, wenngleich es ihr weniger günstig ist. Unvereinbar mit ihr aber ist das wahrscheinliche Datum einer so bekannten Fabel wie der von Hilde und Hetel: Hildes Vater Hagen war laut Wīdsīð Fürst der Holm-Rugier am Ostseestrand, und diese wurden nach der gotischen Überlieferung bei Jordanes vertrieben von den Goten, die, aus Skandinavien kommend, an ihrer Küste landeten; da nun schon Tacitus (98 n. Chr.) die Goten an der unteren Weichsel kennt und von ihrer nordischen Herkunft nichts mehr weiß, da ferner der verhältnismäßig weite Abstand der gotischen Sprache von ihrer nächsten Verwandten, dem Skandinavischen, für ziemlich frühe Trennung der beiden spricht, und da endlich manche Archäologen den Auszug

der Goten Jahrhunderte vor den Anfang unserer Zeitrechnung datieren, so darf der Untergang des holmrugischen Königtums spätestens um 200 v. Chr. angesetzt werden, und Hagen hat spätestens um 250, eher um 300 oder 400, also etwa zur Zeit des Perikles, gelebt. Das älteste Lied von ihm und seinem tragischen Zwist mit Hetel kann nach einem allgemeinen Erfahrungssatz nicht viel später fallen.

Hierzu stimmen ganz vortrefflich die bekannte Meldung des Tacitus von den alten Liedern (*carmina antiqua*), welche die einzige Form geschichtlicher Erinnerung bei den Germanen seien (Germania, Kap. 2), und seine weitere über Arminius, ,,der noch jetzt bei den Barbarenstämmen besungen wird" (Annalen Buch II, Kap. 88). Zwar braucht bei diesen Liedern und dieser Besingung nach dem Wortlaut nicht nur an Heldenlieder und Heldensang gedacht werden, und Heusler möchte diese Stellen auf Merkverse oder Preisgedichte deuten. Aber die Merkverse enthielten keine eigentliche Geschichtsüberlieferung, sondern nur das Skelett einer solchen, und die Preisgedichte pflegten, wie Heusler selbst zugibt, nicht ,,alt" zu werden, während die langlebigen Heldenfabeln wie volle, lebendige Geschichte aussahen und noch im Mittelalter dafür gegolten haben. Nur, wer im Bann der Vorstellung steht, die Heldenpoesie sei erst durch die Goten bei uns aufgekommen, wird die Heldensagenzeugnisse bei Tacitus leugnen wollen. Alle anderen, so sämtliche älteren Erklärer, klassische Philologen wie Germanisten, haben sie anerkannt.

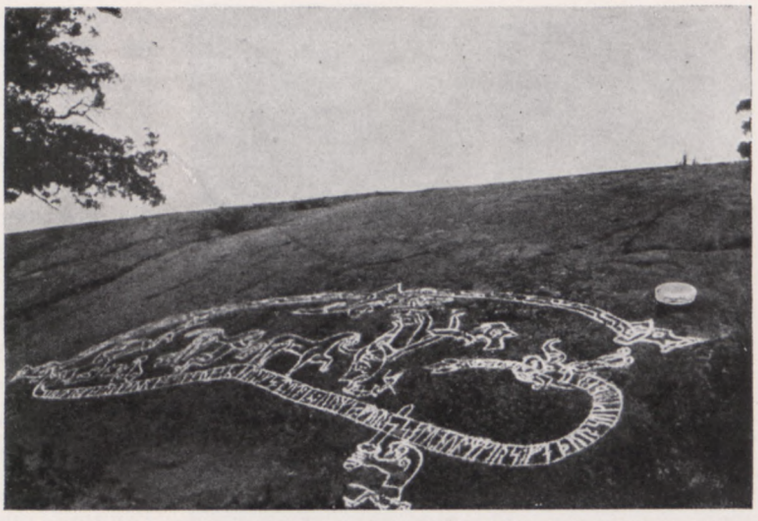
Auch die große Zahl historisch nicht anknüpfbarer Heldenfabeln spricht für höheres Alter der heroischen Dichtung als um 300 n. Chr. Besonders gilt dies von den nordischen Stoffen. Der älteste datierbare von diesen, die wahrscheinlich von Hause aus anglische Geschichte von Uffos (Offas) Erwachen zur Mannhaftigkeit, dem blinden Vater zur Freude, hat ihre Wirklichkeitsgrundlage um 350. Der zweitälteste Held ist der Dänenfürst Rolf Krake, der in die erste Hälfte des sechsten Jahrhunderts fällt. Er ist ein Skjöldung. Die älteren Angehörigen dieser Königssippe lebten also früher. In Rolfs Geburtsjahr 495 (?) starb sein Großvater, der ,,hohe" Halfdan, der um 440 geboren sein wird, zur selben Zeit etwa wie der Gautenkönig Hrōdilas (Hrēđel) (vgl. A. Heusler, Zeitrechnung im Beowulfepos, Arch. f. d. Stud. d. neueren Sprachen u. Lit. 124 [1910], S. 9—14). Es gab noch frühere skjöldungische Herrscher über Dänemark, so den Friedens-Frodi, und den Stammvater und Namengeber des Geschlechtes, Skjöld (angelsächsisch *Scyld*), auch diese von Dichtern besungen. Der Friedens-Frodi galt gelehrten Leuten im Mittelalter als Zeitgenosse des Augustus und der Geburt Christi, indem man den von ihm herbeigeführten und geschützten Landfrieden der Schließung des Janustempels unter dem ersten Imperator zeitlich gleichsetzte. Mag nun diese Gleichung den Anlaß gegeben haben zur Datierung des Friedens-Frodi um den Anfang unserer Zeitrechnung oder nicht, jedenfalls wird sie im Einklang gestanden haben mit dem, was man aus heimischer Überlieferung über die älteren Skjöldunge wußte, eine Annahme, welche die Quellen bestätigen, besonders die wichtigste, die hier in Frage kommt, das alte Stammbaumgedicht der schwedisch-norwegischen Ynglingar, die Ynglingentafel. Nach dieser lagen zwischen König Fjölnir von Uppsala, dem Zeitgenossen des Friedens-Frodi von Lejre, und den Schwedenkönigen um 500, die durch ihre Gräber bei Alt-Uppsala, den angelsächsischen Beowulf und die Namensfolge der Ynglingentafel selbst übereinstimmend datiert werden, zwölf Menschenalter, d. h. es denkt sich Frodi etwa zur selben Zeit lebend wie die mittelalterlichen Lateiner, nämlich im ersten Jahrhundert. Man kann diese Zeitbestimmung bezweifeln, und wer dürfte es wagen, von ihrer genauen Richtigkeit zu sprechen? Sie mag immerhin um hundert oder zweihundert Jahre in die Irre gehen, sei es nach unten oder nach

oben. Aber es dürfte unmöglich sein, sie zu widerlegen oder durch eine bessere, wahrscheinlichere zu ersetzen.

Gehen wir also davon aus, daß das skjöldungische Herrscherhaus ungefähr so alt ist wie die christliche Ära, so rückt das andere dänische Fürstenhaus, das die Heldendichtung kennt, das der Siklinge von Ringsted, in den Zeitraum vor dem Jahre 1. Denn daß die Siklinge Vorgänger der Skjöldunge waren, darüber ist man einig. Der ältest bezeugte von ihnen ist *Sigar*, der als *Sigehere*, langlebiger König der Seedänen, im Wīdsīð vorkommt, in einer Liste meist undatierter Fürsten und Helden, darunter Hagen, Fürst der Holmrugier, den wir oben vermutungsweise um 400 v. Chr. setzten. Nach den altnordischen Quellen und der ausführlichen Nacherzählung und Nachdichtung bei Saxo besang ein altes Lied ihn als Schwiegervater und Widersacher des Hagbard und seinen Ratgeber, Blind den Unheilstifter, als Gegenspieler des heroischen Liebespaares Hagbard und Signy. Die Fabel enthält nichts, was verböte oder dagegen bedenklich machen könnte, ihr ein sehr hohes Alter zuzutrauen. Sie ist so grundheidnisch wie irgendeine der germanischen Heldensagen, das Seelenleben ihrer Personen herbe, hart und leidenschaftlich, ihr Aufbau straff und wohlabgewogen mit kurzer, schlagender Rede und Antwort. Die künstlerischen Vorzüge dieser Dichtung, der starke Eindruck, den sie macht, und den wir heute noch lebendig nachempfinden, erklärt es zur Genüge, daß sie in jenen schriftlosen, zerstreuungsarmen Zeiten viele Jahrhunderte hindurch beliebt sein und fortleben konnte, bei getauften Generationen dem gewandelten Lebensgefühl und neuem Geschmack sich anpassend und Sproßformen „modernen" Geistes aus sich erzeugend. Beides ist der Fall gewesen: Nachfolgerin des stabreimenden Liedes wurde eine gefühlvoll-pathetische Ballade, eine der beliebtesten des skandinavischen Mittelalters, und an die trotzige Geschichte von Hagbard schlossen sich ausgesprochenere Liebesfabeln, die reizvollen Erfindungen von Alf und Alfhild, die nach Irrung und Erprobung sich finden als Wiking und Kampfmaid (vgl. oben S. 87), und von Sigrid (Syritha), der schamhaft-spröden Königstochter, an deren keusches Herz schließlich doch die Liebe rührt und sie bezwingt. Es ist eine ähnliche Entwicklung wie die, welche der ebenfalls uralte Hildestoff durchgemacht hat, auch er eine Fabel von der Liebe als Triebrad des Heldentrotzes. Im deutschen Gudrunepos des Hochmittelalters ist der tragische Schluß der Hildesage abgebrochen und ersetzt durch ein „gutes", gemütliches Ende — ähnlich wie die Hildebrandgeschichte im jüngeren Liede statt mit der Tötung des Sohnes durch den zuschlagen müssenden Vater mit einem solennen Frühstück bei Mutter Ute endet. Auch die im Epos vorgeschobene Hagengeschichte und die dort angehängte Gudrungeschichte enden festlich und heiter, letztere allerdings erst, nachdem Gudrun ihre trotzige Treue altertümlich und großartig bewährt hat.

Man wird nicht erwarten, daß solche Beispiele von Langlebigkeit, wie der Hagbard- und der Hildestoff sie zu bieten scheinen, häufig sind. Das meiste, was germanische Heldendichter schufen, wird allenfalls ein paar Jahrhunderte und höchstens ein Jahrtausend überdauert haben. Nun nennt der Wīdsīð an der angeführten Stelle, die man mit Recht als ein Repertoireverzeichnis angesprochen hat, eine Menge Personen, die nicht nur undatiert, sondern überhaupt sonst unbekannt oder doch in dem hier gemeinten Zusammenhang unbekannt sind: einen Schwabenherrscher Witta, den Warnen Billung, den Wülfing Helm, den Thüringer Wōd, den Chattuarier Hūn, Wate als Fürsten der Helsinge u. a. Dies müssen Dichtungshelden sein, deren Geschichte in frühangelsächsischer Zeit noch bekannt war, deren Lied vielleicht noch erklang, die aber später vergessen oder — wie Wate — nur in anderen Rollen fortgeführt worden sind. Ihre Schöpfung aber wird in ähnlich frühe Zeiten hinaufreichen wie die des Holmrugiers Hagen und des Dänen Sigar. Auch anderswo sind uns Heldennamen ohne Fabel

überliefert. Für sie alle gilt derselbe Gesichtspunkt. Sie fallen für hohes, vorchristliches Alter der Heldenpoesie ins Gewicht.



174. Die Sage von Sigurd, dem Fafnirtöter. Steinritzung auf dem Ramsundfelsen in Södermannland.

Auch gewisse erhaltene, undatierte Stoffe haben eher für alt als für jung zu gelten, d. h. sie werden im Norden eher vor das Jahr 300 fallen als nach ihm. Wie der Gudrunstoff auf seine innere Art hin im Kern (ohne den heiteren Schluß) von Heusler für alt erklärt worden ist, obgleich wir ihn lediglich aus der Ambraser Handschrift kennen, so sind z. B. auch Hamlets Rache und Helgis Tod vermutlich Werke der vorhistorischen Frühzeit. Hamlet — der in seiner Urgestalt von keines Gedankens Blässe angekränkelt, sondern ein unter erdrückenden Schwierigkeiten sich zäh und klug Behauptender und schließlich glanzvoll Handelnder und Siegender ist — macht mit seiner düsteren Eigenart und der landschaftlichen Besonderheit der jütischen Nordseeküste einen höchst archaischen Eindruck; er sieht aus wie der älteste der vielen germanischen Rächerhelden, wie ein ungleich älterer Bruder der Rächerin Kriemhild. Der Helgistoff scheint, wie Rudolf Much gezeigt hat, zurückzugehen auf römerzeitliche Ereignisse und Verhältnisse östlich der Elbe; der „Fesselhain", in welchem Helgi durch den Speer des Wodan fällt, ist vielleicht der von Tacitus uns geschilderte heilige Hain der Semnonen. Zu Helgi und Hamlet treten aber wohl Jung-Siegfried und Wieland. Was Siegfried mit Elben, Drachen und der verzauberten Schläferin erlebt, das stammt zwar nicht, wie vor hundert Jahren auch kluge Männer träumten, aus einer unvorstellbaren „mythischen Urzeit", aber es scheint viel älter zu sein als die historisierende Dichtung von den Burgundenkönigen und von Attila. Sigurds Verhältnis zu Sigrdrifa erinnert so stark an das des altirischen Helden Cuchulinn zu dem Jenseitswesen Scathach und an andere keltische Feensagen, daß unsere Gedanken auf die keltisch-germanische Urgemeinschaft gelenkt werden, aus der überhaupt alles stammen kann, was einst der große Keltist Heinrich Zimmer als Belege für den Einfluß wikingischer Nibelungendichtung auf die Iren glaubte anführen zu können und was schon darum nicht so beurteilt werden kann und übrigens auch fast gar keine Beachtung gefunden hat, weil Zimmer mit der hochdeutschen Sagenform arbeitete, die im Norden gar nicht belegt ist. Das Wielandlied steht insofern vereinzelt unter unseren heroischen Fabeln, als sein Held kein Mensch, sondern ein untermenschlicher Albe ist, entsprechend handelt und doch als Unterdrückter, der sich kraftvoll aufrichtet, unsere menschliche Sympathie hat. Die Isolierung spricht für Altertum, und auch das spricht dafür, daß der nordische Text Kleinfürsten in Schweden voraussetzt, also anscheinend die Zeit, wo der weithin herrschende Stuhl von Uppsala noch nicht errichtet war.

Halten wir diese vier Sagen für älter als das Jahr 300, so bleibt für den jüngeren Zeitraum

175. Die Sigurdsage. Schnitzereien aus der Kirche von Hyllestad, Norwegen. (Fett, a. a. O.)

noch genug und übergenug, unter anderem die ganze Fülle der Gotenstoffe (Hunnenschlacht, Hildebrand, Dietrich von Bern), die Dichtungen von den Burgunden und Hunnen (deren Keimpunkte 437 und 453 liegen, Untergang des Wormser Reiches und Attilas Tod), die von dem merowingischen Wolfdietrich, von Rolf Krake, Beowulf, der Brawallaschlacht, Starkad, dem Wikingführer Half aus Rogaland, von Rosamund und von Turisind. Es ist ganz natürlich, daß die spät entstandenen Fabeln in unseren Quellen die große Mehrzahl bilden, auch wegen des wohl alle anderen überstrahlenden menschlich-dichterischen Wertes der Dichtungen von Brünhild und vom Burgundenuntergang, der berühmten Nibelungenstoffe, die zusammengejocht das altdeutsche Nationalepos ergeben haben und schon vorher die ganze germanische Welt erobert hatten, so daß die Skandinavier, voran die Isländer, in Sigurd (Sigfrid) und Gudrun (Kriemhild) ebenso die berühmtesten Figuren der alten Heldenwelt sahen wie die Nieder- und Hochdeutschen.

Auch die germanistische Forschung und der Lehrbetrieb der Hochschulen haben „Nibelungensage" und „Nibelungenlied" von jeher stark, letztere ohne Zweifel zu stark bevorzugt. Ihnen, und manchmal nur ihnen, entnahm man seine Begriffe von germanischer Heldendichtung.

So entstanden zwei weitverbreitete Irrtümer: der vom germanischen Epos und der vom Mythos als der Grundlage der Heldendichtung und von der Zerlegbarkeit dieser in Mythos und Geschichte.

Man ging vom Nibelungenliede aus, dem bekanntlich lange die germanistischen Hauptbemühungen auch in textkritischer Hinsicht gegolten haben und in dem man vor allem ein Gegenstück zu Ilias und Odyssee sah, das deutsche Epos, ebenbürtig oder doch vergleichbar dem bewunderten Homer. Diese griechisch-deutsche Parallele erweiterte Lachmann dahin, daß er der Hypothese des Friedrich August Wolf über die Entstehung der Ilias aus Liedern seine berühmt gewordene „Liedertheorie" an die Seite stellte: das Nibelungenepos sollte entprechend durch Zusammenfügung von zwanzig Liedern entstanden sein. Hätten Lachmann und die Lachmannianer auch nur die Edda mit der gleichen Liebe und Aufmerksamkeit gelesen wie den Homer — von den anderen stabreimenden und sonstigen älteren Quellen unserer Heldenpoesie zu schweigen —, so wäre die „Liedertheorie" wohl niemals aufgestellt worden. Denn dann hätte es diesen Philologen aufgehen müssen, daß die dem Epos vorausliegenden Lieder, die man in Griechenland postulierte, ohne sie zu besitzen, in Germanien vorhanden sind und daß man sie nur mit

dem mittelhochdeutschen Nibelungengedicht zu vergleichen braucht, um dessen Vorgeschichte so klar und sicher vor sich ausgebreitet zu sehen, wie die der homerischen Epen niemals werden kann, solange nicht neue Funde den Graecisten zu Hilfe kommen. Es handelt sich um das Alte Sigurdslied und das Alte Etzellied der Edda, Denkmäler, die gewiß ihre Schwierigkeiten bieten, vielleicht größere als Homer, die aber nun doch einmal die nächsten Verwandten und die Vorstufen des zweigeteilten Nibelungenepos darstellen.

Davon kann sich heutzutage auch der Laie mit geringer Mühe überzeugen: er vertiefe sich in die genannten beiden Eddalieder an Hand von Genzmers meisterhafter Verdeutschung (Thule Bd. I), lese sodann das Nibelungenepos (am besten in der Neuausgabe von Simrocks Modernisierung desselben, die A. Heusler bei der Deutschen Buchgemeinschaft hat erscheinen lassen) und suche aus der Breite und dem Episodenreichtum des altdeutschen Versbuches die Fabel herauszulösen, d. h. den in wenigen Sätzen wiedergebbaren Handlungszusammenhang, der das Ganze trägt und seine — bzw. seiner Hälften — Einheit begründet. Diese Aufgabe ist nicht schwer, denn der Inhalt des „Nibelungenliedes" wurde ja schon oft nacherzählt, und wer es mit offenen Augen las, dem schwebt, auch ohne daß er solche Darstellungen kennt, sozusagen die Seele der Dichtung deutlich vor: an die Werbungsfahrt nach Isenstein, wobei Sigfrid den Freund vertritt und Brünhild überlistet, schließen sich Doppelhochzeit und jener Zank der Königinnen, durch den Brünhild über die ihr zugefügte Schmach aufgeklärt wird, und so reizt sie mit Erfolg Hagen auf, Sigfrid zu erschlagen; mit des Helden Fall und den eindrucksvollen Szenen an seiner Leiche schließt der erste Teil; der zweite erzählt die Rache, welche Kriemhild als Etzels Frau an ihren Brüdern nimmt, die fest und treu ausharren bis zum letzten Atemzug, mit Hagen als trotzigem Vorkämpfer, und den Sühnehieb des Meister Hildebrand gegen die „Teufelin".

176. Sigfridsage. Ausschnitt vom Zwickel des Südportals von Santa Maria la Real in Sangüessa (Navarra), 2. Hälfte des 12. Jahrh. (Phot. Archiv „Mas".)

Der Zusammenhang der Hälften liegt im Charakter dieser Hauptheldin: aus der glücklich liebenden Gattin, der untröstlichen Witwe, wird mit einer Art seelischer Notwendigkeit die unerbittliche Rächerin; weil Sigfrid so herrlich ist und Kriemhild so stolz auf ihn, wie zuerst der Zank es offenbart, kann sie ihn nicht vergessen und muß den an ihm begangenen Verrat den Tätern heimzahlen mit allen Mitteln und mit Opferung ihres ganzen Lebensglücks, so daß der Tod von Hildebrands Klinge der Siegreichen willkommen ist. Wir empfinden Kriemhildens Lebenslauf als einheitlich und folgerecht, ihr Wesen und Schicksal als groß, mögen wir im Leben und in der Theorie die Rache noch so entschieden verwerfen. Das ist der Triumph des letzten Dichters, des unbekannten Österreichers, der um 1200 das vorliegende Epos schuf.

Die älteren Dichter wußten von dieser Kriemhildeneinheit wohl auch schon etwas, wenn sie sie auch noch nicht gestalteten, ja es ist verlockend anzunehmen, daß sie den Anstoß gegeben hat zu der Umbildung der Burgundenfabel, durch welche Kriemhild erst zur Rächerin an den eigenen Brüdern geworden ist. Ursprünglich nämlich rächte sie umgekehrt diese ihre Brüder, und zwar an Etzel, ihrem Manne. Die älteste Kriemhildenrache war eine Brüder-, keine Gattenrache. Sie hatte also gar keinen inneren Zusammenhang mit der Fabel von Brünhild, dem Frauenzank und Sigfrids Tod und gewann diesen erst dadurch, daß einmal ein Dichter — vermutlich ein Bayer vor dem neunten Jahrhundert — sich in neuem Sinne, wohl angeregt durch Lebenseindrücke, in die Persönlichkeit der in beiden Fabeln auftretenden Kriemhild vertiefte und sie zur Protagonistin des Burgundenuntergangs erhob. Mitgewirkt hat dabei die Rücksicht auf das Bild des Hunnenkönigs, so wie dieses für die Oberdeutschen feststand. Diese kannten nämlich aus den Heldenliedern der Goten, ihrer Nachbarn und der alten Bundesgenossen der Hunnen, nur den milden Etzel, während die Franken

und Nordleute das Andenken an die Gottesgeißel bewahrten, der die Burgunden zum Opfer gefallen waren und die selbst durch die Rache einer Frau ihr Ende gefunden hatte. Diese Ereignisse von 437 und 453 leben mit anderen Erinnerungen aus der Zeit in den nordischen Liedern, zumal im Alten Etzelliede, handgreiflich nach, und das ist der Hauptgrund, weshalb jene Lieder für die ältesten Gestaltungen der Fabel, bzw. der Fabeln, zu gelten haben. Die Linie von den evidenten geschichtlichen Keimen zum Nibelungenepos führt durch Sigurdslied und Etzellied. Besäßen wir diese nicht, wären sie verloren wie die Lieder oder Rhapsodien, die den homerischen Epen vorausgegangen sind, so müßten wir ihre ,,Sagenform" — d. h. den Gang der Handlung, den sie darstellen — erschließen.

Das wäre ,,Sagengeschichte", so wie man sie früher trieb, als man die nordischen Denkmäler ignorierte oder ihre Bedeutung unterschätzte. Damals sprach man auch von ,,Heldensage", während wir es vorziehen, ,,Heldendichtung" zu sagen, eingedenk des Charakters aller unserer Hauptquellen als Dichtungen und der Tatsache, daß jede Heldenfabel — auch die in Prosa oder in fremdsprachlichem Auszug überlieferte — ihrem Wesen nach Poesie ist. So sind denn auch die ältesten Fassungen der Werbungs- und der Burgundenfabel Gedichte, Eddalieder, so daß wir aus ihnen nicht bloß die älteste ,,Sagenform" erkennen können — die sich auch konstruieren ließe —, sondern die älteste Darstellungsform überhaupt.

An dieser Form ist in unserem Zusammenhang das Beachtenswerteste die liedhafte Kürze. Wer das Alte Etzellied mit dem zweiten Teil des Nibelungengedichtes vergleicht, dem wird sie auffallen. Sie stellt sich dar als straffer, gutgegliederter Aufbau mit kurzen, dramatischen Reden. Das Epos geht in die Breite, schwelgt in Schilderungen, Episoden und Wiederholungen, und seine Reden sind vielfach undramatisch, rückblickend oder sonstwie abschweifend. Ungeachtet jedoch dieses tiefen Unterschiedes zwischen epischer Breite und liedhafter Kürze, ist es klar, daß Lied und Epos dasselbe darstellen, dieselbe Fabel enthalten. Mag aus der Brüderrächerin eine Gattenrächerin geworden sein, es ist nicht nur immer noch die rächende Kriemhild, auch die Art, wie sie ihre Rache verwirklicht, ist mit Knabentötung, Saalbrand, Weigerung des letzten Burgunden bis ins Einzelne noch dieselbe. Mag Brünhilds Seelenleben teilweise rätselhaft sein im Epos, ihr Verschwinden befremdend, die Freierprobe nicht mehr Flammenritt sein, sondern aus Wettkämpfen bestehen, der Frauenzank aus dem Flusse in den Palast und in den Gang zum Münster verlegt sein: die Identität der unvollkommenen Geschichte von Brünhild und Sigfrid mit der straffen, klaren Handlung des Alten Sigurdsliedes liegt vor Augen. Und aus diesen Gleichungen ergibt sich, wodurch Lieder zu Epen werden: durch Aufschwellung, nicht durch Zusammenstückung.

Ein Einwand liegt nahe: die Edda ist eine isländische Handschrift des 13. Jahrhunderts; wie können in ihr enthaltene Texte die Vorstufe des etwa gleichzeitigen süddeutschen Epos enthalten?

Sie können es insofern, als die meisten Eddalieder weit älter sind als die Handschrift, in der sie stehen, und die in Frage kommenden Nibelungengedichte zu denjenigen eddischen Heldenliedern gehören, die nichts sind als nordische Übersetzungen oder treue Bearbeitungen südgermanischer Urtexte. Altes Sigurdslied und Altes Etzellied sind, wie Wielands-, Hunnenschlacht- und Hamdirlied, deutsche Gedichte in isländischem Gewande. Sie ersetzen uns also die fränkischen Urlieder, die, um 500 gedichtet, nach Norden zu den Skandinaviern gewandert sind wie nach Süden zu den Bayern, sei es schon bald nach ihrer Entstehung, sei es im 9. Jahrhundert zur See nach Tönsberg in Südnorwegen. Ein dort um 880 geschaffenes Skaldengedicht, des Thorbjörn Hornklofi Haraldskvæði auf Sieg und Hofhaltung des Harald Schönhaar (vgl. oben S. 74), ist in Ausdruck und Versbau dem Alten Etzelliede so überraschend eng verwandt, daß wir nicht umhin können, in dem Skalden Thorbjörn einen — wenn nicht den — norwegischen Bearbeiter des fränkischen Burgundenliedes zu sehen. (Das über die Nibelungen und die Epenfrage Gesagte beruht zum größten Teil auf A. Heuslers Arbeiten ,,Lied und Epos", Dortmund 1903, und ,,Nibelungensage und Nibelungenlied", 3. Aufl., Dortmund 1929. Man vergleiche auch des Verfassers Studie ,,Die Nibelungen in Norwegen" im Deutschnordischen Jahrbuch [Jena, Diederichs] 1929.)

Die Skaldik ist die Haupterscheinung auf dem Gebiete des Zeitgedichts, also in der zweiten der beiden höheren Gattungen der altgermanischen Poesie. Statt ,,Zeitgedicht" sagen wir auch ,,Preislied", denn es handelt sich bei diesem Typus um das Lob des Gönners — also in der Regel des Fürsten; die altnordischen Bezeichnungen sind *lof* (Lob) und *hróðr* (Ruhm). Daneben gibt es im alten Norden sogenannte ,,Erblieder" (*erfikvæði*), Gedichte zu Ehren Verstorbener, die beim Erbmahl (*erfi*) vorgetragen wurden und als Abart des Preisliedes betrachtet werden können.

Doch stellt das merkwürdigste aller Erbgedichte sich entschieden abseits: der „Sohnesverlust" des Egil Skallagrimsson, ein Stück, in dem das Lob des ertrunkenen Sohnes zwar anklingt, dessen eigentlicher Inhalt jedoch die Gefühle des tiefverwundeten Vaters sind, also ein lyrisches Ichbekenntnis, und zwar eins von ergreifender Aufrichtigkeit und menschlicher Tiefe, ein unschätzbares Seelendokument aus Heidentagen. Es spricht unmittelbar zu unseren Herzen, nicht nur mit der Trauer und dem Einsamkeitsgefühl des gealterten Dichters, ebenso mit seinen Racheregungen gegen den Meerriesen Ägir, mit seinem trotzigen Aufblick zu Odin, der den Sohn raubte, doch die Grundlagen des Lebensglücks schenkte, Skaldengabe und mannhaftes Wesen, und mit seinem gefaßten Hinschauen auf die Todesgöttin Hel, die auf dem Vorgebirge, beim Sippenhügel, des Todgeweihten harrt. Mit gutem Grunde nimmt das Lied „Sohnesverlust" einen breiten Ehrenplatz ein in der wohlabgewogenen Darstellung eines so feinen Kenners wie Axel Olrik (A. Olrik, Nordisches Geistesleben in heidnischer und frühchristlicher Zeit, deutsch von Ranisch, Heidelberg 1908), der es überzeugend mit anderen Lebenszeugnissen Egils in Verbindung setzt, vor allem mit dem tiefen Eindruck, den der Tod seines Bruders in der Schlacht bei Brunanburg 936 auf ihn gemacht, und der sich ebenfalls in Versen niedergeschlagen hat. Es ist das uralte Sippengefühl, das hier wie dort den Skalden beherrscht. Gleichzeitig aber findet Olrik bei diesem ganz neue Gefühle und Fähigkeiten. Er spricht von einem Durchbruch der Persönlichkeit, vom ersten Auftreten starker Lyrik, von dem „weltgeschichtlichen Punkt, wo das innere Erlebnis mehr gilt als die äußere Tat". „Die mächtigen Wogen, die durch Egils Seele gehen — Jubel in der Gefahr und niederdrückender Kummer —, bedeuten einen Wendepunkt im Leben der nordischen Menschen."

Der ausgezeichnete dänische Forscher meinte mithin, es habe nicht nur solche Lyrik, sondern auch solche starken Seelenbewegungen wie bei Egil und Höherbewertung des Seelischen gegenüber der äußeren Tat vor Egil nicht gegeben. Er findet also immerhin das selbstbewußte Individuum schon im 10. Jahrhundert, ein Dritteljahrtausend oder länger vor dem Auftreten des berühmten Renaissancemenschen, der immer noch sehr vielen als der erste Individualist gilt, der das kollektiv gebundene Mittelalter überwunden und dem „modernen" Weltgefühl die Bahn gebrochen habe. In dieser Einsicht Olriks liegt ein Fortschritt, dem weiteste Beachtung gewünscht werden muß (vgl. Georg Misch, Egil Skallagrimssohn, Deutsche Vierteljahrsschrift für Geistesgeschichte VI, 1928). Aber ebenso liegt es auf der Hand, daß Olrik noch in dem gleichen Denkschema befangen war, aus dem die Burckhardtsche Renaissancelegende vom befreiten Individuum hervorgegangen ist: auch er glaubte die Geburtsstunde dieses Individuums da festlegen zu müssen, wo er von dessen Lebensäußerungen starke Eindrücke davongetragen hatte. Was für den südlich gerichteten Basler Gelehrten Boccaccio und Petrarca waren, das waren für den nordisch gerichteten Kopenhagener Egil und andere Skalden der Wikingzeit. Wie jener das Mittelalter mit Wolfram von Eschenbach und Kriemhild vergaß, so dieser die älteren germanischen Lebenszeugnisse, nicht zu reden von der einfachen Überlegung, daß, wenn der scheinbar älteste Beleg für eine Erscheinung deren erstes Auftreten bedeutete, dies ein sonderbarer Zufall wäre, zumal in schriftarmen Zeiten. Dem kollektiv-gebundenen Mittelalter Burckhardts entspricht die feste, den Einzelnen verschwinden lassende Bauerngesellschaft Olriks, welche andere die „primitive Gemeinschaft" nennen. Dort entspringt als Gegensatz die Moderne, hier das Wikingtum mit Egil.

Heutzutage können solche aus Künstlerbedürfnis geborenen und mit Künstlerkraft wirkenden Vereinfachungen nicht mehr gutgeheißen werden. Wie die neueste Forschung von Burckhardts Hauptthese abgefallen ist, indem sie schlagend zeigte, daß so gut wie alle seine Renaissancemerkmale sich schon im Mittelalter finden, namentlich im Frankreich des 12. Jahrhunderts (ich verweise auf die bahnbrechende Arbeit des Schweden Johan Nordström in Uppsala, Medeltid och renässance, in dem Sammelwerk Världshistoria von Tunberg und Bring, VI. Band, Stockholm 1929), so ist auch Olriks Evolutionismus veraltet. Wir sehen in Egils Selbstgefühl und Lyrismus nichts als ein besonders wertvolles und interessantes Dokument vorchristlich-germanischen Lebensgefühls und Dichtens; wir werten diese Erscheinungen nicht anders als des Skalden Sippenbindung und seinen Glauben an Riesen und Götter.

177. Runenkästlein aus Walroßzahn. Auftritt aus der Wielandfabel. Baduhild kommt in die Schmiede. London, Britisches Museum. Aus Auzun. (Brown, The arts of early England II.)

Wie inhaltlich, so wurzelt auch der Form nach der ,,Sohnesverlust" durchaus in älterer germanischer Übung. ,,Das Versmaß hat Egil von der Ynglingentafel übernommen, auch die Sprache ähnelt ihr," sagt Andreas Heusler in dem besonders lesenswerten, vierzehnten Abschnitt über das Preislied, auf den zur Ergänzung unserer Darstellung verwiesen sei.

Auch die Ynglingentafel (*Ynglingatal*) ist ein Erblied, das weder Zeit- noch eigentlich Preisgedicht genannt werden könnte. Sie wurde um 900 von dem norwegischen Skalden Thjodolf von Hwin für einen kleineren Vetter des großen Harald Schönhaar verfaßt. Ungefähr vierzig Strophen sind erhalten (Deutsch von Niedner, Thule 14, 37 ff.) und offenbaren strengen Kunstwillen und imponierende Formbeherrschung; ,,dank den punktierenden Rhythmen bleibt eine stählene Schlankheit . . . so eindringlich durchgeführt, daß das Lied ein bestimmtes Bewegungsgefühl hinterläßt" (Heusler). Gleichbleibend ist auch der Inhalt, insofern der Reihe nach von dreißig Ynglingern dasselbe erzählt wird, nämlich wie jeder starb, manchmal auch wo er begraben liegt. Abwechslung entsteht durch die Verschiedenheit der Namen — auf die göttlichen Urahnen Njörd und Frey folgen die menschlichen Uppsalakönige Fjölnir, Sveigdir, Vanlandi, Visbur und die anderen, zuletzt die lange Reihe der vokalisch anlautenden, Alrek und Eirik, Alf und Yngvi, Egil, Ottar, Adils usw. —, der Todesart und vor allem der erfinderischen Ausdrucksweise, des variierten skaldischen Umschreibungsstils, der ein wichtiges Unterscheidungsmerkmal zwischen Skalden- und Eddadichtung, ja vermutlich zwischen Preis- und Sagenlied überhaupt darstellt. Indem das Denkmal dem Andenken Verstorbener dient, ist es gleichsam ein dreißigfaches Erblied. Lob ertönt, knapp und kurz wie alles andere, in seiner letzten Strophe, die Huldigung an den lebenden Gönner, den erwähnten Kleinfürsten, dem aber auch die lange Ahnentafel und die klingenden Namen darin schmeicheln. So handelt es sich in einem gewissen Sinne allerdings um ein Preisgedicht, aber Zeitgedicht könnte dieser mythisch-historische Katalog unmöglich heißen, eher schon Merkversreihe oder Thula (siehe oben und Heusler S. 90).

Die Stellung des ,,Sohnesverlustes" und der Ynglingentafel neben oder zwischen den poetischen Gattungen veranschaulicht etwas Allgemeines: die altgermanische Dichtung ist überhaupt schlecht rubrizierbar. Nicht bloß die Gattungen, welche sie selbst klärlich aufweist, zeigen viele Übergänge, Ausnahmen und große Buntheit innerhalb der einzelnen. Auch die vermeintlich allgemeingültigen Hauptarten der Dichtkunst, Epik, Lyrik und Drama, finden sich in ihr nicht wieder und hätten daher niemals für allgemeingültig ausgegeben werden können, wenn die Ästhetiker immer die Edda und die ihr verwandten Reste gebührend berücksichtigt hätten (vgl. Thule 20, S. 40). Es gab zwar dramatisch geschaute Szenen in der germanischen Poesie, namentlich in den Heldenliedern des doppelseitigen und des einseitigen Erzähltypus (siehe über diese die Einleitungen in Thule, Ed. I; B. Symons, Die Lieder

178. Runenkästchen aus Auzun. Darstellung aus dem Leben des Meisterschützen Egil, des Bruders Wielands. Er verteidigt mit Hilfe seiner Frau sein Heim. (Brown, a. a. O.)

der Edda I [Halle 1906], S. CCCXVIff.; G. Neckel, Die altnordische Literatur, Leipzig und Berlin 1923 [Aus Natur u. Geisteswelt Nr. 782]); aber ein wirkliches Drama, mit Bühne und Schauspielern, hat es nicht gegeben; das kam erst im Mittelalter auf. Entsprechend verhält es sich, wie wir sahen, mit dem Epos, dem Versbuche homerisch-vergilischen Zuschnitts. Die erzählenden Lieder, die Epen wie Beowulf und Nibelungen vorausliegen, erzählten nicht ,,episch", sondern eher dramatisch oder hymnisch, also lyrisch. Als reine Lyrik, in der Art der Sappho, Horaz, Goethe oder Mörike, möchte man am ehesten die Losen Strophen der Skalden und alles andere Skaldische ansprechen, das nicht Preislied ist, also unter anderem Egils ,,Sohnesverlust". Doch man braucht sich nur etwas tiefer in diese Denkmäler zu versenken, um die Kluft gewahr zu werden, die zwischen ihnen auf der einen, der antiken und neueren Lyrik auf der anderen liegt. Sie sind Neuland für den durchschnittlichen Literarhistoriker wie für die allgemeine Bildung: ein Land wohl ohne Duft und ohne zartes, ahnungsvolles Klingen, aber mit einer eigenen, männlichen Musik und mit Sprachtönen, in denen starkes Gefühl und echte Leidenschaft sich gleichsam verdichten, gemäß der keuschen und herben Wortkargheit des Volkscharakters. In diesem Lande mit Genuß zu wandern, ist heute dem Deutschen sehr erleichtert durch die vortrefflichen Übersetzungenvon Felix Genzmer.

Die besten und zugleich sehr ansprechende Beispiele des germanischen Fürstenpreisliedes sind drei altnorwegische Gedichte: das Harald-, Eirik- und Hakonlied, auf Harald Schönhaar und seine ungleichen Söhne, Eirik Blutaxt und Hakon den Guten. Sie stehen auf der Grenze des Zeitgedichts und des Sagenliedes, wenigstens wenn wir jenes durch die Skaldik dargestellt sein lassen, die Drāpur (Einzahl Drāpa), die zum Lobe der altnordischen Könige erklangen.

Eine Drapa pflegt die Taten des zu Feiernden tatsachenfroh und genau vorzutragen — mit wie viel Schiffen er ausfuhr, wo die Schlacht geschlagen wurde usw. —; das herkömmliche Lob wegen Tapferkeit und Freigebigkeit tritt als zweites Element hinzu; und das dritte ist eine reichgeschmückte Schnörkelsprache, die auch gleichgültigen Einzelheiten den Glanz des Außerordentlichen verleiht. Bewundernswerte Kunst und erstaunliche Sprachgewandtheit offenbaren sich in diesen nach verwickelten Regeln über Einleitung, Hauptteil, Schluß und Kehrreim aufgebauten Gebilden, deren ältestes die Ragnarsdrāpa des Bragi Boddason ist (um 800), ein ,,Schildgedicht", d. h. es beschreibt die Sagenreliefs auf einem vom Könige

Ragnar dem Skalden geschenkten, kostbaren Schilde. Auch spätere Skalden haben Schildgedichte verfaßt, z. B. Egil Skallagrimsson. Bragi, oder eher ein Vorgänger von ihm, haben Schule gemacht, so wie die Sitte des Schildschenkens selbst sich fortgepflanzt hat. Die Ragnarsdrāpa aber beansprucht vorzügliches Interesse wegen ihres Alters und wegen des Anfängerstadiums, das ihr Versbau einzunehmen scheint. Man ersieht aus ihr, daß Bragi Heldenlieder kannte und vorzutragen pflegte, wie auch spätere Skalden ererbte Sagengedichte und eigene Drapur in ihrem Repertoire vereinigt haben. Auch sonst ist Bragi merkwürdig als Typus: als Großbauer im westlichen Norwegen ansässig, hat er die Königshöfe von Schweden und Dänemark und norwegische Kleinfürsten besucht, so jenen König Hjör von Rogaland und Hardanger, von dem oben die Rede war. Hier erscheint er als Ratgeber der Familie, denn er erkennt das mindere Blut eines untergeschobenen Sohnes der Königin und bewirkt, daß die echten Nachkommen in ihr Recht eingesetzt werden. Weise Männer, die zu derartigem Eingreifen imstande waren, hatten altgermanische Fürsten auch sonst in ihrer Umgebung. Das waren die ,,Reichen und Ratenden", die das Alte Etzellied am burgundischen Hofe anwesend sein läßt, die Bilwis, Bölwis, Unferd, Berchtung und sonstigen Ratgeber der Heldendichtung, die ,,grauen Kerle" des Beowulfepos, d. h. die klugen unter diesen. Die Tätigkeit dieser Leute war mannigfaltig, ihr Dichten — wenn sie es betrieben — nur eine Praxis neben anderen, ideellen und praktischen. Zu jenen gehörte die Seher- und Zaubererfunktion, also etwas, was in Kulturen mit Arbeitsteilung dem Priester zufällt. Es scheint, daß hierauf der Name ,,Skalde" beruht. Altnordisch *skāld*, Neutrum, geht wohl zurück auf eine ältere Form *skawalda* ,,der oder die schaut" (zu *schauen*). Was Bragi in der Halle des Hjör leistet, ist ein Schauen, nämlich ein Durchschauen. Wenn er von Gefjon dichtet, der Göttin, die mit ihrem Ochsengespann die Insel Seeland aus Schweden herauspflügte, von der Midgardschlange, die dem hammerschwingenden Thor an der Angel hängt, von den Augen des Riesen Thiazi, die der Donnergott zornig an den Himmel warf, wo sie als Sterne leuchten: so ist das poetische Schau dessen, was gemeine Augen nicht sehen. So haben sich Bragis geistigem Blick gewiß auch die Anfänge der Welt und ihr Untergang in der Zukunft enthüllt, die Geheimnisse der Seherin der Wöluspā, und vielleicht war es ebensowenig unter seiner Würde, Bauern das Wetter zu weissagen, wie die Seherinnen (die *vǫlur*, Einzahl *vǫlva*, Wölwa) dies verschmähten. Wer Wetter prophezeit, kann oft auch Wetter machen. Das ging mittelst Beschwörung der unsichtbaren Wichte, die Wind, Regen, Bergrutsche bewirken konnten, und zu solcher Beschwörung taugte eine Sprache, die nichts mit seinem gewöhnlichen Namen nannte, sondern alles umschrieb, die ,,Sprache der Götter und Geister", wie man sie genannt hat, — die Skaldensprache. Daß die Wurzeln des skaldischen Umschreibungsstils im Boden des Aberglaubens stecken, ist eine längst ausgesprochene Vermutung, die sehr vieles für sich hat (Alberta J. Portengen, De oudgermaansche Dichtertaal in haar ethnologisch Verband, Leiden 1915. — Wolfgang Krause, Die Kenning als typische Stilfigur der germanischen und keltischen Dichtersprache, Halle 1930).

Nimmt man dies alles zusammen, so scheint zweierlei daraus hervorzugehen: Fürstenberater, Skalde und Heldensänger sind von Haus aus eine Person gewesen; und die Skaldensprache, die ein so besonderes, fremdartiges Gesicht zeigt, hat eine uralte Vergangenheit bei den Germanen. Ist das erste richtig, so zeigt sich von neuem die Gegenstandlosigkeit der Frage, wann Heldensänger und Heldensang in Germanien aufgekommen sind, ob durch die Goten des 4. Jahrhunderts oder früher. Sie waren von jeher, d. h. seit vorgermanischer Zeit, vorhanden, weil der Typus Bragi vorhanden war. Ist das zweite richtig, so bedeutet dies eine Warnung für diejenigen, welche entscheidendes Gewicht legen wollen auf die keltisch-irische Bedingtheit

der Skaldendichtung und diese daher für nicht älter als ihre Denkmäler und für nur in Norwegen und Island verbreitet halten.

Letzteres wird schon widerlegt durch gewisse Runenfunde: die Dose von Sigtuna und der Stein von Karlevi zeigen, daß auch in Schweden skaldische Verse und Strophen gedrechselt worden sind, und die Grabplatte von Eggjum bei Bergen lehrt, daß dort schon um 650 skaldische Umschreibungen vorkamen. Ferner sind diese, wenn auch seltener und in einfacheren Formen, auch südgermanisch in Gebrauch gewesen, besonders bei den Angelsachsen, aber auch bei den Deutschen, wie noch Wolfram von Eschenbach durch Umschreibungen wie *strîtes ruoder* und *'der heiden hagel'* (für Schwerter') bezeugt (Parzival 304, 8; Willehalm 54, 24). Sie erweisen sich mithin als altes Stilmittel der germanischen Poesie, so gut wie der Stabreim und der freie — nicht silbenzählende — Versbau, der alle Stabreimverse beherrscht — ausgenommen die in den erhaltenen Losen Strophen und Drapur.

Hier werden nämlich die Silben fast so pedantisch gezählt wie bei den Meistersingern. Dazu kommen genaue Regeln über die Stellung der Stäbe und die Binnenreime. Dies entfernt die überlieferte Skaldik so entschieden von der gesamten sonstigen Stabreimpoesie und sogar von großen Teilen der deutschen, englischen und nordischen Endreimdichtung, daß der Verdacht fremder Einflüsse dringend wird. Andere als keltische oder durch Kelten vermittelte antike kommen nicht in Betracht. Da nun auch im einzelnen gewisse merkwürdige Ähnlichkeiten zwischen der Skaldik und altirischer Kunstpoesie bestehen, so ergibt sich der Schluß als unvermeidlich, daß Wikinge, die im 7. Jahrhundert oder früher nach Irland kamen, dem dortigen Dichtungsbetrieb die Dinge abgesehen haben, die dem nordischen Preisliede und den Losen Strophen einen bis dahin in Germanien unerhörten esoterischen und schwierigen — man könnte auch sagen: meistersingerischen Charakter verliehen. Daher rührt das eigentümliche Doppelgesicht der überlieferten Skaldik, die Mischung gut germanischer Züge in Inhalt und Form mit fremdartigen, exotischen. Es ist nicht ganz leicht, diese Mischung zu verstehen und zu genießen, und so wird es begreiflich, daß die Skaldenlieder lange im Rufe gestanden haben, absonderlich und unzugänglich zu sein. Dem widersprach schon 1904 der Germanist Rudolf Meißner in einem feinsinnigen Vortrag, der auf die dichterischen Werte dieser Literatur hinwies (R. Meißner, Skaldenpoesie, Halle 1904), und neuerdings haben die Forschungen des schwedischen Philologen Ernst Kock gezeigt, daß die Sprache der Skalden natürlicher, im germanischen Sinne normaler ist, als ihre Erklärer bis dahin annahmen.

Immerhin bleibt der Abstand einer gewöhnlichen Drapa von den obengenannten drei altnorwegischen Zeitgedichten bedeutend. Am meisten springt in die Augen, daß das Haraldlied und seine beiden Nachfolger, obgleich es Preis-, bzw. Erbgedichte sind, sich zunächst als Sagenlieder darstellen, also eddisch wirken. Jenes entwickelt seinen Vorwurf, den Sieg im Hafrsfjord und die Hofhaltung König Haralds, in einem Dialog zwischen einer Walküre und einem Raben Odins, einem Frage- und Antwortspiel, das an mythologische Eddastücke wie das Wafthrudnirlied erinnert. Das Eiriklied spielt in Walhall, wo Odin mit den Seinen den schlachttoten Eirik und die von ihm besiegten Fürsten, die sein Gefolge bilden, ehrenvoll empfängt. Das Hakonlied, von Eywind Skaldaspillir, führt seine Hörer zuerst auf das Schlachtfeld, wo Heervaters Walküren den todwunden König besuchen, und dann nach Walhall, wo wiederum Odin den erlauchten Gast begrüßt. „Ein kostbares Sittengemälde," sagt A. Heusler vom Haraldliede, „getränkt von der gehobenen Stimmung des Zeitgenossen. Zugleich unter allen nordischen Preisliedern das altertümlichste; wir ahnen hier, wie einst Goten und Franken auf ihre Herrscher gedichtet haben mögen." Von den beiden jüngeren Stücken gilt Ähnliches.

Lehrer-Bibliothek des Gymnasiums zu STOLP

(Alle drei Denkmäler sind gut verdeutscht durch F. Genzmer im Anhange zu Thule Bd. 2. Vgl. Genzmer, Das eddische Preislied, Paul-Braunes Beiträge 44, 146ff.)

Eirik- und Hakonlied, die von Odin und Walhall handeln, können Götterlieder heißen. Und so führen sie uns hinüber zu der zweiten Art der Sagengedichte, den mythologischen.

Während die erste Art, das Heldenlied, nachweislich gemeingermanisch ist, da es auch bei den Südgermanen Vertreter nicht nur gehabt haben muß, sondern quellenmäßig aufweist (das altdeutsche Hildebrands- und das altenglische Hengestbruchstück), liegen Götterlieder ebenso wie Skaldenstücke nur im Norden vor, nämlich in der isländischen Edda. Diese läßt ihrem Heldenzyklus von Helgi und den Nibelungen einen mythischen vorausgehen, der anhebt mit der Wöluspā und Lieder von den einzelnen Göttern folgen läßt, bis das Gedicht vom Elben Wieland den Übergang in die heroische Sphäre bildet.

Aber zum mindesten von der Wöluspā, dem großartigen und weitberühmten Eingangsstück, steht fest, daß ihre Wurzeln südwärts über die Meere sich erstrecken.

Die dritte Strophe, mit der die Schilderung des Weltschicksals anhebt, lautet so:

Urzeit war es,
Da Ymir hauste:
Nicht war Sand noch See
Noch Salzwogen,
Nicht Erde unten
Noch oben Himmel,
Gähnung grundlos,
Doch Gras nirgend.

Dies klingt deutlich wieder in den Eingangsversen des sogenannten Wessobrunner Gebetes, das ein bayerischer Geistlicher ums Jahr 800 in einen lateinischen Codex eingetragen hat. Urväterweisheit in stabenden Zeilen lag ihm im Sinne, und so schickte er seiner prosaischen Bitte an den allmächtigen Gott um rechten Glauben, guten Willen, Verstand und Kraft, dem Teufel zu widerstehen, diese Verse voraus:

Das weiß ich unter den Menschen
Als der Wunder größtes,
Daß Erde nicht war
Noch oben Himmel
Noch Baum noch Berg war,
Kein Silberstern
Und die Sonne nicht schien,
Der Mond nicht leuchtete
Noch die mächtige See.

Unser Geistlicher muß ein Dichter gewesen sein, denn er hat das Überlieferte so umgedichtet, daß es mit der Bibel vereinbar wurde: den Urriesen Ymir, aus dessen Leibesteilen die Heidengötter die Welt aufbauten, und die grundlose Gähnung des Ginnungagap hat er beseitigt und nur die verneinenden Elemente beibehalten und vielleicht vermehrt, die anschauliche Schilderung dessen, was noch nicht da war. Diese christliche Umdichtung geht aber keineswegs so weit, daß Zweifel entstehen könnten über das, was hier umgedichtet ist. Schon die Brüder Grimm erkannten im Wessobrunner Gebet mit Recht die Wöluspa, und einer ihrer Nachfolger, der Baseler Germanist Rudolf Kögel, hat von einer Wöluspa der mitteldeutschen Stämme gesprochen (R. Kögel, Geschichte der deutschen Literatur, I. Bd., Straßburg 1894, S. 33). Er stützte diese Annahme außer auf das altbayerische Denkmal auf einen Brief des Bischofs Daniel von Winchester an Bonifatius aus den Jahren 723—25, worin von kosmogonischen Überlieferungen — vielleicht Gedichten — der Germanen die Rede ist, die von den christlichen abweichen: danach war die Materie älter als die Gottheit, d. h. als die Götter, und es gab vor Entstehung der Götter und der jetzt sichtbaren Welt einen Zustand der Dinge, in dem es nirgends möglich war, zu leben oder zu wohnen, also ein Chaos. Die lateinischen Ausdrücke an dieser Stelle erinnern wiederum stark an die Wöluspā, und zwar an deren fünfte Strophe, die nebst der vierten hier folgen möge:

— Bis Burs Söhne
Den Boden hoben,
Sie, die Midgard,
Den mächtgen, schufen;
Die Sonne von Süden
Sah aufs Gestein:
Grüne Gräser
Im Grund wuchsen.

Die Sonne von Süden,
Des Monds Gesell,
Schlang die Rechte
Um den Rand des Himmels:
Die Sonne kannte
Ihre Säle nicht;
Der Mond kannte
Seine Macht noch nicht;
Die Sterne kannten
Ihre Stätte nicht.

Die Sterne kehren im Wessobrunner Text wieder, die Säle und die Stätten — die mangelnden Wohnungen — bei Daniel von Winchester, und die Gesamtvorstellung bei beiden südgermanischen Zeugen. Unter diesen Umständen darf das einstige Dasein eines südgermanischen Gedichtes von der Weltentstehung ebenso als erwiesen gelten wie die Abstammung des ersten Teiles der Wöluspa von diesem. Das ist freilich noch keine „Wöluspa der mitteldeutschen Stämme". Denn das Eddalied erzählt in seinem zweiten und dritten Teil vom Krieg der Asen mit den Wanen, von der Verpfändung des Odinsauges, Balders Tod, den Vorboten des Weltuntergangs und diesem selbst mit Naturkatastrophe und Fall der kämpfenden Götter, endlich vom Wiederauftauchen der ins Meer versunkenen Welt einst in fernster Zukunft und dem jungen Asengeschlecht auf Gimlē. Alles dies, was die nordische Seherin in farbigen Bildern vor uns aufrollt, fehlt im Süden. Das großartige Ganze der eddischen Komposition, die keine Kosmogonie, sondern eine alles umspannende Kosmologie ist, läßt sich als alt und gemeingermanisch nicht nachweisen. Dies hat Kögel übersehen oder vergessen hervorzuheben, und daher ist seiner deutschen Wöluspa so viel Geringschätzung und Totschweigen zuteil geworden.

Eine Möglichkeit bleibt es immer, daß es umfassende Gedichte wie die Wöluspā, Vorläuferinnen dieser, auch bei den Südgermanen gegeben hat. Sie wären wenig wunderbarer als die Wöluspā selbst, die, obgleich im Verbande der ihr stilistisch ähnelnden Eddalieder auftretend, doch mit ihrem großen Wurf und ihrem visionären Charakter ausgeprägt allein steht und zahlreiche Erklärungs- und Datierungsversuche herausgefordert hat. Auch ist es nicht gelungen, den Inhalt des Denkmals — oder die Inhalte — als jungen Ursprungs (etwa zur Wikingzeit entlehnt) zu erweisen; vielmehr spricht alles dafür, daß mindestens die Mehrzahl der Einzelmotive (etwa das gefesselte Ungeheuer und sein Loskommen beim Weltende) und vor allem die Grundvorstellung vom ewigen Streit der Götter und Riesen sehr alt sind (darüber mehr im VIII. Abschnitt). Würde also einmal die südgermanische Wöluspā auftauchen, so wäre das eigentlich nur insofern eine Überraschung, als heidnische Mythendichtung im Süden fast in keinem bisher bekannten Fall die Bekehrung überlebt hat. Abgesehen von den Merseburger Zaubersprüchen, gelangte nur was der neuen Lehre nicht zu widersprechen schien, schon im frühen Mittelalter aufs Pergament, so die Schilderung des Ur-Nichts, die der Wessobrunner Geistliche uns gerettet hat, so ferner der Begriff *Muspilli*. Gehört jene in den Eingang der nordischen Kosmologie, so dieser an das Ende.

Strophe 38 der Wöluspā hebt an: Von Norden ein Kiel fährt: — Es nahen Muspells — Leute dem Land.

Eine andere Vorstellung von Muspells Leuten taucht auf in dem Gedichte „Lokis Zankreden" (Lokasenna), wo Loki den Freyr zum Schweigen bringt durch folgenden Vorwurf (Str. 42):

Gymirs Tochter
Hast du mit Gold gekauft
Und verschenkt dein Schwert;
Doch wenn Muspells Söhne
Über den Myrkwid reiten,
Hast du, Wicht, keine Wehr!

Die erste Hälfte dieser Strophe scheint anzuspielen auf das Skirnirlied, wo Freyrs Freiwerber der schönen Riesin Gerd, Gymirs Tochter, Gold anbietet und ihr mit dem Schwerte droht, um sie der Werbung seines Herrn geneigt zu machen; allerdings setzt Loki voraus, daß auch das Schwert ein Lockmittel war. Die zweite Hälfte führt in die Götterkämpfe beim Weltuntergang hinein: wenn die Söhne Muspells, feurige Reiter, durch die Luft geritten kommen über den ,,Dunkelwald", den Grenzwald Midgards, dann wird Freyr, der ihnen entgegentreten sollte, sein Schwert schmerzlich vermissen. Auch in der Wöluspā wird Freyr das Opfer eines Feuerdämons, des Surt:

Von Süden kommt Surt
Mit sengender Glut; . . .
Dann naht neue
Not der Göttin,
Wenn wider den Wolf
Walvater zieht
Und gegen Surt
Der sonnige Freyr.

Diese Verse schließen unmittelbar an die von den Muspellsleuten an, die als von Norden (oder Osten) kommende Schiffer dargestellt werden, entsprechend dem Seegesichtskreis der Wöluspā und ihrer Häufung der Kämpfe beim Ragnarök, wobei die Rollen verteilt werden mußten zur Gewinnung eines Gesamtbildes. Daß Surt und die Muspellsleute eigentlich zusammengehören und mit Seefahrt nichts zu tun haben, weiß noch Snorri Sturluson, der gelehrte Isländer des 13. Jahrhunderts, und sagt es deutlich in seiner prosaischen Edda: dort ist Muspellsheim die südliche Feuerwelt, Surt ist ,,Landesverteidiger" in diesem Bezirk, und beim Ragnarök ,,klafft der (südliche) Himmel auseinander, und von da oben kommen die Muspellssöhne geritten. Surt reitet voran, vor sich und hinter sich Feuer. Sein Schwert ist ein Wunderwerk; es strahlt heller als die Sonne" (Thule 20, S. 52; 83f.; 111; man vergleiche die Einleitung S. 3ff.). Es ist mithin dasselbe, wenn in ,,Lokis Zankreden" Freyr den Muspellssöhnen gegenübertritt und in der Wöluspā und bei Snorri durch Surt fällt. Surt und sein Gefolge, die Muspellsleute, waren feuertragende Luftreiter, die beim Weltende alles verheeren.

Als solche fügten sie sich leicht ein in die christliche Lehre vom Feuer, mit dem Gott beim Jüngsten Gericht die sündige Welt heimsucht (nach Matth. 13, 40—42 und anderen Bibelstellen), ja, sie waren geeignet, dieses fromme Schreckbild eindrucksvoller zu gestalten und es zugleich anzuknüpfen an den hergebrachten Volksglauben, gemäß einer Politik, welche die Kirche, wie in anderen Ländern, so auch in Deutschland nachweislich befolgt hat. So erklärt es sich, daß zwei geistliche deutsche Dichter des neunten Jahrhunderts bei Schilderung des Weltendes den heimischen Begriff Muspell verwenden. Im altsächsischen Heliand heißt es Vers 2591: ,,— bis die Macht des Mudspell über die Menschen fährt, das Ende dieser Welt", und in einer altbayerischen Predigt: ,,es fährt der Gerichtstag ins Land, fährt mit Feuer die Leute heimsuchen, dann vermag keiner seinen Vetter zu retten vor dem Muspilli" (Braune, Althochdeutsches Lesebuch, Nr. XXX, Vers 57). Beide Stellen sind stabreimend, setzen also Vertrautheit mit vorchristlicher Poesie voraus, und sie klingen nahe an an die mitgeteilten Eddaverse, namentlich die erste an das Zitat aus Lokis Zankreden. Denn Mudspells ,,Macht" (*megin*) ist seine Kriegsmacht, sein Gefolge, und ,,fahren" bedeutet so viel wie reiten.

Wir müssen folgern, daß in Deutschland ebenso wie im Norden heidnische Verse von den Muspellsleuten umgegangen sind, ein Gedicht vom Weltende. Es kann dasselbe gewesen sein, aus dem die Formel von der Erde unten und dem Himmel oben stammte. Dann war es etwas wie die deutsche Wöluspā. Das zu vermutende hohe Alter dieser Dichtung oder doch ihres Inhalts wird bestätigt durch das Wort Muspell, Muspilli, das noch niemand hat erklären können, und das anscheinend schon den Urhebern der ältesten nordischen Quellen dunkel gewesen ist.

(Vgl. Verf., Studien zu den germanischen Dichtungen vom Weltuntergang, Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philos.-histor. Klasse, 1918 [Heidelberg, Carl Winter].)

Schon Tacitus bezeugt mythologische Dichtung für alle Germanen, also auch für Deutschland, wenn er von den alten Gedichten spricht, in denen sie den erdgeborenen Gott Twisto, seinen Sohn Mannus und dessen Söhne, die Stammväter der Ingväonen, Erminonen und Istväonen, feierten. Es war also kosmogonische Poesie, dasselbe, was wir im ersten Teil der Wöluspā, im Wessobrunner Text und anderswo in Germanien besitzen, und der Inhalt war gutenteils derselbe, denn noch Snorri weiß von dem aus dem Gestein des Ginnungagap hervorgegangenen Urvater der Götter und Menschen (Thule 20, S. 54), und im mittelalterlichen Gotland lebte noch eine Überlieferung, die mit der Mannusmythe engstens verwandt ist (Gutalag och Gutasaga ed. Hugo Pipping, Kopenhagen 1905—7, S. 62). Und da es Verse waren, wird nicht nur der Inhalt, sondern auch die Form der stabenden Kosmogonien Germaniens auf die carmina antiqua des Tacitus zurückgehen. Langlebige Inhalte pflegen versgebunden zu existieren. Der Römer bezeugt uns sozusagen die älteste Wöluspā.

Daß er gerade kosmogonische Stoffe der germanischen Poesie erwähnt, liegt an seinem Zusammenhang: er handelt von dem Eingeborensein, der Autochthonie der Germanen und will durch deren eigene Überlieferungen sie begründen und veranschaulichen.

Im Anschluß daran kommt er auf gewisse Urgeschichtsfabeln zu sprechen, von angeblicher Anwesenheit klassischer Heroen in Germanien, und berichtet nun in diesem Zusammenhang, wiederum zur Bestätigung, die Germanen besängen beim Aufmarsch zum Kampf den „Herkules" als den ersten aller starken und tapferen Männer. Schwerlich kann dieser germanische Herkules ein anderer sein als Donar, der nordische Thor, von dem anscheinend römische Kaufleute erzählt hatten. Das hat zuerst Karl Müllenhoff erkannt und es einleuchtend begründet (Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde, Bd. 4, S. 133—135). Er wußte noch nichts von dem normannischen Schlachtruf *Tur aie*!, Thor helfe! (siehe A. Heusler a. a. O. S. 54), der eine Lücke seines Beweises schlagend ausfüllt, und von den nordischen Preisliedern auf Thor, die ihn ergänzen. Unter diesen ist hervorzuheben eine Strophe des Isländers Thorbjörn des Disenskalden aus dem 10. Jahrhundert, welche die an Riesen und Riesenweibern vollzogenen Totschläge des Hammergottes aufzählt:

Es dröhnt' in Keilas Kopfe,
Kjallandi mußt' fallen,
Als gefällt du Lut und Leidi,
Buseyra ihr Blut ließ,
Hengjankjapta verendete,
Hyrrokkin hinstürzte,
Am schnellsten doch die dunkle
Svivör fand ihr Ende*).

Eine solche Tatenreihe des „Freundes der Männerscharen" (altnordisch *vinr verliða*, Bezeichnung Thors im Hymirliede) würde in den Mund germanischer Kämpfer der Römerzeit nicht übel passen. Ihr hohes Alter als Typus und als Kultlied wird dadurch bestätigt, daß im Veda der donnerkeilbewehrte Indra, dessen nahe Verwandtschaft mit Donar-Thor man längst bemerkt hat, in ähnlicher Weise gefeiert wird: „Zum Heil laßt uns anrufen Indra, den Herrn, den ersten der Männer in der Schlacht . . . ihn, der die Feinde schlägt und Schätze ersiegt" ist der Kehrreim mehrerer Indra-Hymnen; er heißt der, „den beim Zusammenstoß beide Schlachtreihen beschwören, Freund und Feind"; und seine Taten, dieselben etwa wie die Thors, werden mehrfach ungefähr so aufgezählt wie bei Thorbjörn: „Das sind, Herr des Donnerkeils, deine Werke, daß du am selben Tage neunundneunzig Burgen, am Abend die hundertste

*) Finnur Jónsson, Den norsk-islandske Skjaldedigtning B I (Kopenhagen 1912), S. 135.

gewannst, den Vṛtra schlugest und den Namuci schlugest"; „du schlugest den Ahi . . . , du Kraftgeborener"; „du schlugest den Drachen, der die Wasser umlagerte" (Aus den ausgewählten Hymnen bei A. Hillebrandt, Lieder des Ṛgveda, Göttingen u. Leipzig 1913, S. 40ff.). Der Schluß auf urindogermanische Verherrlichung des wohltätigen Donnergottes in gebundener Rede ist wenig unsicherer als der entsprechende bei den Zauberformeln, von denen oben die Rede war.

Alt, zum mindesten urgermanisch, sind ferner Gebete an die Mutter Erde und andere Gottheiten. In einem angelsächsischen Spruch heißt es: „Ostwärts wende ich mich, um Wohltaten bitte ich, die Erde bitte ich und den Himmel oben, daß mein Zauber ziehe und die Felder sprießen." Und weiterhin in demselben Spruch: „Erke, Erke, Mutter der Erde . . ." (Grein u. Wülcker, Bibliothek der angelsächsischen Poesie, I. Bd., Kassel 1883, S. 313f. [die christliche Übermalung ist beseitigt]). Auch das schöne Gebet im Eddaliede von der erweckten Walküre gedenkt der Erde und des Himmels, jedoch des letzteren nur in Gestalt persönlicher Götter:

Heil dir, Tag!
Heil euch, Tagsöhne!
Heil Nacht und Nachtkind!
Mit holden Augen
schaut her auf uns
und gebt uns Sitzenden Sieg!

Heil euch, Asen!
Heil euch, Asinnen!
Heil dir, fruchtschwere Flur!
Rat und Rede
gebt uns ruhmreichen beiden
und heilkräftige Hände!

So spricht die Odinsmaid im eigenen und im Namen von Jung-Sigurd, der sie auf Bergeshöhe aus dem Zauberschlaf weckte, und mit dem zusammen sie Himmel und Lande weithin überschaut, geschwellt von Hoffnung auf den Helden, der seine Laufbahn in ihrem Geiste vollbringen wird (Thule 1, 134).

Die erzählenden Götterlieder dagegen und die lehrhaft-dialogischen, welche die Edda uns mitteilt, erlauben bisher keine Anknüpfung, weder südwärts in Germanien noch — abgesehen vom Thrymliede, dessen Inhalt baltische Gegenstücke hat — auswärts: das Thrymlied, das die Heimholung des Hammers durch den als Riesenbraut verkleideten Thor flott und launig erzählt; das Hymirlied, von der Heimholung des Kessels und anderen Mythen; das Skirnirlied, von Freyrs Werbung um Gerd; das Gedicht vom „Graubart", in dem Odin und Thor sich feindlich unterreden und in ergötzlichen Kontrast gestellt werden; Grimnir- und Wafthrudnirlied, die wichtigen Sammelbecken mythologischen Einzelwissens; und anderes, bei Genzmer (Thule Bd. 2 und in der Volksausgabe, Jena 1933, S. 42ff.) bequem Zugängliche.

Das Alter aller dieser Denkmäler ist höchst strittig und wird schwerlich je zuverlässig festgestellt werden. Selbst der plausible Gedanke, daß das künstliche Hymirlied jünger ist als das natürliche Gedicht von Thrym, wird von einigen Gelehrten angefochten. So fehlt es denn auch an einer einhelligen Meinung über die Heimat der eddischen Götterlieder; die einen denken lieber an Norwegen, die anderen lieber an Island, die Stätte der Aufzeichnung und des längsten Fortlebens auch unter dem Kreuz.

Die Verdienste der Isländer um die Bewahrung der altgermanischen Dichtung und der altgermanischen Überlieferungen im ganzen sind ohnegleichen (vgl. Verf. im ersten Bande der Festschrift Deutsche Islandforschung, Breslau und Leipzig 1930). Ihnen wird weitaus das meiste verdankt, was über vorchristlich-germanisches Leben und Dichten uns zu wissen vergönnt ist.

In keinem Zweige der Literatur bilden Leben und Dichten so sehr ein untrennbares Ganzes wie in der stabenden Spruchdichtung. Keine andere der altgermanischen Versgattungen

179. Steindenkmal des Skalden Thorgeir. (Nach F. Niedner, Islands Kultur zur Wikingerzeit.)

ist so unmittelbar aufschlußreich für das heidnische Leben und die Wertungsweise, die es beherrschte, wie die gnomischen Gedichte der Edda, voran das sogenannte Alte Sittengedicht, die „Hāvamāl I" (deutsch von Genzmer, Thule 2, 121ff. Vgl. Heusler, Die zwei altnordischen Sittengedichte der Havamal, Sitzungsberichte der Berliner Akademie der Wissenschaften, 1917). Freilich ist es nicht die ganze alte Gesellschaft, deren Daseinsgefühl sich hier niedergeschlagen hat, sondern nur die breite Schicht der kleinen und mittleren Bauern, und zwar in ihrer altnorwegischen Spielart, mit Berg- und Fjordumgebung, Ziegenhaltung, Schindelhütten und Renntieren an feuchtem Gebirgsabhang. Aber gerade dieses Milieu ist uns sonst nur spärlich bekannt. Die Heldenpoesie spielte und fand ihre Pflege vornehmlich in der fürstlichen Oberschicht, und die unschätzbaren Lebensbilder der Saga entstammen dem isländischen Häuptlings- und Großbauerntum. (Daß auch aus den Sagas viel wertvolle Einsicht in das alte Leben zu gewinnen ist, zeigt namentlich Heusler in dem feinsinnigen Buche „Das Strafrecht der Isländersagas", Leipzig 1911.)

„Mit unbeirrbarer Sicherheit trägt dieser Nordmann seine volkstümliche Weisheit vor. Eine Gesinnung spricht zu uns, die seit Jahrhunderten vom Vater auf den Sohn gegangen, die selbstverständlich und triebhaft geworden ist und die noch nichts ahnt von den Erschütterungen durch den Glauben des Südens." Es ist die Ethik der unbefangenen Selbstbejahung, wozu auch gehört, daß mit dem Egoismus der anderen als fester Größe gerechnet wird. Da also Egoismus gegen Egoismus steht, erscheint Kampf in jedem Sinne als das Wesen des Daseins — das *struggle for existence* Darwins, der Geltungsdrang Nietzsches, auch an den Krieg als Vater aller Dinge, das tiefe Wort des griechischen Weisen, denken wir bei diesen altgermanischen Sprüchen ebenso wie bei den Lebensbildern und der Menschenkenntnis der Saga. Unmoderner berühren wohl die Ratschläge, die der Spruchweise aus seiner Einsicht folgert: sei klug, halte die Augen offen, sei mißtrauisch, laß dir nichts bieten, sei tapfer, versitze die Vergeltung nicht, sieh gelassen dem Schicksal ins Auge, werde dir der guten Dinge des Lebens voll

bewußt, pflege zumal deine Freundschaften, denn die Hauptfreude des Menschen ist der Mensch, trage den Kopf hoch, sei froh und halte deinen Ehrenschild rein bis zum letzten Augenblick, denn das einzige, was das Leben überdauert, ist der gute Name.

Der allgemeinste Zug dieser Sittlichkeit ist, wie man sieht, ihre Diesseitigkeit. Nicht aus übernatürlichem Gebot oder göttlicher Offenbarung leitet sie sich her, sondern aus der empirisch-intuitiv erfaßten Menschennatur. Kein Jenseits, keine Gottesgnade oder -strafe stellt sie in Aussicht, sondern den Ruhm, den *orðstīr*.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die altnorwegischen Bauern, die diese Grundsätze bejahten, ihren Götterglauben und andere Religiosität besaßen, und in der Überlieferung tritt das Alte Sittengedicht als Weisheit Odins auf (*Hāvamāl* bedeutet „Reden des Hohen", d. i. Odins). Aber offenbar verstand man es in weiten Kreisen, das Leben nicht nur ohne Religion zu leben, sondern auch ohne Religion in ihm einen Sinn zu finden.

Der feste Mittelpunkt dieses Sinnsystems ist das Ich, wobei man um so ruhiger an Fichte denken mag, als dieses großen Philosophen Weltanschauung — im Gegensatz etwa zu der eines Cartesius — in erster Linie ebenso willensbestimmt sein dürfte wie die altgermanische. Wie entschieden und skrupelfrei der Spruchweise vom Ich ausgeht, wie hoch er die Persönlichkeit stellt, zeigen am klarsten zwei beisammenstehende Strophen, die so übersetzt werden können: „Glücklich der, der selbst bestimmt, was ihm erlaubt ist und was ihm nützt; schwer arbeitet's sich mit dem, was man aus eines anderen Brust beziehen muß. Glücklich der, der selbst bestimmt, was ihm erlaubt ist und was ihm nützt; denn üble Anweisung hat man oft empfangen aus eines anderen Brust." (Dies wurde klargestellt durch einen Aufsatz des isländischen Gelehrten Guðmundur Finnbogason über die „Lebensanschauung der Havamal und Aristoteles" in der Zeitschrift Skírnir [Reykjavík] 1929.) Natürlich bedeutet dies nur Ermutigung des Selbstgewissen im praktischen, nicht etwa im theoretischen oder philosophischen Sinne. Nicht die Kantische „Maxime seines Handelns" soll der einzelne selbst bestimmen. Daß jemand wie Diogenes oder wie ein Bettelmönch sich kleiden und verhalten oder nach dem Satze verfahren könnte, Unterwerfung und Vergebung seien besser als Selbstbehauptung und Vergeltung (also nach der christlichen Lehre vom Backenstreich), derartiges lag außerhalb der seelischen Möglichkeiten. Von „Umwertung der Werte" (die dann das Christentum vorgenommen hat) läßt der heidnische Nordmann sich nichts träumen. Steht er doch fest in dem überlieferten Fühlen und Denken der Vorfahren. Was er im Einklang mit diesem ausspricht, ist nur: Willst du glücklich sein, so bestimme in jedem Falle selbst dein Handeln, nicht nur nach dessen Nutzen, sondern auch nach dessen Würdigkeit und Erlaubtheit; laß dich weder stören durch Ratschlag noch durch Verbot. Ein Beispiel wäre: willst du ein Mädchen heiraten, mit dem du einig bist, und ihr Vater verbietet ihr die Ehe mit dir, so ist es das Richtige für dich, dich nicht entmutigen zu lassen, sondern dem Ziele weiter nachzustreben (man kann die Geliebte entführen, wie Arminius mit Thusnelda tat, man kann um sie kämpfen, wie Hetel um Hilde, man kann auch durch Fürsprache sich helfen, wie Sörli in der Saga von den Leuten am Lautersee, Thule 11, 141ff.). Nur der Kraftlose, für das wahre Glück Talentlose, beherzigt das nicht.

Dieses Beispiel ist auch insofern lehrreich, als es eine interessante Seite der Hāwamālsittlichkeit weiter beleuchtet, nämlich ihre Überordnung des einzelnen über die Sippe. Auch die Saga lehrt, daß die Sippenbindungen lange nicht so heilig waren, wie manche Bücher über das Frühgermanentum es darstellen, wie es romantische Lehre war und heute wieder von den Gläubigen der „primitiven Gemeinschaft" behauptet wird (vgl. oben S. 1f., 135). Nicht bloß die Hāwamāl mit ihrer Betonung des Ich, des einzelnen und die anderen nordischen Quellen

widersprechen diesen schematischen Übertreibungen. Eins der ersten Fakta aus der Geschichte der Germanen ist Thusneldas Eigenmächtigkeit. Auch Kriemhild sagt sich von den Blutsverwandten los, weil sie ihr den geliebten Mann getötet haben, und nimmt sogar blutige Rache an ihnen. Das ist nicht ungermanisch oder ,,mittelalterlich", wie man gemeint hat, sondern im Sinne der Hāvamāl sogar germanischer als die Rache für die Brüder, die der Kriemhild ursprünglich oblag.

,,Selber leite du dich selbst", spricht in einem Eddaliede die tote Groa zu ihrem jungen Sohn. Das ist ebenso Urvätergrundsatz, wie es heute noch so entschieden der Wahlspruch der Isländer ist, daß sogar gedruckte Warenempfehlungen mit diesem Wort an die Initiative des Publikums appellieren. Auch neuerem deutschem Denken ist es nicht ganz fremd, wie z. B. Goethes ,,Urworte orphisch" nebst seinen Erläuterungen zeigen können. (Es ist nämlich ungefähr dasselbe, ob man erklärt, angeborene Kraft und Eigenheit bestimme mehr als alles Übrige des Menschen Schicksal (Goethe) oder ob man Selbstbestimmung als Norm und Ideal hinstellt.) Und jedenfalls spricht es einen Grundsatz gesunder Wissenschaft aus: der Forscher muß Selbstdenker sein und darf nichts ohne Gründe auf Treu' und Glauben von anderen übernehmen; wenn einer, so hat er die Pflicht, sich selbst zu leiten, und wenn einen, so beglückt dies ihn. Seltsam mag es erscheinen, daß ein heidnischer Bauer im kalten Nordland das Prinzip der Wissenschaft formulieren konnte. Die Seltsamkeit vermindert sich oder schwindet ganz, wenn man neben die merkwürdigen Strophen der Hāvamāl die Tatsache hält, daß im 10. Jahrhundert der Isländer Thorstein Surt auf Grund eigener Beobachtung und Messung der Sonnensteigung den Kalender berichtigt hat (man vergleiche Deutsch-nordisches Jahrbuch 1929, S. 110. Siehe oben S. 122). Schon dieser Heide leitete sich selbst, so gut wie Kopernikus.

Wer sich leitet, weist sich nicht nur die Richtung; er zügelt sich auch. Das Ich, das unser Spruchweiser meint, ist kein ungehemmt sich auslebendes oder gehenlassendes. Wie er die Ehre hochschätzt und die heroische Selbstbeherrschung, so auch das Maßhalten im Alltag:

Nicht klebe man am Becher,
Trinke Bier mit Maß,
Spreche gut oder gar nichts;
Niemand wird
Dein Benehmen tadeln,
Gehst du bald zu Bett.

Der Gefräßige,
Wenn er Vorsicht nicht kennt,
Ißt sich Übelkeit an;
Dem törichten Mann
Wird sein Magen zum Spott,
Wenn er zu Klugen kommt.

Die Herden wissen,
Wann sie heim sollen,
Und gehn dann aus dem Gras;
Der unkluge Mensch
Ahnt aber nie
Seines Magens Maß.

Wenn in der Ritterdichtung unseres Hochmittelalters das Ideal der ,,Maße" (mhd. *mâze*) auftritt, deutlich übernommen von den die *mesure* preisenden Franzosen, so hat man das so aufgefaßt, als wären dem älteren germanischen Leben Maßhalten und Selbstzucht ganz fremd gewesen, weil es eben ,,barbarisch" war. Das war ein übereilter Schluß. Unsere Hāvamālstrophen sind bei weitem nicht die einzigen Quellen aus heidnischer Zeit, die das Gegenteil erhärten. Aber sie eignen sich besonders gut dafür, da sie auch veranschaulichen, daß die bei den Rittern so beliebten Tischzuchtregeln keine ganz neue Erfindung gewesen sind, sondern an vorchristliche Sittenpflege anknüpfen konnten.

Wenden wir uns vom Leben wiederum zur Dichtung, so stellt das Verhältnis des Mittelalters zum heimischen Altertum sich noch erheblich ungünstiger. Denn nicht nur ist die schönste Poesie der deutschen Ritterzeit nur Fortsetzung vorchristlicher und das Nibelungenepos nach Goethes Wort ,,grundheidnisch": vor allem bezeichnet die neue Dichtung, die mit der neuen Religion in Germanien einzog, für Jahrhunderte einen ausgesprochenen künstlerischen Niedergang. Wie schon angedeutet, läßt sich dies sogar an den im ganzen so großartigen

180. Angelsächsisches Runenkästchen aus Auzun. Darstellung von Sigurds Bestattung. Florenz, Bargello Museum. (Brown, a. a. O.)

Nibelungen beobachten: die Geschichte der Brunhild ist weit schlechter erzählt, ihr Charakterbild unsicherer und ungeschickter gezeichnet als im Alten Sigurdsliede und den ihm nahe stehenden jüngeren Sigurdliedern. Der Mönch Otfried aber und fast die gesamte Reimpaarliteratur bis mindestens um 1200 herab können mit ihren stabreimenden Vorgängern überhaupt kaum in einem Atem genannt werden, weder was ihre Stoffe noch was ihre Form angeht. Man ist einig darüber, daß unsere althochdeutsche und frühmittelhochdeutsche Zeit keinen einzigen großen oder auch nur ansehnlichen Dichter aufzuweisen hat; erst Wolfram von Eschenbach und seine bekannten Zeitgenossen werden von manchen mit solchen Ehrentiteln bedacht. In stabreimender und heidnischer Zeit kennen wir nur die Dichternamen nicht. Aus den Resten der Werke geht aber hervor, daß die alten Heldensänger turmhoch über den geistlichen und ritterlichen Reimern gestanden haben. Was für ein anderer, gewaltigerer Geist schlägt selbst aus dem dürftigen, schlecht erhaltenen Bruchstück des Liedes von Hildebrand und Hadebrand uns entgegen als aus den Büchern der Mönche und Ritter! Hier und vollends in den besser erhaltenen Heldenliedern der Edda, aber auch beim Lesen prosaischer Nacherzählungen, wie noch bei Beschäftigung mit der Nibelunge Not fühlen wir uns erinnert an Aischylos, Sophokles, Shakespeare und andere geniale und weltberühmte Gestalter tragischer Charaktere und Geschicke. Es gibt also auch einen heimischen Parnaß, zu dem der rückschauende Betrachter aufsteigt beim Übergang vom Mittelalter zum Altertum. Freilich hat nicht jeder das Organ für tragische Größe. Auch die Überlegenheit des Stabreimverses als Ausdrucksmittel ist für Amusische ein Buch mit sieben Siegeln. (Vergleiche über die Metrik Andreas Heuslers Deutsche Versgeschichte, 3 Bde., Berlin und Leipzig, 1925—29, und die kurze Darstellung von Otto Paul, Deutsche Metrik, München 1930.) Was aber jeder sehen und anerkennen wird, der diesen Dingen überhaupt näher trat, das sind die lebendige Schilderungs-

gabe der Heldendichter, der wohlgerundete Aufbau ihrer Fabeln und die Kunst ihrer Dialoge. Das Hildebrandslied mit seiner einszenigen Komposition ist ein gutes Beispiel. Bessere sind die Eddagedichte in ihrer Mehrzahl, besonders diejenigen der einseitigen oder ,,dramatischen" Erzählform wie die ,,ältere Dichtung von Helgi dem Hundingstöter", Bjarki- und Ingjaldlied und unter den Göttergedichten das Skirnirlied. Skandinavische Germanisten haben mit Recht von einem goldenen Zeitalter der nordischen Dichtung in Heidentagen gesprochen, und wenn Wilhelm Scherer und andere nach ihm eine erste Blüteperiode deutscher Poesie um 600 lehren, so ist dies dasselbe goldene Zeitalter bei den Südgermanen; es hat, wie wir sahen, lange vor 600 schon geblüht und war vielleicht so alt oder älter als der altgriechische Heldensang.

Auch die prägnante Formung eines eddischen Spruches ist etwas, was unmittelbar Eindruck und es einleuchtend machen kann, daß Gleichwertiges anderswo und zumal aus jüngeren Zeiten zum mindesten selten ist. Man nehme diese drei Strophen aus den Hāvamāl, die von Einsamkeit und Geselligkeit handeln:

Jung war ich einst,
Einsam zog ich,
Da ward wirr mein Weg;
Glücklich war ich,
Als den Begleiter ich fand:
Den Menschen freut der Mensch.

Die Föhre dorrt,
Steht sie frei auf dem Berg,
Nicht schützt sie Borke noch Blatt;
So ist's mit dem Mann,
Den alle meiden,
Was lebt er länger noch?

Brand brennt vom Brande,
Bis entbrannt er ist,
Feuer vom Feuer lebt:
Durch Mannes Rede
Wird ratklug der Mann,
Doch unklug durch Abschließung.

Oder das Gesätz von Milde und Tapferkeit, das gleichsam den seelenkundigen Komme tar zum sprichwörtlichen germanischen Fürstenlob liefert:

Froh lebt,
Wer freigebig und kühn,
Selten quält Sorge ihn;
Furcht hegt immer
Der feige Mann,
Es wurmt die Gabe den Geizhals.

Oder ,,Vom Wert der Lebensgüter":

Feuer ist wert
Dem Volk der Menschen
Und der Sonne Gesicht,
Heiler Leib,
Wer ihn behalten kann,
Ohne daß Tadel ihn trifft*).

Das höchste Gut ist die Ehre — wie für die Menschen, so auch für die Götter.

*) Thule 2, 126ff. Zur Spruchdichtung gehören auch die eddischen Rätsel, ebendort 154—164 und ebenfalls rhythmisch schön und ausdrucksvoll. Vergleiche über sie Andreas Heusler, Die altnordischen Rätsel. Zeitschr. des Vereins f. Volkskunde in Berlin 1901, S. 117—149.

VIII. RELIGION

Die germanische Religion war Jahrhunderte lang das eigentliche Schoßkind der nordischen Altertumskunde und der Germanistik. Im Barockzeitalter bemühten sich um sie ein Clüver, ein Rudbeck, ein Bartholin u. a. Gelehrte, deren Namen zum Teil wegen anderweitiger Verdienste hochberühmt geworden sind. Aus Bartholins bedeutendem Buche 'Von den Ursachen der Todesverachtung der noch heidnischen Dänen' stammt eine Auffassung des altnordischen Walhallglaubens, die, aus der Gesamtheit der (damals größtenteils ungedruckten) Quellen gewonnen, bis heute die bei weitem beste ist und sich lange allgemeiner Anerkennung erfreute:

die Aussicht auf das Jenseitsleben in Walhall war eine der Ursachen jener Todesverachtung; was wir erweitern können zu: das Walten Odins und der Walkyrien war die heidnische Theodicee (vgl. Verf., Die altgermanische Kultur [Leipzig 1925], S. 104—108, und über Bartholin Deutsche Bildung [Mitteilungen der Gesellschaft für Deutsche Bildung, Frankfurt a. M., Diesterweg], 6. Jahrg., 1925, S. 5f.). Fragwürdiger ist der Einsatz des schwedischen Mediziners und Polyhistors Olaf Rudbeck: er begründete die symbolisch-allegorische Auffassung der Göttergeschichten, indem er die Fabel von Balder und Höd (Thule 20, S. 103ff.) als einen Kampf zwischen Licht und Dunkel und somit als Jahreszeitenmythus auslegte. Diesem Vorgange sind viele andere gefolgt (in Dänemark Severin Grundtvig, in Schweden Viktor Rydberg, in Deutschland Uhland, Simrock, Wolf u. a.), und heute erfreuen symbolische Auslegungen sich wieder ganz besonderer Beliebtheit. Philip Clüver aus Danzig, der im Unterschied von den genannten Skandinaviern Tacitus und deutsche Volkssagen als Ausgangspunkte nahm, fand die germanischen Götter wieder in altägyptischen und altsemitischen, deren Namen an die ihrigen anzuklingen schienen, und stiftete so eine international vergleichende Betrachtungsweise, die in den romantischen Bemühungen der Kanne, Görres und Creutzer wieder aufgelebt ist und heute von neuem laienhafte Vertreter zählt. Wie in den Naturwissenschaften — besonders Astronomie und Medizin — und in der Philosophie, so ist auch in der germanischen Mythologie das 17. Jahrhundert eine fruchtbare Gründerepoche gewesen mit lange nachwirkenden Leistungen.

Während die Aufklärung von den Werken der Vorgänger zehrte, ohne sich noch wärmer für sie zu interessieren, regte sich nach 1800 der Fortschritt. Er lag nicht in der Vergleichung und Symbolik alten Typs, die wieder auflebten, sondern in der jetzt sich entwickelnden exakten indogermanischen und germanischen Sprachwissenschaft der Bopp und Grimm und in Texterschließung und zunehmendem Textverständnis. Denn auf seine bahnbrechende „Deutsche", d. i. germanische Grammatik baute Jakob Grimm seine ebenso bahnbrechende Mythologie der Germanen, und entsprechend errichteten Kuhn und Schwartz auf der Boppschen Grundlage eine indogermanische Urzeitmythologie.

Je mehr Texte aber herausgegeben wurden, um so mehr traten diese großen Konzeptionen in den Hintergrund. Das war ganz natürlich, denn die Texte wollten gelesen und verstanden sein, und das belegte einerseits einen so großen Teil der Geisteskraft der Gelehrten mit Beschlag, daß die über die rein sprachliche Synthese hinausgehende Vergleichung der Befunde vernachlässigt wurde, andererseits schien es zu zeigen, daß der Ungleichheiten zwischen Nordisch, Angelsächsisch und Deutsch und zwischen Germanisch, Griechisch, Indisch usw. viel mehr seien als der Gleichheiten und jene weit beachtenswerter als diese. Was also den einen geringfügig und nebensächlich erschien und von den anderen ganz übersehen wurde, wie konnte das wohl etwas wert sein? Dieser Gedankengang beherrschte, ausgesprochen oder unausgesprochen, die meisten Köpfe in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts und zumal im fin de siècle, in der Blütezeit der positivistischen Einzelforschung, die auf allen Gebieten große Fortschritte herbeigeführt hat, doch auf Kosten der Synthese, oft auch der geistigen Vertiefung und zuweilen der vorurteilslosen Vernunft (Beispiele für letzteres in des Verfassers Aufsatz Die altgermanische Religion, Zeitschr. f. Deutschkunde 41 [1927], 465ff., neubearbeitet als gleichbenannte Broschüre (Zeitfragen deutscher Kultur, herausgegeben von Prof. Dr. Fritz Behrend, Heft 2, Berlin, H. Wendt, G. m. b. H., 1932), denn das Isolieren kann erkenntnisfeindlich sein. Auf diese Weise geriet die germanische Religion zwar nicht in Vergessenheit, aber sie kam in den Ruf, als solche unbedeutend oder kaum erkennbar zu sein, da es eigentlich nur altnordische Mythologie gebe, die überdies durch Sophus Bugge in den Ver-

dacht geraten war, ganz oder überwiegend aus dem keltischen Westen und dem christlichen Angelsachsenland eingeführt zu sein (s. u.). Die indogermanische Religionsvergleichung aber galt als ganz oder so gut wie ganz gescheitert. Ihre wenigen Namengleichungen, die stichzuhalten schienen, vor allem die Gleichung germ. *Tius* = griech. *Zeus* = sanskr. *Dyaus* (s. o. S. 124), konnten nicht aufkommen gegen die bunte Fülle der Quellenbefunde auf den Einzelgebieten und gegen den herrschenden Skeptizismus.

Doch gab es Gelehrte, welche die Grimmsche Synthese fortsetzten und auch der Kuhn-Schwartzschen ihr Recht zu wahren suchten, Historiker (Ed. Meyer, Geschichte des Altertums I, 3. Aufl., 2, 872ff.), Sprachforscher (Otto Hoffmann bei Gebhardt, Handbuch der Deutschen Geschichte, 7. Aufl.) und Germanisten. Wie Eduard Sievers 1892 die erste germanische Stabreimmetrik schuf und Rudolf Koegel und Andreas Heusler die altgermanische Literaturvergleichung pflegten, so haben die beiden letztgenannten und der verstorbene Richard M. Meyer auch der germanischen und indogermanischen Religionsforschung treue Dienste geleistet in Schriften und Vorlesungen. Ihre, zumal Heuslers Arbeiten sind es, auf denen diese Darstellung in erster Linie beruht. In zweiter schuldet sie Dank den Forschungen Axel Olriks, namentlich denen über die Weltuntergangsmythen, Hans Naumann in Frankfurt, ein Schüler des Arlesheimer Altmeisters und Fortsetzer seiner vergleichenden Betrachtungsweise, hat ihr weitere Beisteuer geleistet durch einige gute Gedanken, und natürlich ist sie auch nicht unabhängig von früher veröffentlichten Studien ihres Verfassers. (Außer den soeben angeführten Stellen vergleiche Walhall, Studien über germanischen Jenseitsglauben, Dortmund 1913; Zeitschr. f. Deutschkunde 39 [1925] S. 91—102; Regnator omnium deus, Neue Jahrbücher f. Wiss. u. Jugendbildg. 2 [1926], S. 139—150; Mythologie, in: Grundzüge der Deutschkunde, hgb. von Hofstaetter u. Schnabel, 2. Bd., Leipzig u. Berlin 1929, S. 230—249; Religion, IX. Teil des Sammelartikels „Germanen" im Sachwörterbuch der Deutschkunde von Hofstaetter u. Peters, 1. Bd., Leipzig u. Berlin 1930, S. 440—444.)

Wie schon im vorigen Abschnitt festgestellt, ist uns von germanischer Religion viel weniger erhalten als von der heidnisch-germanischen Dichtung; als Grund dieses Unterschiedes erkannten wir die natürliche Feindschaft der Kirche gegen alle ihrer Herrschaft vorangegangene Religiosität. Wenn wir demnach den Satz an die Spitze zu stellen haben, daß sehr vieles, wahrscheinlich das meiste uns verloren sein wird und wir nur Bruchstücke besitzen, nur Teile erkennen können, so liegen die Dinge doch nicht so ungünstig, daß müde Verzichtstimmungen gerechtfertigt wären. (A. Heuslers glänzende Skizze in Hinnebergs Kultur der Gegenwart [Teil I, Abt. III, 1; 2. Aufl. 1913] ist nicht ganz frei von solcher, nach Ansicht des Verfassers zu weitgehender Resignation.) Abgesehen davon, daß immerhin gar manches durch das Netz der kirchlichen Zensur geschlüpft ist, namentlich im Norden, stehen uns zahlreiche antike Berichte zur Verfügung, viel sonst Verschollenes überlebt bei den spät getauften Lappen Nordskandinaviens, Inschriften und Bodenfunde haben ihren Wert, und die vergleichende indogermanische Mythologie kann manches ergänzen und manchen Zweifel lösen.

So ist unser Wissen reich genug, um aus sich selbst und im Verbande unseres Gesamtwissens über das heidnische Germanentum verständlich zu sein. Man hat dies oft verkannt und gemeint, die germanische Religion von nicht verwandten Gebieten her beleuchten zu müssen, damit sie verständlich werde; und das ist insofern nicht wunderbar, als vollständige Kenntnis des germanisch Gegebenen immer selten, es dagegen lange üblich gewesen ist, die germanischen Dinge als ein bloßes Anhängsel anderer anzusehen und zu beurteilen. Unterstützt durch glückliche Unwissenheit in der Grammatik, haben Gelehrte des

17., 18. und noch des 19. Jahrhunderts in den Hāwamāl Gedanken der Bergpredigt und in der Wöluspā einen Sündenfall gefunden (vgl. Zeitschrift für den deutschen Unterricht 30 [1916], S. 162f.). Noch vor kurzem erklärte ein Religionshistoriker, der weitverbreitete Opfergedanke liege auch im altnordischen Schöpfungsmythus vor; da er von germanischen Dingen kaum etwas hatte läuten hören, so konnte er sich nicht denken, daß die Erschlagung des Urriesen Ymir durch Odin und seine Brüder einen anderen Sinn habe. Wie man die ,,primitive Gemeinschaft" unbesehen nach Germanien verpflanzte, so schon weit früher die Scheidung von Leib und Seele und die Unsterblichkeit letzterer, so daß alle, die nach dem Tode auf Erden oder in Walhall sich lebendig zeigen, als ,,Seelen" aufgefaßt wurden, ätherische oder schattenhafte Wesen, die man wirkungslos mit dem Schwerte durchhauen kann wie ein Stück Luft (Tylor, Primitive Culture, 1870; Mogk, German. Mythologie; Helm, Altgerm. Religionsgeschichte I).

Wer die germanischen Quellen aufmerksam und vorurteilslos gelesen hat, weiß, daß der Unsterblichkeitsglaube unseres Heidentums ein anderer war, nämlich Glaube an lebende Fortexistenz der Leiche, sei es in schlafähnlichem oder sonstwie geschwächtem Zustande, sei es mit wunderbar, nicht selten furchtbar gesteigerter Kraft, sei es unverändert wie bei Lebzeiten. Sogar Jahrzehnte und Jahrhunderte nach dem Ableben erscheint der Tote noch als voller Mensch, mit Körpergewicht, Hunger, Durst und menschlichen Gedanken und Leidenschaften. Skeggi vom Midfjord, ein isländischer Bauer des 10. Jahrhunderts, erbrach den Grabhügel des Rolf Krake auf Seeland und holte den Sköfnung heraus, das ,,Schwert Rolfs, und die Axt des Hjalti und viele andere Kostbarkeiten. Aber Laufi bekam er nicht, denn Bödwar wollte auf ihn los; doch König Rolf wehrte ihm" (Landnámabók, København 1900, S. 57). Bödwar und Hjalti waren die beiden treuesten Gefolgsleute des um 540 gefallenen Skjöldungs und mit ihm zusammen beigesetzt worden, Laufi das Schwert des Erstgenannten, dieser ein gewaltiger Haudegen und Rolf der mildeste aller Könige. Nicht in allen den vielen Grabraub- und Wiedergängergeschichten der Sagas spielt wie hier der individuelle Charakter des Toten eine deutliche Rolle. Aber sämtliche zeigen ihn unzweideutig körperhaft und körperlich tätig. Die ausgeführteste und eindrucksvollste ist die von dem schwedischen Sklaven Glām in der Grettissaga (Thule 5, 91ff.). Der alt- und neunorwegische und -isländische Name für eine solche handfeste ,,Seele" ist Draug (*draugr, draugur*), und noch heute erzählt man sich in ganz Island Drauggeschichten (*draugasögur*) in Menge, und zum Teil solche neuesten Datums. Der häufigste Typus scheint der zu sein, daß ein abendlicher Wanderer an einsamer Stelle, z. B. am Strande, von einem irrenden Draug angefallen und übel zugerichtet wird, so daß er im günstigsten Fall mit zerfetzten Kleidern, blauen Flecken am Leibe und ganz verstört den Hof erreicht. Das hohe Alter dieser Vorstellungsweise geht daraus hervor, daß sämtliche älteren germanischen Quellen sich zu ihr bekennen, keine ihr im Sinne der Lehre vom Schatten oder von der Psyche widerspricht und schon die Hünengräber der Steinzeit ganz deutlich von ihr zeugen. Sprechende Belege aus Deutschland finden sich unter anderem bei Burkhard von Worms, nach welchem man z. B. Erschlagenen Salbe ins Grab mitgab, auf daß sie ihre Wunden pflegen und heilen könnten; im Nibelungenepos wird Hagens Täterschaft durch das sogenannte Bahrgericht enthüllt: bei Annäherung des Mörders beginnen die Wunden des Erschlagenen zu bluten, weil der Anblick des Feindes sein Blut in Rachewallung versetzt. Veranschaulicht dieses Beispiel an sich nur, daß in einem Neuverstorbenen noch Leben ist, so gibt es andere deutsche Überlieferungen, die langes Fortleben des Gesamtmenschen so deutlich bezeugen wie die vom Midfjord-Skeggi, Sagen von Kriegern, die viele Jahre nach der Schlacht, in der sie fielen, in klirrenden Waffen zur Walstatt gezogen kommen oder dort weiterkämpfen, und Ähnliches.

Noch im heutigen Leichenbrauch leben unverstandene Reste der alten Anschauung in Menge; bis zur Gegenwart reichen die Fäden, die sich hinaufverfolgen lassen bis zur Steinzeit. Denn was können die großen und kleinen Steinkammern jener fernen Tage bedeuten, wenn nicht die Körperlichkeit des Toten, der in ihnen wohnen sollte, sei es daß sie als Haus ihn beschützen oder als Gefängnis ihn von der gefürchteten Heimkehr abhalten sollten?

„Lebende Leiche" ist der beste Name (er wurde 1913 von mir eingeführt in der Schrift „Walhall"; unabhängig davon hat auch E. Schreuer [Bonn] in seinen Arbeiten über das Recht der Toten [1915/16] ihn gebraucht; inzwischen hat er sich bei den Religionsforschern und Volkskundlern weithin eingebürgert) für den Gegenstand des altertümlichen Totenglaubens, den wir in Germanien finden, der aber keineswegs auf Germanien beschränkt ist. Die Hünengräber reichen ja bis Nordafrika, die ägyptische Pyramide schließt sich ihnen an, der ägyptischen Mumie ähnelt die australische, dem isländischen Wiedergänger, den man pfählt und dem man den Kopf abschlägt, der südamerikanische, auch der slavische Vampyr, den Hunger und Durst zum Blutsauger machen, und wenn der Japaner, der den Besuch seiner Ahnen erwartet, Gefäße mit Wasser zum Fußwaschen vor die Tür stellt, so denken wir an die „Helschuhe", welche die alten Nordleute ihren Toten anlegten für deren Wanderung zur Unterwelt (vgl. Actes du 3 me congrès international d'histoire des religions à Lund, Lund 1929, S. 218—224, und Lévy-Brühl, L'âme primitive). Es scheint, daß die lebende Leiche um den ganzen Erdball verbreitet, allgemein menschlich ist. Während sie aber an den meisten Stellen in unserem europäisch-vorderasiatischen Kulturkreise durch abstraktere Formen des Unsterblichkeitsglaubens überdeckt oder ersetzt ist, herrscht sie in der germanischen Religion durchaus und kann daher hier in Reinkultur studiert werden. Die germanische Religion besitzt also in diesem Punkte einen paradigmatischen Wert, wie man ihn früher der griechischen mit ihrem Psycheglauben zuschrieb.

An dieser Art der Graecomanie ist unzweifelhaft die Schönheit der homerischen Nekyia und der griechischen Plastik und Vasenmalerei als Ursache mitbeteiligt gewesen, und sie dürfte auch jetzt noch zu Gunsten der Psyche ins Gewicht fallen. Doch besitzt die lebende Leiche ihren ästhetischen Eigenwert, der dem des klassischen Schattens schwerlich nachsteht. Man fühlt ihn z. B. in dem Eddaliede von Helgis Tod, zumal wenn man es vergleicht mit seinem neueren Gegenstück, der Bürgerschen Lenore, oder mit seiner Umdichtung durch Wilhelm Jordan, also den Draug dem Knochenmann oder dem Schatten gegenüberstellt: er wird kräftiger und geschlossener wirken und dadurch künstlerisch überlegen. Und sind die Ringkämpfe kühner junger Männer, die Bedrängten helfen oder Schätze erbeuten wollen, mit Draugen etwa keine spannenden Abenteuer? Kann Grettirs Erlebnis mit Glām sich nicht auch sehen lassen neben E. T. A. Hoffmann und Edgar Allan Poe?

Wie z. B. der katholische Gottesdienst zeigt, sind künstlerische Reize keineswegs gleichgültig für das religiöse Gefühlsleben. Aber die Drauge wurden nicht religiös verehrt wie die von Raffael und Murillo gemalten Heiligen. Die gefährlichen Toten — lange nicht alle sind gefährlich! — standen nicht mit Göttern und wohltätigen Alben gleich, sondern mit Trollen und Riesen. Wenn der Draug besonders bedrohlich sich anläßt, heißt es altnordisch, er mache sich zum Troll (*hann tryldisk mjǫk*). Riesen und Trolle im weitesten Sinne gehören zwar — wie die Titanen und Giganten der Griechen und wie die „Dämonen" überhaupt — zu den Machtwesen, an die man glaubte, also zur Religion. Doch blickte man nicht zu ihnen auf, sondern auf sie herab; man verehrte sie nicht, sondern fürchtete und verabscheute sie; daher genossen sie keinen Kult mit Opfer und Gebet wie die Götter und ihresgleichen.

Die Zweiteilung der religiösen Wesen, auf die sich uns dergestalt ein Durchblick eröffnet, ist ein Grundzug der germanischen Religion. Es ist derselbe Dualismus, der auch andere indogermanische Religionen kennzeichnet, vor allem die persische, griechische[1]), indische und keltische (über den keltischen Götterkampf handelte Axel Olrik im ersten Teil seines Meisterwerkes Om Ragnarok [Kopenhagen 1902, S. 56ff.] und wiederum in dessen deutscher Ausgabe [Ragnarök, untersucht von A. Olrik, übertragen von W. Ranisch, Walter de Gruyter & Co., 1922], S. 59—68). Und wie bei diesen Stammverwandten die Zweiteilung sich zu Feindschaft und Kampf gestaltet, so auch bei den Germanen. Asen und Riesen sind Gegner von Anbeginn und bis in Ewigkeit, wie Zeus und die Giganten, wie Ormuzd und Ahriman, wie die Götter des Devayāna und die Asuras (vgl. über die Asuras W. Kirfel, Kosmologie der Inder, S. 45—49, u. beachte die durch Ṛgveda 8, 96, 9 bezeugte Waffenlosigkeit der ,,ungöttlichen Asuras", der die fehlende oder unvollkommene Bewaffnung der germanischen Riesen entspricht). Die Menschen aber sind die Bundesgenossen der Götter, ihrer Freunde und Schützer. Daher ihre verschiedene Einstellung zu den beiden Klassen der übernatürlichen Wesen, den geliebten und den gefürchteten.

Eine verbreitete Ansicht, der neuerdings erst der ,,bekannte" Physiker Einstein in einer Zeitung Worte lieh, besagt, die älteste und niedrigste Religion der Menschheit sei eine Furchtreligion gewesen: der Mensch ängstigte sich vor der ihn umgebenden Übermacht und suchte daher diese, die er personifizierte, durch Kulthandlungen zu besänftigen und sich geneigt zu machen. Auf höherer Entwicklungsstufe — die nach Einstein zuerst die Juden erklommen — wurde die gefürchtete Übermacht zur Gutes wirkenden, doch immer noch gefürchteten Gottheit: die ethische Stufe. Das Höchste sei die kosmisch-kontemplative Religiosität des Weltweisen, insbesondere des modernen Physikers.

Dieses Entwicklungsschema paßt, wie man sieht, auf die indogermanischen Völker durchaus nicht. Die Übereinstimmung der genannten indogermanischen Religionen zeigt, daß bereits das Urvolk gefährliche, gefürchtete Dämonen und geliebte, Gutes wirkende, übermächtige Götter neben- besser: übereinander kannte, also vermutlich von der vielberufenen Lebensangst wenig wußte, sein Glaube keine Furchtreligion war.

Es kann hier nicht die Aufgabe sein, diese Auffassung auch durch die außergermanischen Befunde durchzuführen. Die heimischen Stützen für sie werden in der folgenden Darstellung sichtbar werden, die sich besonders mit der Kosmologie und den Göttern beschäftigen wird. Auf diesen Glaubensgebieten tritt die Eigenart der germanischen Religion am deutlichsten und schönsten hervor, und sie sind daher kennenswerter und zumal für eine kurze Behandlung wie die unsere wichtiger als die sogenannte niedere Mythologie, der Zauber und der Kultus. Für letztere sei verwiesen auf Jacob Grimms große Deutsche Mythologie, auf die Werke von W. Golther, E. Mogk und anderen, für den Zauber besonders auf Zeitschrift für Deutschkunde 41 (1927), S. 472ff. und für den Kultus auf A. Olrik, Nordisches Geistesleben in heidnischer und frühchristlicher Zeit, deutsch von W. Ranisch (Heidelberg 1908), S. 31ff.

Wir beginnen mit den Hauptquellen, die an Ergiebigkeit alle anderen weit hinter sich zurücklassen, den beiden Edden. (Über Gleichheit und Verschiedenheit beider siehe den Artikel ,,Edda" im Sachwörterbuch der Deutschkunde von Hofstaetter-Peters, I. Band, Leipzig u. Berlin 1930, S. 272f.) Damit betreten wir einen Kampfplatz der Meinungen. Die Edden sind nämlich von Gelehrten und Ungelehrten höchst verschieden bewertet und gedeutet worden und unterliegen heute noch gegensätzlichen Beurteilungen. Während man früher unter dem unbefangenen Eindruck ihrer Eigenart und Größe, ihrer Vereinzeltheit im christlichen Mittelalter und ihrer allgemeinen Verwandtschaft mit antiken Geistesgebilden des Mittelmeergebietes und des Orients an dem hohen Alter ihrer Inhalte nicht zweifelte, kam spurenweise im Aufklärungsjahrhundert und sehr energisch vor nunmehr rund fünfzig Jahren eine ganz andere Einschätzung auf, namentlich durch die schon erwähnten Bemühungen des großen Sophus Bugge in Oslo. Es war die Zeit

[1]) Vgl. Hans F. K. Günthers neuestes Buch, ,,Die nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens", München 1934, S. 104f. und öfter.

181. Goldenes Horn mit mythologischen Darstellungen.
(Olai Wormii De aureo Cornu Danico ad Licetum Responsio. Ed. nov. Amstelodami 1676.)

der triumphierenden Einzelforschung, des erfolgberauschten Positivismus. So kümmerte sich auch Bugge kaum um die großen Grundverhältnisse oder den Gesamtcharakter der von ihm bearbeiteten Stoffe, sondern fast nur um deren Teile, überzeugt, daß, wenn diese der Reihe nach alle richtig erklärt würden, sie das sinnvolle Ganze ergeben müßten, das er in der Gestalt und dem Zusammenhang, in denen sie vorlagen, nicht zu erkennen vermochte und das wir soeben auf eine kurze Formel brachten. Und zwar suchte er die Erklärung darin, daß die altnordischen Mythen, wie auch andere altnordische Überlieferungen, Wiederholungen und Umbildungen christlich-antiker Vorbilder seien, nachahmende Schöpfungen der Wikinge, die im 9. und 10. Jahrhundert in den Westländern nicht nur heerten, sondern auch als gelehrige Schüler die Ohren gespitzt hätten. Gewissenhaft, wie Bugge war, maßte er sich nicht an, die These restlos, d. h. für alle Einzelfälle, als richtig erwiesen zu haben. Doch schien er diesen Anspruch für einen Teil der Fälle zu erheben und meinte jedenfalls, eine Bahn gebrochen zu haben, auf der andere fortschreiten konnten. Das haben denn auch jüngere Gelehrte unternommen, so Alexander Bugge und in Kopenhagen Axel Olrik; andere, wie Konrad Maurer in München, Kaarle Krohn in Helsingfors, Wolfgang Golther in Rostock und Eugen Mogk in Leipzig, haben Bugges Grundanschauung geteilt und seine Methode bejaht. Karl Müllenhoff dagegen nahm entschieden gegen den Neuerer Stellung, und zwar im Namen gesunder Methodik (K. Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde, 5. Bd., Berlin 1891).

Veranschaulichen wir die Methode durch ein Beispiel! Dann wird sich auch das Wichtigste über den Wert der Grundanschauung ergeben.

Der eigenartigste und interessanteste unter den Widersachern der Götter, ein „Riese" mit seltsamen Eigenschaften, ist der zierliche, gewandte, erfindungsreiche Loki, der Held des witzigen Eddaliedes Lokasenna. Über ihn lehrte Bugge, er sei der durch Wikinge von christlichen Angelsachsen entlehnte Lucifer, also von Hause aus der Teufel, und er führte als ersten und Hauptgrund hierfür den Namen an: *Loki* sei aus *Lucifer* entstanden nach dem Vorbilde von Kurznamen wie *Āsi* für *Āsmundr* und unter dem Einfluß von Volksetymologie, Anlehnung an das Verbum *lūka* „schließen", wozu *Loki* das sog. Nomen agentis sein kann des Sinnes „der Schließer". Als Bestätigung diente ihm, daß Loki zwei Brüder hat, *Býleistr* und *Helblindi*, so wie im Mittelalter gelegentlich drei Teufel vorkommen, Lucifer, Beelzebub und Satanas, und daß *Býleistr* an *Beelzebub*, Helblindi an den „blinden" Teufel lautlich erinnern, woraus auch in diesen Fällen Entlehnung, bzw. Neubildung der nordischen Namen zu folgern sei (Bugge, Studien über die Entstehung der nordischen Götter- und Heldensagen, München 1889, S. 73ff.).

Man sieht, der Gedankengang ist findig und fesselnd, und so versteht man auch die verführerische Wirkung, die er auf die erwähnten Gelehrten und auf andere ausgeübt hat. Aber er kann doch nicht wirklich überzeugen. Etymologien wie die genannten Buggeschen bleiben im besten Falle bloße Möglichkeiten, solange sie nicht als Einzelfälle durchgehender, gesetzmäßiger Verhältnisse erwiesen sind. Wie könnte es anders sein bei der Beschaffenheit unseres Denkorgans? Daß deutsches *Vater* etymologisch dasselbe ist wie lateinisches *pater*, kann deswegen nicht bezweifelt werden, weil unserem *v* oder *f* regelmäßig (lautgesetzlich, wie die Sprachforschung sagt) lateinisches *p* entspricht; man vergleiche etwa *Fisch* = *piscis*, *Fjord* ≅ *portus*, *Fuß* ≅ *pes*, *Ferkel* ≅ *porcus* usw. Allerdings kommt hinzu, daß die Bedeutungsgleichheit von *Vater* und *pater* unmittelbar in die Augen springt. Die behaupteten Gleichungen *Loki* = *Lucifer*, *Býleistr* = *Beelzebub* haben, wie sie unter sich verschiedenartig sind, so auch sonst keinerlei Gegenstück. Sie schweben also völlig in der Luft. Daraus folgt ihre Unrichtigkeit noch nicht. Ein gewisser Verdacht, daß *Vater* und *pater* doch identisch seien, würde uns bleiben, auch wenn alle Gegenstücke fehlten, wegen der Bedeutungsidentität. Daß diese aber bei dem auch äußerlich ja viel unähnlicheren Paare Loki-Lucifer nicht vorhanden ist, hat Bugge selbst eingeräumt: Loki ist blond und licht, schön anzusehen, wie Snorri

sagt, Lucifer dagegen dunkel und abstoßend. Diese und die anderen — von ihm nicht erwähnten — Abweichungen wollte der norwegische Forscher auf das Konto einer „genialen Selbständigkeit" der Nordleute schreiben, ein Schluß, zu dem seine Hypothese ihn nötigte, der aber, bei Licht besehen, ihr eher widerspricht.

Denn eine Grundanschauung, auf der sie ruht, scheint doch die zu sein, daß die heidnischen Germanen oder ihre Vorfahren außerstande gewesen wären, etwas Schönes oder Bedeutendes wie die Mythen vom Weltuntergang oder die Lokasenna selbständig zu erschaffen, daß sie dazu vielmehr jener Bildungsquellen bedurft hätten, die im Rufe stehen, alle und jede Kultur in Nordeuropa geliefert zu haben. Gibt man nun zu, daß sie das von diesen Quellen Gebotene mit „genialer Selbständigkeit" umschaffen mußten, damit das entstand, was uns vorliegt, so hebt man klärlich die eigene Voraussetzung auf. Denn ein Volk, das Genialität sein eigen nennt, bedarf keiner fremden Schule. Freilich kann es trotzdem eine solche besuchen. Wie wäre es nachzuweisen — so scheint Bugge sich gefragt zu haben —, daß schon die ungetauften Wikinge an den Brüsten christlich-antiker Bildung gelegen haben, obgleich ihr Geistesschaffen so anders und so selbwachsen sich darstellt? Und die Antwort, die er in dieser Verlegenheit fand, scheint gelautet zu haben: entlehnte Namen könnten es verraten. So kam er auf seine Lucifer-Beelzebub-These, deren Unannehmbarkeit wir erkannten. Auch die geschichtliche Wahrscheinlichkeit ist gegen sie, da — wie man mit Recht betont hat — von den Wikingen, welche Klöster zerstörten, nicht anzunehmen ist, daß sie als schlechte ABC-Schützen in die Klosterschule gingen.

Jedoch werden wir einem scharfen und originellen Geist wie Bugge kaum gerecht, wenn wir seine Grundanschauung in unserer Frage mit einem gewöhnlichen, unkritischen Vorurteil oder mit geistigem Philistertum gleichsetzen. Wir werden dem Forscher, der auf anderen Gebieten bahnbrechend gewesen ist, zugute halten müssen, daß mit der Schulüberlieferung, die ihm jenes Vorurteil zuführte, eigenes logisches Bedürfnis zusammenwirkte, der wissenschaftliche Drang, Verbindungsfäden zu ziehen zwischen scheinbar Getrenntem, Verschiedenes als ursprünglich dasselbe zu erkennen. Eine gewisse allgemeine Ähnlichkeit zwischen dem boshaften, schadenfrohen Loki und dem boshaften Geiste, der stets verneint, war ihm aufgefallen, und er suchte sie fruchtbar zu machen, davon ausgehend, daß Loki, Býleistr und Helblindi als Verkleidungen von Lucifer. Beelzebub und Satanas für das Denken befriedigender sind als eine alte und bodenständige nordische oder germanische Dreiheit von Söhnen des Riesenpaares Fārbauti und Laufey. Gegen solches Drängen nach Synthese ist an sich nicht das Geringste einzuwenden. Die vergleichend-germanische und die vergleichend-indogermanische Mythologie sind selbst Synthesen. Nur die Richtung war falsch, in welcher Bugge die Synthese bewerkstelligen wollte. Denn Loki und der Teufel sind nur mittelbar verwandt. Die weitschichtige Aufgabe, diese Verwandtschaft klarzulegen, ist noch ungelöst und ihre Lösung nur verheißungsvoll angebahnt durch die klassische Untersuchung Axel Olriks über den gefesselten Unhold der kaukasischen Sage, der beim Weltende losbrechen wird, als wahrscheinliches Vorbild Lokis in seiner antichristähnlichen Rolle beim Ragnarök (Ragnarök, Die Sagen vom Weltuntergang, von Axel Olrik, deutsch von Wilhelm Ranisch, Vereinigung wissenschaftlicher Verleger 1922, S. 133ff. Thule 2, 41; 20, 108—113.).

Der vulkanische Charakter Kaukasiens erklärt den Erdbebenriesen, der älter ist als die Besiedlung des vulkanischen Island (er kommt schon vor im Hāleygjatal des Norwegers Eyvind, einer Nachahmung der Ynglingentafel. Edda ed. Neckel S. 106), und so werden wir Loki, den Nachklang eines tscherkessischen Sagentypus, als ein Beispiel dafür buchen dürfen, daß der uralte Mythenstrom, dessen späten Querschnitt uns die Edden zeigen, allerlei seitwärtige Zuflüsse aufgenommen hat, die sich seiner Farbe anpaßten.

Auch Balder scheint einen jüngeren Zuwachs darzustellen und sogar als solcher noch kenntlich zu sein durch teilweise abweichende Färbung (vgl. des Verfassers Überlieferungen vom Gotte Balder, Dortmund 1920).

Ungleich deutlicher aber haben wir dieselbe Erscheinung da, wo Snorri ausgesprochen christlichen Elementen Eingang in seine Darstellung gestattet hat. Dies sind sozusagen die Schulbeispiele für Fremdkörper in der Edda, klar und zweifelsfrei, wie diese späten Eindringlinge sich abzeichnen, und geeignet, wie sie sind, Unterschiede der beiden Weltanschauungen zu veranschaulichen.

Es wundert uns keinen Augenblick, daß ein im 12. Jahrhundert begründetes, im 13. fertig gewordenes Sammelwerk dem hochmittelalterlichen Zeitgeist gewisse Zugeständnisse macht (vgl. die Einleitung zu Thule 20). Odin, der allwaltende Vater der Götter und Menschen, konnte leicht Züge von Gottvater annehmen, und es ist klar, daß dies geschehen ist, wenn es in der Gylfaginning von ihm heißt: „Er hat geschaffen Himmel und Erde und die Luft und all ihr Zubehör. Sein größtes Werk aber ist, daß er den Menschen machte und ihm den Atem gab, der leben wird und nie vergehen, wenn auch der Leichnam zu Staub ver-

west oder zu Asche verbrennt; und alle Menschen, die die rechte Sitte (den rechten Glauben) haben, werden leben und bei ihm sein dort, wo es Gimlē heißt, die bösen Menschen aber kommen zur Hel und (bei ihrem erneuten Tode) von da zur Nebelhel, das ist ganz unten in der neunten Welt" (a. a. S. S. 51). Hel und Nebelhel sind heidnische Vorstellungen: die dem altgriechischen Hades entsprechende Unterwelt für alle Toten und die unterhalb von ihr gelegene Stätte des Urweltnebels, aus dem Odin und seine Brüder einst den Kosmos ans Licht emporhoben. Daß der in der Hel weilende Tote noch einmal stirbt und dann in die Nebelhel eingeht, liegt auf der Linie und im Geiste der heidnischen Unsterblichkeit. Christlich hingegen sind die Scheidung von ,,Atem", gleich Seele, und ,,Leichnam", die Verschiedenheit von Ort und Schicksal der Rechtgläubigen und der Bösen nach dem Tode und die Schöpfung von Himmel, Erde und Menschheit durch den einen Gott des Monotheismus statt durch drei göttliche Brüder oder Gefährten, wie das Heidentum es sich vorstellte. Man sieht: die bodenständigen und die christlichen Vorstellungen entsprechen einander so, daß sie einander ausschließen. Die heidnische Hel ist nicht die christliche Hölle, der heidnische Totenglaube nicht die christliche Lehre vom Jenseits, die heidnische Welt- und Menschenentstehung nicht die christliche Schöpfung. Der Befund ist einfach und klar, die Zutat leicht auszuscheiden. Dies gilt von den — im Ganzen geringfügigen — christlichen Einsprengseln in Snorris Darstellung überhaupt.

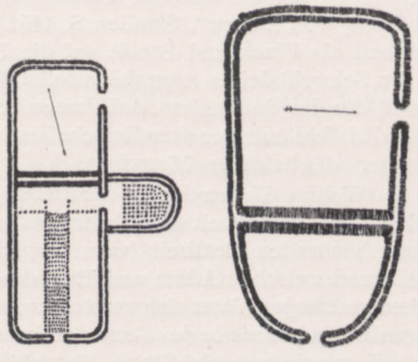
Diese sehr einfache Sachlage ist unendlich oft verkannt und vielleicht auch heute noch vielen, die sie angeht, nicht klar geworden. Nicht nur Bugge und seine Anhänger haben sich darüber getäuscht, indem sie den gesamten Inhalt der Edden im Verdacht hatten, entlehntes Christentum oder entlehnte Spätantike zu sein (letztere Betrachtungsweise vertritt neuerdings besonders F. R. Schröder in seinen hypothesenfrohen Büchern ,,Germanentum und Hellenismus" (Heidelberg 1924) und ,,Altgermanische Kulturprobleme" [Berlin u. Leipzig 1929]; vgl. Dtsche. Lit.-Ztg. 1929, Sp. 521ff.). Auch die älteren Gelehrten, die an der Bodenständigkeit der ,,Asalehre" festhielten, unterlagen insofern demselben Irrtum, als ihnen diese Lehre als wesensgleich oder nahe wesensverwandt mit Christentum und Spätantike vorschwebte. Nach ihrer romantischen Anschauung war nicht bloß Balder der nordische Messias im Sinne einer geheimnisvollen Uroffenbarung, auch andere Mythen wurden in solchem harmonisierenden Sinne gedeutet, insbesondere das Vorzeitsglück der Asen auf dem Idafelde und der Weltuntergang, Ragnarök. Jenes setzte man teils dem goldenen Friedenszeitalter der Griechen gleich, teils der biblischen Paradiesgeschichte, und Ragnarök dem Jüngsten Gericht. Dabei sind gerade Idafeld und Ragnarök Vorstellungen, an denen sich die Wesensverschiedenheit der Religionen und die bezeichnende Eigenart der germanischen besonders einfach und einleuchtend dartun läßt. Man kann sie in der Tat vergleichen mit den genannten südlichen Gegenstücken, und vermutlich hängen sie mit diesen irgendwie geschichtlich zusammen. Aber das Wichtigste, was der Vergleich enthüllt, sind tiefe Unterschiede.

Nachdem die Asen Midgard errichtet und den Kosmos geordnet haben, erzählt die Wöluspā weiter:

Die Asen eilten zum Idafeld,
Die Heiligtümer hoch erbauten;
Sie setzten Herde, hämmerten Erz,
Sie schlugen Zangen, schufen Gerät.

Sie pflagen heiter im Hof des Brettspiels
— Nichts aus Golde den Göttern fehlte —,
Bis drei gewalt'ge Weiber kamen,
Töchter der Riesen, aus Thursenheim (Thule 2, 36).

Wie es zuging, daß die drei Riesinnen dem Wohlsein der Götter auf dem Idafelde ein Ende bereiteten, erfahren wir leider nicht; der springende Visionsstil der Seherinnenrede verhindert die fortlaufende Erzählung, und auch Snorri klärt uns über den fraglichen Punkt nicht auf (Thule 20, 61). Man hat angenommen, durch das Auftreten der Riesinnen komme der Krieg in die Welt (Müllenhoff, Dtsche. Altertumskunde 5, 95). Dies ist aber nur eine aus dem antiken Gedanken vom urzeitlichen Frieden herausgesponnene Vermutung. Die germanische Urzeit ist kriegerisch: die Welt entsteht durch einen blutigen Feindschaftsakt der jungen Götter gegen die Riesensippe. Allerdings handeln, nachdem die anschlie-



182. Grundrisse germanischer Heiligtümer in Lundi und Ljárskogum auf Island. Die isländische Bauart soll einer älteren nordischen nachgebildet sein. Diese Heiligtümer sind die Vorbilder der nordischen Stabkirchen. (Fett, a. a. O.)

ßende Wöluspâstrophe die Riesinnen als die schicksalwirkenden Nornen vorgestellt hat, die beiden folgenden von einer Zauberin, die zuerst Gullweig, dann Heid genannt und von den Asen ,,mit Geren gestoßen" und dreimal — mit Wiedergeburten — verbrannt wird, und dies wird so eingeleitet:

Da kam zuerst Krieg in die Welt,
Als Götter Gullweig mit Geren stießen —.

Hier ist aber ,,Krieg" im eigentlichen Sinne zu verstehen, als das Kämpfen geordneter Scharen, und so kann es nicht auf die Mißhandlung der Gullweig-Heid bezogen werden, sondern nur auf etwas, was die Folge davon war, gewiß eine Sühnehandlung der Angehörigen der verbrannten Zauberin, und das sind nach Snorri die Wanen, Nebenbuhler der Asen, ein Göttergeschlecht für sich, das einst mit ihnen in Fehde lag, bis man sich schließlich versöhnte (Thule 20, 120; vgl. Thule 2, 37 mit Erklärungen unter dem Text). Über diesen Wanenkrieg ist mancherlei vermutet und geschrieben worden. Für unseren Zusammenhang genügt die Feststellung, daß er mit den drei Riesinnen, die bei den Asen erscheinen, nur mittelbar etwas zu tun haben kann, nämlich insofern, als sie in ihrer Rolle als Nornen die Tötung der Gullweig herbeigeführt haben können, welche die Asen in die gefährliche Fehde mit den Wanen verwickelte. Ein solches Wirken wäre den Riesentöchtern zuzutrauen. Denn die Riesen sind den Asen unterlegen, selbstverständlich kommen also die Mädchen aus Riesenstamm in der Absicht, die Ihrigen zu rächen, und das gegebene Mittel dazu ist die weibliche Intrigue, der ,,kalte Frauenrat", wie ein altnordisches Sprichwort sagt. Riesinnen sind, wie Frauen überhaupt, zuweilen berückend schön; daß ein Gott aus Leidenschaft zu einem Riesenweib eine Torheit begeht und der Sache der Asen schadet, ist ebensowenig unerhört (Lokasenna 42 [Thule 2, 57]), wie daß Asen Riesinnen zu Geliebten oder Frauen nehmen; Odins eigene Mutter ist die Riesin Bestla. So dürfen wir das Nichtüberlieferte ergänzen: die drei Schönen aus Jötunheim betören die Asen zur Liebe und stürzen die Betörten durch ihre Ratschläge in den Krieg mit den Wanen, der ihre Macht untergraben und die Aussichten der Riesen bessern soll. Das ist ein menschlich voll begreiflicher Hergang, was ein Bringen des Krieges durch die Riesenmädchen keineswegs ist. Es stimmt zu altnordischen Sittensprüchen, die vor unbekannten Weibern warnen, Zauberinnen und anderen, da sie dem Manne leicht gefährlich werden. Es paßt vor allem zu dem Wesen des Götterglücks auf dem Idafelde. Denn dieses Glück besteht in männlicher Tätigkeit, dem durch sie geschaffenen Überfluß und in Muße und Sicherheit. Die Asen schmieden ja goldenes Gerät in Fülle und vergnügen sich am Feierabend mit Brettspiel auf goldenen Tafeln (Thule 2, 42f. [Strophen 47 und 48]). Kein Zweifel, daß sie auch Waffen schmieden, denn sie wissen natürlich, was ihnen seitens der gestürzten Feinde droht. Das tatbereite Gerüstetsein gehört zu ihrem Glücke ebenso wie das behagliche Ausruhen von der Arbeit.

Der Friede des Idafeldes ist also ein ganz anderer als der des goldenen Zeitalters und vollends des Paradieses. Mit jenem hat er die urzeitliche Goldfülle gemein, mit diesem das urzeitliche Wohlsein im Allgemeinen. Von beiden unterscheidet ihn das Tätigsein, nach dem das Idafeld heißt (altnordisch *Iđavǫllr* gehört zu *iđn* und anderen Wörtern, die Tätigkeit, Arbeit, Sport bedeuten. Bugge erklärte es für eine Umbildung von ,,Eden", Studien S. 445f.), und zwar besonders scharf vom Paradiese, da die Genesis ja die Arbeit als Fluch und Strafe auf die Paradieseszeit folgen läßt gemäß dem Verdammungswort Jehovas: ,,Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen" (1. Mos. 3, 19). Dieser Schweiß und dieser Fluch sind die des Südländers, auf dessen Scheitel die Sonne senkrecht niederbrennt bei wolkenlosem Himmel. Das Idafeld mit den freudig schaffenden Göttern ist eine Schöpfung des kühlen, bewölkten Nordens und seiner arbeitsfrohen Menschen.

Weitere Unterschiede, die tiefer greifen, sind nicht so leicht klimatisch ableitbar: wie der Norden den Fluch der Arbeit nicht kennt, so weiß er auch vom Sündenfalle nichts und von der über den Ungehorsam zürnenden Gottheit (man vergleiche hierzu Nietzsche, Werke 8 (Stuttgart 1921), 235f.). Welcher Abstand zwischen Adam und Eva, die den verbotenen Apfel gegessen und wie schuldbewußte Kinder vor dem gestrengen Vater sich verstecken, und den germanischen Göttern, die ihrer Arbeit und Ruhe entfremdet werden, indem sie in das Garn der fremden Weiber geraten! Da diese Götter sich in nichts etwas vergeben, verdienen sie keinerlei Strafe. Ihr schließlicher Untergang ist nicht Heimzahlung einer Schuld, sondern einfach der erfolgreiche Gegenschlag der einst von ihnen Besiegten und Verdrängten. Wären sie Menschen, es stände ebenso um sie. Mit anderen Worten: es ist für unseren Vergleich bedeutungslos, daß die Schaffenden auf dem Idafelde Asen sind, Adam und Eva dagegen Menschen. Auch wenn es eine Gottheit über Odin und den Seinen gäbe, sie würden nicht vor ihr in Schuldgefühl erzittern. Es gibt aber — abgesehen vom Schicksal — keine solche Gottheit. Odin und die anderen Asen sind die höchsten Regierer der Welt, und sie

183. Brakteat aus Ostergötland.
Darstellung des über die Finsternis (Mondkuh) siegenden Sonnengottes (Hakenkreuz).

sind mit ihr und den Menschen solidarisch gegen die Riesen. Während das Jüngste Gericht eine Züchtigung ist, welche die erzürnte Gottheit über Welt und Menschen verhängt, ist Ragnarök eine Katastrophe, bei der Götter und Menschen zusammenstehen gegen die vernichtungswütigen Mächte. Die germanische und indogermanische Gottheit ist innerweltlich, immanent; die orientalische außerweltlich, transszendent, letzteres sind bei den Indogermanen höchstens die Riesen oder Dämonen, also die untermenschlichen Wesen.

Dies zeigt sich auch an der eddischen Lehre von der Entstehung der Welt, der Götter und der Menschen. Nach ihr war nicht das Göttliche zuerst da und schuf durch seinen Willen oder sein Wort die Welt. Sondern im Anfang war die Welt. So lehrte Pherekydes von Syros die Ewigkeit der Erde, und Thales und Anaximander behaupteten die Ursprünglichkeit der eine des Wassers als Urstoff, der andere eines unbestimmten und unendlichen Stoffes. Auch die plastischere Grundlage, welche wir für die grüblerische Kosmogonie des Rigveda (A. Hillebrandt, Lieder des Rgveda S. 133f.) vermuten müssen, war, scheint es, ,,materialistisch" geartet. So ergibt sich urindogermanisches Alter für die Anfänge auch der altnordischen Kosmogonie.

Das Älteste, was diese kennt, ist brauender Nebel über Wasserströmen, die aus dem Brunnen Hwergelmir hervorbrechen, im Süden begrenzt durch die helle Feuerwelt Muspell, im Norden durch die Welt des Eises, westlich und östlich aber von zwei gewaltigen, kahlen Felshängen, so daß eine riesenmäßige Bergschlucht nordsüdlich verläuft, das Ginnungagap.

In diese schaurige Wüste kam das erste Leben, wie wenn Blütenstaub übers Meer verweht und auf toten Inseln Pflanzenwuchs erzeugt: da von Norden vor dem Eise her Schnee und Reif stob im kalten Luftzug und von Süden vor dem Feuer her glühende Funken im heißen, kam es in der gemäßigten Mittelregion, wo beide sich begegneten, durch Schmelzen zur Tropfenbildung, und aus den am Boden des Ginnungagap samenartig zusammenrinnenden Tropfen entstand ein entfernt menschenähnliches Wesen, Ymir oder Aurgelmir, der Stammvater der Riesen. Davon erzählt der Riese Wafthrudnir auf Grund der Sippenüberlieferung seinem Besucher:

Aus den Eliwagar
Flogen Eistropfen,
Aus den Tropfen ein Thurse wuchs;
Unsere Sippen
Stammen dort alle her,
Drum ist's ein schlimmes Geschlecht. (Thule 2, 90.)

Eliwagar sind die Eismassen des äußersten Nordens, gefrorene Ausflüsse des Muspellfeuers. Thurse heißt so viel wie Riese; das Wort (althochdeutsch *duris*) betont die ungeschlachte Häßlichkeit der Riesen, wie Jötun (niederdeutsch *eten* in: *eteninne* ,,Hexe", bei Lauremberg), das dritte Synonymum, ihre bestialische Wildheit betont. Das Geschlecht der Riesen oder Reifriesen — wie sie wegen ihres Ursprunges ebenfalls heißen — ist schlimm und böse (*atalt, illt*), und Snorri stellt ausdrücklich in diesem Sinne ihren Urahn in Gegensatz zu den Göttern (Thule 20, 53f.). Er ist ein halb unorganisches Wesen. Geschlechtslos erzeugt er Nachkommen, indem er im Schlafe schwitzt und ihm zwischen Arm und Leib und zwischen den Beinen Söhne und Töchter entstehen, geschlechtliche, höherentwickelte Wesen also, die sich normal fortpflanzen, wie die Riesen gewöhnlich tun. Die Sippschaft lebt von der Kuh Audhumla, die ebenfalls aus Reiftropfen entstand und aus ihren gewaltigen Eutern vier Milchströme entsendet. Sie nährt sich von dem Reif am salzigen Gestein des Ginnungagap, woran sie immer gierig leckt. Nach langem Lecken der rauhen Zunge an einer Stelle kommt menschliches Kopfhaar zum Vorschein, nach längerem ein ganzer Kopf und schließlich eine volle Menschengestalt, ein großer und starker Mann von schönem Äußeren, hellhäutig, blond, blauäugig und aufrecht, Buri. Buris Sohn ist Bor, und dieser hat mit der Riesin Bestla, Bölthorns Tochter, drei

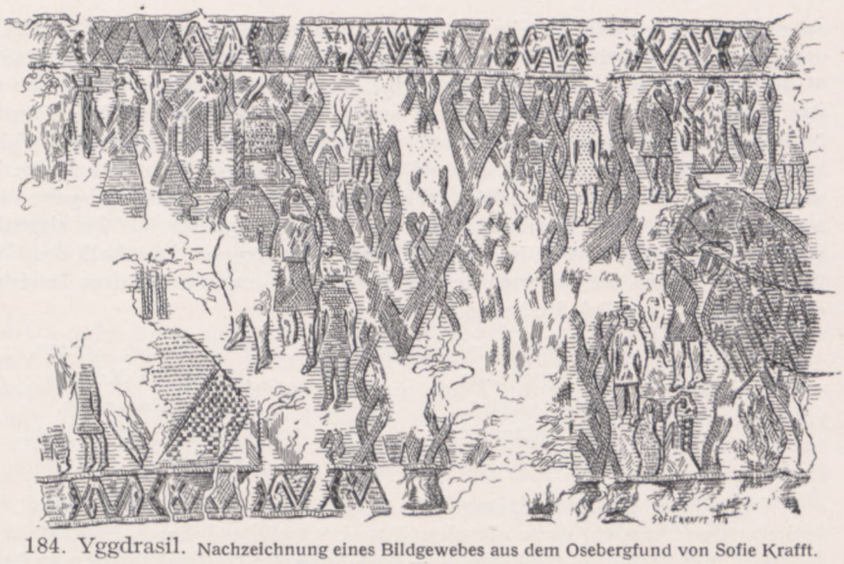
Söhne, Odin, Wili und We. So ist das Göttergeschlecht ins Dasein getreten. Angeborene steinharte Art treibt die Söhne Bors zum Streit gegen die übermächtige, ihnen wesensfremde Ymirsippe, und sie erschlagen den alten Ymir und ertränken seine Nachkommen in den Massen Blutes, die aus seinen Wunden strömen. Nur einer kann sich retten, Bergelmir, und mit seinem Weibe neue Geschlechter der Reifriesen begründen. Und wie ein Jäger sein Wildbret zerlegt an bequemer Stelle, so schaffen die Sieger den Leib des Ymir mitten ins Ginnungagap und zerschneiden ihn. Aus seinen Knochen machen sie Berge, aus seinem Fleisch Erdreich, aus Zähnen, Kiefern und zerbrochenem Gebein Steine und Geröll, aus dem Blute Seen und Meere, besonders das große Außenmeer, das rings um die Erde liegt, aus dem Schädel aber den Himmel, der über der Erde aufgestellt wurde und an den sie das Hirn des Erschlagenen als Wolken befestigen und die aus Muspellheim sprühenden Funken als Sterne setzen, um Himmel und Erde zu beleuchten. ,,Sie wiesen allen Lichtern ihre Stätte an, den einen an der Himmelskuppel selbst, andere bewegten sich frei unterhalb des Himmels, und sie gaben ihnen doch ihre Stättte und bestimmten ihre Bahn." So können nach den Himmelslichtern Tage und Jahre festgelegt werden. Jenseits des Außenmeeres dürfen die Riesen siedeln. Zum Schutz gegen sie bekommt die Welt einen Zaun aus den Wimpern des Ymir, so daß sie einer Burg gleicht und Midgard (Mittelhof) heißt. Damit ist die Welt fertig, die wir heute noch sehen.

Als Bors Söhne (nach Wöluspā 17. 18 waren es Odin, Hönir und Lodur) einmal am Meeresstrande entlanggingen, fanden sie zwei Baumstämme, nahmen sie auf und machten daraus Menschen: der erste Gott gab ihnen Atem und Leben, der zweite Verstand und Bewegung, der dritte Gesichtsausdruck, Rede, Gehör und Sehkraft, sie gaben ihnen Kleider und Namen, der Mann hieß Ask und die Frau Embla, und von diesen stammt das Menschengeschlecht ab, dem das Land unter Midgard eingeräumt ward. Für sich selbst bauen die Götter eine hohe Burg mitten in der Welt, Asgard (Asenhof). Die liegt so hoch, daß, wenn Odin auf der Aussichtsstätte Hlidskjalf Platz nimmt, er über alle Welten schaut und alles sieht. Asgard liegt also hoch in Himmelslüften. Der zu den Göttern betende Mensch schaut aufwärts wie Jung-Sigurd und die erweckte Jungfrau im Eddaliede (vergleiche Olrik-Ranisch, Nordisches Geistesleben [Heidelberg 1908], S. 33f. 217 und Tacitus, Annales 13, 55 [betender Aufblick des Amsivarierkönigs zu den Himmelskörpern).

Doch wird diese Vorstellung der prosaischen Edda in anderen Quellen so wenig folgerecht festgehalten wie das Weltbild mit Ginnungagap und dem darin erbauten Midgard als Ganzes. Die Riesen wohnen nicht immer, ja meistens nicht jenseits der Außensee, sondern ihr Land, Jötunheim, grenzt an das der Asen mit oder ohne Grenzfluß, es gibt den Meerriesen Ägir, die Meerriesin Rān und die in den Wellen spielenden Töchter des Ägir, und es gibt Riesen in Midgard, besonders in den Gebirgsöden Norwegens und des alpinen Süddeutschland, mit denen Menschen Abenteuer erleben können. Auch die Götter beschränken ihr Dasein nicht auf Asgard oder die Himmelshöhen, sondern wandern oder reiten, sichtbar und unsichtbar, im Menschenland herum und greifen in das dortige Geschehen unmittelbar ein, so Odin persönlich oder durch seine berittenen und behelmten Dienerinnen, die Walkyrien, in Schlachten und Gefechte; an seinem vorgehaltenen Speer zerschellt die Klinge Sigmunds, als Wagenlenker trügt er Harald Kampfzahn im Brawallatreffen gegen die Schweden, und als Rolf Krake und seine Getreuen tot auf der Walstatt liegen, erscheint er als einäugiger Reiter, um seine Beute zu holen; wer durch den gebogenen Arm schaut, kann ihn sehen.

Auch die verwandte altgriechische Religion kennt das Erscheinen und Walten der Himmelsgötter auf Erden, zumal im Kampfgetümmel; homerische Beispiele dafür sind jedem geläufig. Ähnliches gilt vom altindischen (man denke nur an die Bhagavadgita, wo der Gott als Wagenlenker des Helden auftritt wie in der Sage von der Brawallaschlacht) und altkeltischen Pantheon, und außerhalb Indogermaniens finden wir z. B. in Babylonien und im Alten Testament entsprechende Doppelheiten. Es liegt also kein Anlaß vor, die altnordische Doppelheit für ein spätes Mischungsergebnis zu erklären oder (mit E. Mogk) gewaltsam wegzuschaffen, indem man Asgard und Walhall gegen die Quellen für irdische Örtlichkeiten ausgibt. Unsere altnordischen Quellen wissen sogar den Weg von der Erde nach Walhall und zu den ,,Heimen der Götter": im Eddaliede kommt der tote Helgi die Himmelsbrücke, d. h. den Regenbogen, herabgeritten, um in seinem Grabhügel seine Witwe zu besuchen, und reitet vor Sonnenaufgang denselben Weg westwärts zurück; das Hakonlied schildert, wie die Walkyrien Göndul und Skögul den gefallenen Norwegerkönig auf der Walstatt aufsuchen, trösten und durch die Luft zu Odin emporgeleiten (Thule 1, 152—154; 2, 198ff.); und Snorri sagt: ,,Die Götter bauten eine Brücke von der Erde zum Himmel, die Bifröst (Zitterstraße) heißt . . . Sie ist dreifarbig, sehr stark und mit mehr Verstand und Kunst gemacht als andere Handarbeiten (Thule 20, 60) . . . Das Rote, das man in dem Bogen sieht, ist brennendes Feuer (Thule 20, 64)."

Dort, wo Bifröst den Himmel erreicht, liegt nach Snorri die Grenzfeste Himinbjörg, und dahinter er-



184. Yggdrasil. Nachzeichnung eines Bildgewebes aus dem Osebergfund von Sofie Krafft. (Nach Kunst og Haandverk.)

streckt sich das Asenland wie eine germanische Bauernlandschaft, mit einer Anzahl zerstreut liegender Höfe und einem Dingplatz, Idavellir, etwa in der Mitte, bei dem ein Tempel und auf dem die riesige alte Esche steht, in deren Schatten, beim Brunnen der Urd, die Asen täglich Gericht halten, die Esche Yggdrasil mit ihren in die tiefsten Gründe des Nebelheims hinabreichenden Wurzeln und ihren hoch über den Himmel emporgestreckten Zweigen, ein außerhalb der Asenschöpfung stehendes Gebilde, das den Eindruck macht, gleichzeitig ein Symbol und ein Kraftbehälter für das Weltganze zu sein. Denn von ihr kommt, wie die Wöluspā sagt, der Tau, der in Täler fällt, immergrün stehe sie am Urdbrunnen, gleichzeitig aber äse ein Hirsch — oder äsen vier Hirsche — in ihrer Krone, und Schlangen benagen ihre Wurzeln, so daß die Nornen, die am Brunnen hausen, täglich mit dessen Wasser sie begießen, damit ihre Zweige nicht verdorren. Yggdrasils Leben wird also gleichzeitig bedroht und beeinträchtigt und andererseits geschützt und gestützt; Hirsche und Drachen entsprechen den Riesen, die Nornen den Göttern, wenn die Esche den Kosmos darstellt, wie es den Anschein hat.

Man hat diesen nordischen Weltbaum Yggdrasil mit altindischen verglichen und ihm daraufhin ein sehr hohes Alter zugeschrieben, vermutlich mit Recht. (Man vergleiche die Abhandlung von L. Fr. Läffler, Det evigt grönskande trädet, in Festskrift til H. F. Feilberg, Kopenhagen 1911, S. 670.) Daß die übrige Asgardszenerie jünger wäre, folgt daraus nicht. Denn da die Weltesche als Gerichtsbaum organisch eingeht in die himmlische Kulturlandschaft des Asengebietes, kann derselbe organische Zusammenhang Jahrhunderte und Jahrtausende vor Snorri bereits bestanden haben, und man kann zugunsten dieser Möglichkeit anführen, daß die Hindus im Himalaya eine Zedernart Dēvadāru, Götterbaum, nennen, womit möglicherweise von Hause aus eine göttliche Gerichtszeder wie Yggdrasil gemeint gewesen ist, und daß die Eiche beim Zeusheiligtum in Dodona ihre Wurzeln in den Tartarus hinab erstreckt, was auf Einfluß eines Mythus wie des nordischen von Yggdrasil weist. Für hohes Alter der germanischen Himmelslandschaft sprechen ferner die vedischen Himmelstore, die den altnordischen Himinbjörg ähneln, die drei Himmel der Inder und Iranier, die bei Snorri als Himinn, Andlangr, Víðbláinn und als die oben erwähnte Verschiedenheit der Sternenhöhen wiederkehren (Kirfel, Kosmographie S. 31f., S. 38), und das Sonnen- oder Tagesgespann, das dem alten Norden (Thule 2, 83. 87, über den indischen Sonnenwagen siehe Kirfel S. 19f.) mit Griechenland und Indien gemeinsam ist.

Yggdrasil meint auch die riesenentstammte Seherin der Wöluspā, wenn sie von sich sagt:

Weiß von Riesen,
Weiland gebornen,
Die einstmals mich
Auferzogen;
Weiß neun Heime,
Neun Weltreiche,
Des hehren Weltbaums
Wurzeltiefen. (Thule 2,35.)

Dies heißt doch wohl: ich kenne das ganze Universum, alle seine neun Teile oder Welten (Heime), auch die unterste, das Nebelheim, in dem Yggdrasils Wurzeln liegen.

Welches sind diese neun Welten? Wir erfahren es nicht genau, und die Sache gilt als dunkel (Sämundar Edda von Detter u. Heinzel II [Leipzig 1903], S. 7f., 314). Einige lassen sich vermuten: Nebelheim, Hel, Midgard, Asenheim, Albenheim. Alle neun aber bekam man schon unter dem Heidentum nicht mehr zusammen. So alt ist diese Weltenlehre mit der urindogermanischen Neunzahl, die in Indien handgreiflich

wiederkehrt, auch dort bereits teilweise vergessen und entartet (W. Kirfel, Die Kosmographie der Inder, Bonn u. Leipzig 1920, S. 57ff., 174 [die Siebenzahl der Teile des Jambudvīpa ist jüngere Vorstellung]). Woher und von wem sie letztlich stammt, wird nie ergründet werden. So viel aber erkennen wir, daß sie der Lehre von der Midgardschöpfung aus den Leibesteilen des Ymir ursprünglich ebenso fremd gewesen ist wie die Vorstellung vom Welt- oder Weltenbaum. Diese beiden sind Weltbeschreibungen, Kosmologien, und gehen von der Außenwelt aus, sei es von der äußeren Sichtbarkeit überhaupt, sei es von der Pflanzenwelt; jene ist eine genetische Welterklärung, eine Kosmogonie, und geht vom Menschen aus oder von den menschlich-tierischen Organismen, die, ihr Geist einbegriffen, als das eigentlich Bestimmende und zugleich als die Elemente der Welt im engeren Sinne, des Kosmos innerhalb des Chaos, angenommen werden, zuhöchst die Götter, welche auch den regelmäßigen Gang der Gestirne bewirkt und damit die Zeitrechnung, den Kalender, ermöglicht haben:

Zum Richtstuhl gingen
Die Rater alle,
Heilge Götter,
Und hielten Rat:
Für Nacht und Neumond
Wählten sie Namen,
Benannten Morgen
Und Mittag auch,
Zwielicht und Abend,
Die Zeit zu messen. (Wöluspā 6; Thule 2, 36.)

Die Götter, an ihrer Spitze Odin, sorgen auch für den Fortbestand des Kosmos gegenüber den ihn bedrohenden Feinden, diese abwehrend und schwächend durch Plänkeleien an der Grenze — Thors Ostfahrten, „um Trolle zu erschlagen" — und Vorsorge treffend für den großen Tag der Entscheidung in der Zukunft, das Ragnarök. Für diesen schweren Kampf sammelt Odin Mannschaft, und zwar sind es die herrlichsten Helden in der frischesten Blüte ihrer Jahre, die er mit Vorliebe wählt zur Abberufung aus dem Diesseits nach Walhall. Dies ist der Grund, weshalb der Krieg so gern die Besten verschlingt, und der Trost für frühen Kriegertod. Im Erbliede auf Eirik Blutaxt fragt Sigmund der Wölsung Odin, der den tapferen Eirik in Walhall erwartet:

Warum nahmst du ihm das Kampfglück, Wenn er kühn dich dünkte?

Und der Gott antwortet:

Nicht weiß man gewiß,
Wann der Wolf, der graue,
Auf den Asensitz anstürmt. (Thule 2, 197.)

Ähnlich fragt im Hakonliede der gefallene König auf der Walstatt unfroh die Walkyrie, die ihn abholen kommt:

„Was schiedest du, Skögul, So die Schlacht? Wir waren doch des Waffenglücks wert!"

und erhält den Bescheid:

„Des walteten wir,
Daß die Walstatt dein:
Doch deine Feinde fliehen.
Nun laß uns reiten,"
Sprach die reiche Skögul,
„Nach grünen Götterheimen,
Odin zu künden,
Daß ein König naht,
Ihn selber zu sehn." (Thule 2, 200.)

Das Leben in Walhall ist so, wie es sich ein Krieger wünscht: erfüllt mit Waffenübungen und Kampfspielen einerseits, reichlichen und frohen Gelagen andererseits, und für jeden mit so viel Ehre, wie er verlangen kann. Als König Eirik naht, gebietet Odin:

Sigmund und Sinfjötli,
Vom Sitz erhebt euch!
Geht zu des Fürsten Empfang!
Zu uns entbietet ihn,
Wenn es Eirik ist!
Sein harr ich jetzt hier. (Thule 2, 196.)

Schon das ist hohe Auszeichnung, mit den Göttern auf derselben Bank zu sitzen, Einherier zu heißen wie sie, und von Odin erwählt zu sein als seine „Wunschsöhne" (*óskasynir*), d. h. Adoptivkinder, Brüder des Thor und des Balder, um einst in seinem Gefolge für den Bestand der schönen Welt gegen die furchtbare Riesenbrut zu fechten. Wenn Temperenzler von heute Walhall abschätzig als eine „Freibierhalle" bezeichnen und der ganze Walhall- und Wodansglaube (der „Wodanismus") als eine Entartung und ein Abfall von

erhabnerer Väterweisheit gebrandmarkt wird, so zeugt das ebensosehr von Unverständnis der Quellen wie von bedauernswerter Engherzigkeit. Das Kneipen ist für Walhall ebensowenig wesentlich wie für das altgermanische Leben überhaupt. Nur wissen die Einherier einen guten Schmaus und Umtrunk natürlich zu schätzen und bedürfen beider zum Dasein, da sie ja keine ,,Seelen", sondern ganze Menschen sind, und weil das Ganze im Jenseits spielt, ist etliches Wunderbare dabei: wie die morgens miteinander Kämpfenden einander folgenlos erschlagen, da die dabei Getöteten nachher ebenso munter beim Frühstück sitzen wie die das Gefecht Überlebenden; wie Walhall nie zu eng wird, so viele Tausende auch in sie einziehen im Lauf der kriegerischen Weltgeschichte, so wird der täglich verspeiste Eber Sährimnir abends wieder heil, und aus den Eutern der Ziege Heidrun, die auf dem Dach der Odinshalle weidet, rinnt keine Milch, sondern starker Met, an dem die Gefolgschaft sich berauscht (Thule 20, 84—87). Im gewöhnlichen Leben trank man dünnes Bier.

Walhall ist eine Form der Unsterblichkeit, in der alles gesteigert erscheint, das Genießen so gut wie das Können und Leisten, während das Leben in der Unterwelt Hel ein geschwächtes und kümmerliches ist, eine Art schattenhaftes Hadesdasein. Als Hermod seinem dorthin abgeschiedenen Bruder Balder nachreitet, erzählt ihm an der Brücke des Unterweltflusses Gjöll die Brückenwächterin Modgund, am Tage zuvor seien fünf Scharen toter Männer herübergeritten — ,,aber die Brücke dröhnt unter dir allein ebenso sehr, und du schaust nicht wie ein Toter aus" (Thule 20, 106). Man sieht den traurigen Zug jener Hunderte vor sich, schlaff, gebückt, leisen Trittes, ein Gegenbild nicht nur zu dem vollblütigen jungen Gott Hermod, sondern auch zu König Eirik und seinem Gefolge, die stolz, mit donnernden Hufen über die Walhallbrücke sprengen:

Männer erwart ich
Aus der Menschen Heim,
Erlauchte Helden,
Drum ist heiter mein Sinn,
spricht Odin im Eirikliede.
Was tönt dort, Bragi,
Als ob Tausend sich regten
Oder ein zahlloser Zug?
Bragi versetzt:
Es kracht alles Bankgebälk,
Als kehrte Balder heim
Noch einmal zum Odinssaal.
Odin: Nicht Verworrenes reden
Sollst du, weiser Bragi,
Da du sonst wohl alles weißt:
Von Eirik dröhnt es,
Da er hier einziehen soll,
Der Edle in den Odinssaal. (Thule 2, 195f.)

Wie das Auftreten der Gäste verschieden ist, so dann auch ihre Verpflegung: bei Hel hungert man (Thule 2, 77), während man bei Odin im Überfluß lebt.

Der Grund des Unterschiedes ist der, daß zu Odin die im Kampf gefallenen Krieger kommen, zu Hel die an Krankheiten oder Alters Gestorbenen. Wie auch sonst der Zustand beim Tode maßgebend ist für den nach dem Tode, so bewahrt der Kämpfer Kraft, Mut und Genußfähigkeit über seinen Fall hinaus, der Sieche und Greis ihre Schwäche und Stumpfheit über den letzten Seufzer hinaus.

Diese Aufklärung, die wir Snorri verdanken, ist nicht immer richtig verstanden worden. Das Wesentliche an ihr nicht erfassend und manchmal einen mehr oder weniger rein ständischen Sinn in sie hineinlegend (hie Fürsten und Adel — hie Volk), hat man sie als Irrtum des Schriftstellers ausgeben wollen, da nach älteren Quellen öfters Erschlagene zur Hel gewiesen werden und umgekehrt zu Odin auch Vergiftete und im Schlaf von der Mahre Getötete gelangen und Egil von ihm die Aufnahme seiner Söhne erwartet, deren einer am Fieber gestorben ist, während der andere ertrank (siehe zuletzt W. v. Unwerth, Totenkult u. Odinverehrung bei Nordgermanen und Lappen, Breslau 1911, S. 107—113). Diese Gegenbeispiele beweisen nur, daß neben den Vorstellungen, die wir durch Snorri erfahren und die so plausibel und sozusagen selbstverständlich sind, auch Wünsche eine Rolle gespielt haben: man wünschte seine Gegner zur Hel und hoffte für seine Freunde auf Walhall. Es kommt hinzu, daß ein schnell hinraffendes Fieber und vollends Tod im Meere dem Fallen im Kampfe der Wirkung nach ähnlicher erscheinen mußten als langes Siechtum und Altersschwäche. Der alternde Egil selbst, der so manchen Strauß bestand, sieht Hel auf dem Vorgebirge seiner warten. Andererseits gab es auch den Glauben, man könne sich Walhall erlisten: wer in Waffen stirbt, kommt zu Odin, hieß es, und ebenso, wer sich in der Todesstunde mit dem Speere ritzt, so daß er kriegsmäßig blutet und dem Odin — der selbst einmal derart rituell geritzt und geopfert worden sein sollte — nachzueifern scheint (Thule 14, 35). All dies widerspricht Snorris Lehre keineswegs und hebt vor allem die wesenhafte Ungleichheit von Walhall und Helreich nicht auf, die so merkwürdig ist und einen Reichtum der germanischen Religion darstellt, mag die Doppelheit nun alt oder erst jungen Ursprungs sein. Ge-

wöhnlich nimmt man an, der nur im Norden bezeugte Walhallglaube sei ein Erzeugnis der Wikingzeit oder doch erst wenige Jahrhunderte früher bei den Goten in Südrußland aufgekommen. (Letzteres meint M. Ebert, Südrußland im Altertum, Bonn u. Leipzig 1921, S. 373f.) Diese Vermutungen lassen sich vorderhand nicht widerlegen, und für sie scheint zu sprechen, daß für Walhall kein indogermanisches oder sonst außergermanisches Gegenstück bekannt ist, Hel jedoch sich deutlich verwandt zeigt dem altgriechischen Hades, auch der altbabylonischen Unterwelt mit ihren unholden Beherrscherinnen Ereschkigal und Persephone (vgl. Verfasser, Die Überlieferungen vom Gotte Balder, Dortmund 1920, S. 162f., 169f.). Bedenken wir jedoch, was bisher gar nicht bemerkt worden zu sein scheint, die Unterschiedlichkeit der germanischen Totenreiche und daß sie einander ergänzen im Einklang mit altertümlichem Totenglauben überhaupt, so werden wir eher geneigt sein, das ergänzende Gegenstück zur kraftlosen Unterwelt des Jammers ebenso alt zu schätzen wie diese. Das hellenische Elysium, das parsische Paradies, indische (W. Kirfel, Kosmologie S. 43—45) und andere alte Vorstellungen von jenseitiger Glückseligkeit mögen mit Walhall in geschichtlichem Zusammenhang stehen.

Das Äußere von Odins Totenhalle — schildgedeckt, mit Speeren als Dachsparren, die Bänke mit Eisenwämsern belegt —, das Leben in ihr und ihre Umgebung schildert ausführlich eine Strophenreihe des Grimnirliedes (Thule 2, 81—83). Darin heißt es:

Fünfhundert Achthundert Einherjer
Und über vierzig Tore Gehn auf einmal aus jedem,
Kenn ich in Walhall wohl; Wenn's mit Fenrir zu fechten gilt. (Strophe 20.)

Da germanische Großhunderte (je 120) gemeint sind, ergibt sich als die Menge der einst zum Ragnarökkampf ausziehenden Krieger eine Zahl größer als 614 400, ein Heer mithin, das selbst nach heutigen Begriffen stattlich heißen würde. In dem ,,auf einmal" kann aber sogar liegen, daß der Auszug durch jedes der breiten Tore in Gliedern zu achthundert (960) Mann erfolgt, und dann wird die Summe der Krieger noch viele Male größer (so A. Olrik [Ragnarök 1922, S. 52]). Jedenfalls wird hier nur eine phantastische Menschenmasse angedeutet, wie sie nach langen Jahrhunderten voll Kampf nnd Männerfall sich in Walhall angesammelt haben mag. An ihrer Spitze reiten die Götter in herrlicher Rüstung, Odin im Goldhelm und in ,,schöner Brünne und mit seinem Speer Gungnir" (Thule 20, 111), und es kommt zum Entscheidungskampfe auf der Ebene Wīgrīd, die hundert Meilen in beiden Richtungen mißt (Thule 2, 88).

Die dämonischen Gegner, die dort mit Asen und Einheriern ihre Kräfte messen, sind mehrgestaltig und gewiß nicht einerlei Alters und Ursprungs. Ihre größte Schar bilden die berittenen Muspellssöhne mit Surt an der Spitze, sengende und brennende Feuerriesen, die von Süden über den gesichtskreisschließenden ,,Dunkelwald" (Myrkwid) oder durch eine Spalte der berstenden Himmelskuppel heransprengen, und denen Freyr entgegentritt, der Heerführer der Götter, wie er im Skirnirliede ausdrücklich heißt (Verf., Die Dichtungen vom Weltuntergang S. 18), und wie sein Name besagt (vgl. got. *frauja* ,,Herr" = althochdeutsch *vrō* in neuhochdeutschem *Fronleichnam, Fronvogt*), folglich wohl als Anführer des Götterheeres, das die Reiterschlacht auf Wīgrīd liefert und dort den feuersprühenden Feinden unterliegt, so daß diese die Asengehöfte verbrennen und Welt und Himmel in Flammen aufgehen, in der berühmten Lohe des Surt (*Surtar logi*). Dieses feuerblitzende Rossegetümmel auf Wīgrīd mit nachfolgender Verbrennung des himmlischen Asenlandes ergibt ein einheitliches Bild und war einmal eine selbständige Form des Weltuntergangsgedankens, erwachsen, wie es scheint, aus phantasievoller Betrachtung von gewitterigen Vorgängen in der Atmosphäre; Auch sonst glaubte man das Reiten oder Fahren der Götter in Licht- und Feuerphänomenen des oberen Luftraums wahrzunehmen: wie Thor sein Bocksgespann durch die himmlische Landschaft rollen läßt, da ,,barsten Berge, es brannte der Grund" (Thule 2, 14), oder es brennen sogar schon aus diesem Grunde ,,alle Götterwohnungen" (Jonsson, Skjaldedigtning B. I, 17 [Haustlǫng, Skaldengedicht des 9. Jahrhunderts]). Eine andere Deutung solcher Phänomene war die, daß die Asenbrücke Bifröst loderte, um für die angriffslustigen Riesen unbetretbar zu sein, so daß auch die Asen, die dieses strategische Feuer spielen lassen, selber die Brücke nicht benutzen können, sondern Umwege machen und Flüsse durchwaten müssen (Thule 20, 64). Gewissermaßen die höchste Stufe solcher Vorstellungen ist der Ragnarökkampf auf Wīgrīd, bei dem gleichsam Himmelsglanz und Höllenfeuer zusammenprallen. Freyr, der unterliegende Anführer, heißt der ,,lichte" (*skirr*), sein Diener *Skirnir*, d. i. der Leuchtende. Sein Schwert aber, die ,,Sonne der Walhallgötter", blitzt in der Faust seines Gegners Surt, da er es einst in seiner Leidenschaft für die schöne Gerd, von deren weißen Armen Glanz durch alle Welten strahlte, an die Riesen verspielte (Thule 2, 28. Verf., Studien zu den germanischen Dichtungen vom Weltuntergang, Heidelberg 1918, S. 8ff.). So kommt ein menschlicher

Sinn in den Hauptauftritt der Wigrīdschlacht und damit in diese und den Weltuntergang selbst, ein Sinn, der im Einklang steht mit der von uns vermuteten Art, wie das Urzeitsglück der Asen sein Ende erreichte durch die drei Riesentöchter. Die Götter sind groß und gewaltig, hoch über Menschenmaß, aber sie sind weder unsterblich noch vollkommen, da sie als indogermanische Gottheiten innerweltlich und menschlich bleiben, keine Abstraktionen, sondern Wesen von Fleisch und Blut. Wie sie aus Tätigkeitsdrang und Machttrieb die Ymirsippe erschlugen und die schöne Welt erbauten, so verscherzen sie Glück, Leben und alles aus jenem Übermut und Leichtsinn heraus, der gerade dem Starken so gut steht, mag er hundertmal Torheit sein und zum Untergange führen. Das Schicksal der Welt unterliegt mithin genau so dem Gesetz des Tragischen wie das des Helden in der Heldenpoesie. Sigfrid fällt, weil er überflüssiger- und üppigerweise der Brünhild eine Trophäe raubte und diese seinem Weibe schenkte; so fällt der Götterfürst und mit ihm die Welt, weil die Gunst der schönen Gerd ihm einmal mehr wert gewesen war als Wehr und Waffen.

In anderem Sinne tragisch, nämlich tragisch-heroisch, d. h. ein mutiges Sichopfern um der Ehre willen, sind die anderen Ragnarökkämpfe, die gesondert neben dem Gesamtbilde der Wigrīdschlacht erscheinen.

185. Säule mit Darstellung des Weltunterganges. Krypta, Dom, Freising, um 1200. (Photo Staatl. Bildstelle.)

Am reichsten bezeugt ist Odins Zusammenstoß mit dem Fenriswolf, der beim Weltende seine Fesseln zerreißt und gegen die Asen anrennt mit aufgesperrtem Rachen, den „Unterkiefer an der Erde, den oberen am Himmel" (Snorri nach der Volkssage, Thule 20, 111). So verschlingt er Odin, der ihm furchtlos entgegentritt, bereit zum Sterben. Aber Odins starker Sohn Widar rächt den Vater: mit dem einen Fuß in den Unterkiefer des Wolfes tretend, packt er mit der Rechten dessen Oberkiefer und stemmt ihn nach oben, daß die Muskelbänder reißen und das Untier verendet (Thule 20, 112). Es war Volksglaube, daß man beim Anfertigen von Schuhen die Lederabfälle wegwerfen müsse, weil mit diesen die Sohle Widars verstärkt werde: eins der Zeugnisse für die Solidarität von Göttern und Menschen.

Man hat vermutet, und es hat manches für sich, daß der den Himmelsgott verschlingende Wolf ursprünglich ein Sonnenwolf gewesen ist. Eine weit verbreitete Deutung der Nebensonnen und der Sonnenfinsternisse ist nämlich die, daß die Sonne von einem oder zwei Ungeheuern verfolgt wird, deren Rachen zuweilen schon die strahlende Scheibe gutenteils überdeckt, einmal aber, beim Weltende, sie ganz verschlingen wird, und die Mondfinsternisse werden vielfach entsprechend gedeutet. (Olrik-Ranisch, Ragnarök S. 36ff.; vgl. Verf., Mitteilungen der Islandfreunde (Jena, Diederichs), 9. Jahrg., S. 40.) Auch in die nordische Weltkatastrophe sind diese Motive eingegangen. Die Strophen 30—32 des Grimnirliedes (Thule 2, 83) handeln von der Sonne, die hier wie in anderen altnordischen Quellen als Jungfrau — mit strahlendem Blondhaar — angeschaut wird. Sie fährt in einem Wagen mit den Hengsten Frühauf und Allgeschwind; vor ihr steht ein Schild, der das Feuer ihrer Strahlen abmildert, weil sonst „Berge und Brandung" verbrennen würden; und zwei Wölfe begleiten sie:

Trug heißt der Wolf,
Der bis zu des Waldes Schutz
Die funkelnde verfolgt;
Der andre, Hasser,
Der Erbe Fenrirs,
Läuft vor der heitern Himmelsbraut.

Also bis die Sonne, einem weitverbreiteten nordischen Sprichwort gemäß, abends zu Walde geht, ist Trug

mit heißem Atem und hängender Zunge hinter ihr her. Wie alles Schöne in dieser Welt ständig bedroht ist, so auch die heitere, d. i. helle, Himmelsbraut. Hasser aber, der der Sonne vorausrennt und wohl ebenso wie Trug ursprünglich eine personifizierte Nebensonne war, wird von Snorri mit dem Mondwolf Managarm gleichgesetzt (Thule 20, 59), und bei der großen Katastrophe verschlingt Trug die Sonne, Hasser den Mond, worauf auch die Sterne vom Himmel fallen und alles untergeht (Thule 20, 110) — eine zweite, primitivere Form des Weltuntergangsgedankens, vielleicht einmal aus der Fremde nach Germanien eingeführt, denn die Verknüpfung mit dem Göttermythus ist sehr locker. Sie besteht fast nur darin, daß man das Motiv der katastrophalen Verschlingung durch den Wolf auf Odin übertragen hat. Für den allbeherrschenden Speer- und Schlachtengott geziemt sich eine so groteske Todesart eigentlich nicht. Das fühlte der Dichter der Wöluspā, denn er streift das Peinliche nur kurz in seinem sonst deutlichen, ja breiten Bilde der Ragnarökkämpfe, und auch Snorri beeilt sich, auf den kurzen Satz „der Wolf verschlingt Odin" die Rache folgen zu lassen. Wir können noch fragen, warum gerade Odin an die Stelle des verschluckten Gestirnes trat. War der einäugige Gott im blauen Mantel selbst ursprünglich eine Personifikation der Sonne am blauen Himmelszelt? Ältere Mythologen haben so gefragt und die Frage bejaht. Doch die neuere Forschung mußte sie verneinen, da Odins Ursprünge restlos andere sein dürften und wir seine Gleichsetzung mit der Sonne genügend daraus erklären können, daß er Himmelsgott und sorgender Weltherrscher war, an dessen Dasein das des Universums in ähnlicher Weise gebunden schien wie für naivere Geister an den Fortbestand der leuchtenden und wärmenden Sonne.

Der zweite Einzelkampf beim Ragnarök ist der Thors mit der Midgardschlange. Darüber sagt die Wöluspā, nachdem sie Odins Tod und Widars Rache dargestellt hat:

Der hehre Sproß Der Hlodyn naht.
Der Lande Gürtel Gähnt zum Himmel,
Gluten sprüht er, Und Gift speit er;
Entgegen geht Der Gott dem Wurm.

Der Erde Schirmer Schlägt ihn voll Zorn —
Die Menschen müssen Midgard räumen —;
Vom Wurme geht Wankend neun Schritt,
Frei jeder Schmach, Der Fjörgyn Sohn, (Thule 2, 42.)

und Snorri im Zusammenhange seines großen Kampfbildes: „Thor wird der Midgardschlange zum Töter und schreitet von der Kampfstätte neun Schritte zurück, dann fällt er tot zu Boden von dem Gift, mit dem die Schlange ihn überhaucht (Thule 20, 112). Der Hammergott und seine Feindin töten also einander gegenseitig. Ihre Feindschaft ist alt, denn die riesige Schlange, die draußen im Meere rings um die Welt liegt als „der Lande Gürtel", Gift und Feuer haucht und mit Überschwemmungen droht, ist schier die größte Gefahr für Welt und Menschheit und daher der bevorzugte Gegenstand für Thors Tatendrang. Schon einmal hatte der rotbärtige Gott sie an der Angel, hämmerte wütend ihr häßliches Haupt, während beider Blicke sich haßerfüllt in einander bohrten, und er hätte schon damals das Ungeheuer getötet, wenn nicht in dem Riesen, der ihn ruderte, Tücke und Entsetzen die Oberhand gewonnen und er die Angelschnur zerschnitten hätte, so daß der Wurm zischend ins Meer zurücksank, während die Erde bebte und die Felsen dröhnten, als wäre das Weltende schon da (Thule 2, 20f.; 20, 101—103; 136; schon der dem Bragi geschenkte Schild stellte den Auftritt dar, Finnur Jónsson, Skjaldedigtning B. I, 3f.). So entging der Scheußliche dem verdienten Schicksal. Beim Ragnarök wird es ihn ereilen, wenn auch zum gleichzeitigen Verderben des göttlichen „Freundes der Menschenscharen", denn das Gift des Schlangenthursen ist selbst für Thors Asenkraft zu stark.

Hier haben wir die dritte Variante des Weltuntergangsmotives, die irdische, die neben die beiden himmlischen vom Luftfeuer und vom verschluckten Gestirn sich stellt. Ihre ursprüngliche Selbständigkeit wird bestätigt durch Volkssagen und den persischen Drachen Dahāka, der am Weltende aus dem Felsen Demawend hervorbricht mit Dampf, Getöse und Erdbeben (Olrik-Ranisch, Ragnarök 97—103). Der Schluß aus dieser eranischen Parallele auf urindogermanisches Alter bleibt jedoch unsicher, da sie unvollkommen ist und vorderhand allein steht.

Ein zweites irdisches Ragnarök ist der Fimbulwinter, dessen Selbständigkeit schon Olrik erkannte und bahnbrechend darlegte (Ragnarök 15ff.). Im Wafthrudnirliede stellt Odin als eine der letzten seiner mythologischen Fragen an den mit uraltem Wissen und mit Zukunftskunde ausgestatteten Riesen diese:

„Wer lebt von den Menschen,
Wenn der mächtige Winter
Auf Erden enden wird?"
Und Wafthrudnir antwortet:
„Lif und Lifthrasir,
Ihr Leben bergen sie
Im Holze Hoddmimirs;
Morgentau
Wird ihr Mahl dort sein,
Sie pflanzen die Völker fort."

Das Menschengeschlecht wird also einmal nahezu aussterben durch die Kälte und die Schneemassen eines langdauernden, strengen Winters, des Fimbul- oder Riesenwinters, wie Snorri ihn nennt (Thule 20, 110). Das ist eine Vorstellung, wie sie durch besonders harte, entbehrungsreiche Winter leicht erzeugt werden kann. Sie findet sich, wie Olrik zeigte, in altertümlichen Sagen der Oberpfalz und wiederum im alten Persien wieder und ist vermutlich sehr alt, vielleicht urindogermanisch, da die eranische Parallele in diesem Falle ziemlich weit geht. Ihr eindrucksvollstes Inhaltsstück ist das überlebende Menschenpaar, das Weib „Leben" und der Mann „Lebenbegehrer", die widerstandsfähig genug sind, um im schützenden Walde des (sonst nicht bekannten) Hoddmimir, eines „wohlwollenden Naturgeistes", die Schreckenszeit zu überdauern und dem Menschengeschlecht eine Zukunft zu sichern über Ragnarök hinaus.

Macht der Fimbulwinter den Eindruck, nordeuropäischen Ursprungs zu sein, so läßt eine andere Ragnarökform an den Süden denken, nämlich der große Weltbrand, der in der Wöluspā, im Wafthrudnirliede und bei Snorri vorkommt.

Die Sonne verlischt,
Vom Himmel stürzen
Rauch und Feuer
Hohe Hitze
Das Land sinkt ins Meer,
Die heitern Sterne.
Rasen umher;
Steigt himmelan —

so lautet die 45. Strophe der Wöluspā. Sie stellt, wie man sieht, die Katastrophe als eine doppelte dar: während das vernichtende Feuer im Weltenraum hochauf züngelt, stürzen die Himmelskörper herab, und die Erde sinkt ins Meer. Ertrinken der Erde und ihr etwa gleichzeitiges Verbrennen bilden auch anderswo ein Paar, so in Indien, bei Heraklit, bei den Stoikern und in keltischer Überlieferung, und Olrik, der dies zuerst nachwies, zog daraus den Schluß, daß die ungleichen Zwillinge aus indischer philosophierender Phantasie geboren und dann gemeinsam gewandert seien, denn Feuer und Wasser in solcher Weise zusammenzufügen, liege so wenig nahe, daß man nicht mehrmals und in verschiedenen Ländern darauf verfallen sein könne, die einmalige Erfindung sei aber am ehesten den kosmologischen Denkern Indiens zuzutrauen. Diese ansprechende Hypothese des großen dänischen Forschers wäre beim gegenwärtigen Stand des Wissens für uns restlos annehmbar, berücksichtigte sie auch das, was der zu früh Verstorbene noch nicht gesehen hat, nämlich daß die altnordischen Darstellungen des Weltbrandes den keltischen, griechischen, indischen und sonstigen vorchristlichen unmittelbar zuzuordnen sind. Auch sie sind nämlich durchaus vor- und unchristlich. Ihr weltvernichtendes Feuer ist scharf verschieden vom Gerichtsfeuer der christlichen Eschatologie, nicht nur durch seine Verbindung mit dem Versinken der Erde ins Meer, auch durch seine Erscheinungsform: loht es doch im Weltenraum aufwärts, um alles zu verzehren, während der israelitisch-christliche Brand beim Weltende nur vor dem Richter oder dem Gerichtstag hergeht, um die Menschen heimzusuchen. Dieser mit Feuer züchtigende Richter erscheint als eine Variante des Surt und der Muspellsöhne; seine Sonderart liegt in dem Züchtigen und entspricht dem außer- oder überweltlichen Gottheitsbegriff, von dem als unindogermanisch schon die Rede war. Im gleichen Sinne ist das Feuer selbst israelitisch-christlich umgebildet worden. Die amoralisch-naturhaften Grundformen leben im Altnordischen ebenso wie im Indischen und Griechischen, unberührt von der christlichen Variante, die auf altdeutsche und angelsächsische Weltuntergangsdichtungen so stark eingewirkt hat (vgl. meine Studien zu den germ. Dichtungen vom Weltuntergang [Heidelberg 1918], S. 38—42).

Neben diesen vollen Formen von Ragnarök finden wir Bruchstücke anderer, die der Vervollständigung bedürfen, so zunächst das Schiff Naglfar, von dem die Wöluspā und Snorri sagen, daß es beim Weltende loskomme, also in See steche (Thule 2, 41; 20, 110f.). Es ist aus abgeschnittenen Nägeln von Toten gebaut, und darum ist es besser, Sterbenden vor dem Tode die Nägel zu beschneiden, denn allen muß daran gelegen sein, daß das Nagelschiff so spät wie möglich fertig und flott, daß Ragnarök recht weit hinausgeschoben werde (Snorri, Thule 20, 110f.). Es muß ein Jenseitsstrand sein, wo dieses unheimliche Fahrzeug vom Stapel läuft, um verderbenbringend gegen die Welt heranzusegeln, der Totenstrand (*Nástrǫnd*), von dem die Wöluspā in Strophe 25 spricht (Thule 2, 39), und seine Erbauer und Bemanner werden ursprünglich die Toten gewesen sein, die es zur Rückkehr ins Leben drängt und zur Betätigung als vernichtungswütige

Drauge. Was nach dem Volksglauben, von dem wir handelten, sich sozusagen alle Tage im Kleinen ereignet, das wird einst in weltweitem Maßstabe Ereignis werden, und zwar in Gestalt eines Wikingerzuges aus dem Totenreich jenseits des Meeres. Da jenseits des Meeres auch die Riesen hausen und Drauge und Trolle ineinander übergehen, begreifen wir, daß Naglfar Riesen an Bord hat und daß es noch andere Schiffe gibt, die beim Weltuntergang Dämonen heranführen.

Nach Snorri ist der Steuermann von Naglfar der Riese Hrym, und die Wöluspā läßt ein Schiff von Osten kommen, das Loki steuert und die Muspelleute bemannen, also ein Schiff aus dem auch sonst im Osten gedachten Riesenheim, das nur in schwedischen Küstenbezirken als überseeisches Land erscheinen konnte, so daß dieser Gedanke vom Bottnischen Meerbusen stammen dürfte. Übrigens kommen auch nach altirischem Mythus die Riesen zum großen Kampfe mit den Göttern über die See gezogen (Olrik-Ranisch, Ragnarök S. 74), so daß hohes, vorgermanisches Alter der Vorstellung ebenso in Frage kommt wie beim Jenseitslande hinter dem Meere, das bekanntlich bei den Kelten als Avalon und unter anderen Namen eine große Rolle spielt. Die seefahrenden Muspellssöhne werden freilich jung sein, Anpassung dieser feurigen Luftdämonen aus dem Süden an den Meereshorizont der Wöluspā, und dasselbe gilt von Loki und von Hrym.

Lokis Rolle beim Weltuntergang war ursprünglich die des Erdbebenriesen, der seine Fesseln sprengt. Die haben die Götter ihm einst angelegt zur Strafe dafür, daß er Balders Tötung durch Höd erlistet hatte. Nun liegt er zuckend unter dem tropfenden Gift einer über ihm aufgehängten Schlange, und von seinem Zucken zittert die Erde. Sie würde dauernd beben, finge nicht Lokis treues Weib das Gift in einer Schüssel auf, die sie nur von Zeit zu Zeit leeren muß (Edda, hgb. von Neckel I, 106). An dem großen Tage aber kommt der Riese los und bricht dann über Welt und Götter herein, vermutlich etwa so wie Surt, der Feuerträger, der ebenfalls in Banden in einer Berghöhle schmachtete, dem Surtshellir, den man heute noch auf Island zeigt, also nicht als Steuermann eines Seeschiffes. Da nun die Matrosen des Steuermanns Loki die Muspellknaben sind, wird Loki schon, ehe er an Bord ging, ihr Anführer gewesen sein so gut wie Surt. Auch hierin also waren die beiden Unholde Doppelgänger. Ein Dichter, der sie beide auftreten lassen wollte, mußte ihre Rollen unterschiedlich gestalten. So hat die Wöluspā gewiß reichen Anteil an der Verdunkelung dieser alten — wahrscheinlich, wie gesagt, aus dem Kaukasus stammenden — Mythen.

Über Hrym sagt sie: er kommt von Osten gefahren und hält sich den Schild vor. Das weicht ab von Snorris Mitteilung, denn es ist ein Fahren mit Wagen oder Schlitten zu verstehen. Für diese Auffassung als die ältere spricht der Name der schildtragenden Thursen, der dasselbe Wort ist wie griechisches *krymós*, „Frost, Eiskälte". Danach war Hrym ein mythischer Vertreter des Fimbulwinters, der mit blitzendem Eisschild über den ewigen Schnee einhergezogen kommt, tödliche Kälte vor sich herhauchend, das nördliche Gegenstück zu dem südlichen Surt, der sich zum Weltbrand etwa verhält wie Hrym zum Fimbulwinter.

Diesen überlebt, wie wir sahen, ein Menschenpaar in Hoddmimirs Walde — eine erste Hindeutung auf die Zukunft jenseits Ragnarök. So fest der Glaube war an die bevorstehende große Katastrophe und so vielseitig seine Gestaltungen, so lebendig zeigt sich die Hoffnung auf Rettung aus dem Untergang und auf ein Weiterleben des Guten. Fast jede Form des Weltuntergangsgedankens hat ein hoffnungbetontes Gegenstück. Wie man sich nicht denken konnte, daß der schreckliche Winter wirklich alles töten und endgültig vernichten werde, so getröstete man sich auch dessen, daß mit dem Verschlucken der Sonne durch den Fenriswolf das schöne Himmelslicht nicht auf immer dahin sein könne:

„Wie kommt eine Sonne — Wenn diese Fenrir erfaßt?"
An den klaren Himmel,

fragt Odin den Riesen, und dieser entgegnet:

„Eine Tochter — Reiten soll sie,
Hat die Tagesleuchte, — Wenn die Rater sterben,
Eh sie Fenrir erfaßt; — Der Mutter Bahn, die Maid." (Thule 2. 92.)

Nach Snorri hatte der Vater der Jungfrau Sonne sie einem Manne namens Glen zur Frau gegeben (Thule 20, 58); dieser ist also der Vater der Sonnentochter, die, ihrer schönen Mutter gleichend, künftig deren Bahn „reiten", d. h. ihr Gespann lenken wird. Das soll eintreten, „wenn die Rater sterben" (*þá er regin deyja*), m. a. W. beim Fall der Götter. Auch diese selbst sind nicht die Letzten ihres Geschlechts.

„Wer soll herrschen
In den Heimen der Asen,
Wenn Surts Lohe erlosch?"
„Widar und Wali
Sollen im Weihtum hausen,
Wenn Surts Lohe erlosch;
Modi und Magni
Sollen Mjöllnir führen.
Nach dem Tode Thors." (Thule 2, 92.)

Die Söhne der drei Hauptgötter werden das Erbe ihrer Väter antreten; Widar, nachdem er Odin an dem Wolfe gerächt; Wali wahrscheinlich Sohn des Freyr und dessen Rächer an Surt (vgl. meine Dichtungen vom Weltuntergang S. 21—23); Modi und Magni die starken Söhne Thors, die dessen Hammer, den Mjöllnir, mit ebenbürtiger Kraft handhaben werden (eine Kraftprobe des drei Tage alten Magni erzählt Snorri Thule 20, 147). Nach der Wöluspā gesellen sich den Genannten auch Höd und Balder, welcher letztere aus der Hel nach Walhall wiederkehrt, und diese Quelle malt das Bild künftiger Götterseligkeit noch weiter aus, indem sie das Glück der Urzeit wiederkehren läßt und eine sonnenglänzende, goldgedeckte Halle auf Gimle uns schildert, in der wack're Scharen wohnen werden, der Freuden walten in fernste Zeit (Thule 2, 43).

Vorher hat sie in einer unvergänglich schönen Strophe das Wiederauftauchen der Erde geschildert:

Seh aufsteigen Zum andern Male
Land aus Fluten, Frisch ergrünend:
Fälle schäumen; Es schwebt der Aar,
Der auf dem Felsen Fische weidet.

Die Wasserfälle schäumen, weil beim Steigen des Landes das Meer von dessen Felsstufen herabstürzt, und der Adler schwebt, nach Fischen spähend, darüber als sinnfälliges Zeichen des wieder erwachenden Naturlebens, das sich auch als Pflanzenwuchs offenbart und dem neuen Leben der Götter auf dem Idafeld als Rahmen dient.

Die aus dem Wasser aufsteigende Welt ist nicht nur dieselbe, die vorher unter Feuersgluten im Ozean versank; ihr eschatologisches Steigen ist die Wiederholung des urzeitlichen Vorgangs, daß

Bors Söhne Den Boden hoben,
Sie, die Midgard, Den mächt'gen schufen;
Die Sonne von Süden Sah aufs Gestein:
Grüne Gräser Im Grund wuchsen. (Thule 2, 35.)

So ergibt sich aus der Wöluspā ein kosmologischer Rhythmus, der sehr ähnlich im alten Indien wiederkehrt. Nicht bloß das Ertrinken der Erde unter Flammen ist der nordischen und der hinduistischen Gedankenwelt gemeinsam, auch der periodische Zusammenhang, in dem es ein Glied ist, obwohl das Hervorgehen der Erde aus dem Meer in Indien folgerechter durchgeführt ist, indem es dort auch von ihrer ersten Entstehung gilt (Prajāpati holte als Eber die Erde aus der Tiefe des Wassers hervor, Hillebrand, Vedische Mythologie, Kl. Ausgabe, Breslau 1910, S. 167. Olrik-Ranisch, Ragnarök S. 458f.). Die breite Übereinstimmung wird so wenig Zufall sein wie jene schmale, und wir dürfen die Erklärung auch für sie in der von Olrik angenommenen Richtung suchen.

Merkwürdig aber bleibt es, daß das einzige bis jetzt bekannte Gegenstück zur altindischen Lehre vom Entstehen und Vergehen der Welt in einem altnordischen Denkmal begegnet. Es ist einer der vielen Belege für die oft und lange verkannte Altertümlichkeit der Edden, für die Zugehörigkeit der Hauptmasse eddischer Überlieferung zur vorchristlichen Schicht, die eben von den alten Isländern in staunenswertem Umfange aufs Pergament gerettet worden ist. Hierauf beruht der Reichtum der altnordischen Ragnarökbilder überhaupt. Axel Olrik, der treffliche Kenner der Weltuntergangsvorstellungen der gesamten Menschheit, bezeichnete ihn als einzigartig. „Das nordische Ragnarök ist der Sammelpunkt und Gipfelpunkt fast aller volksmythischen oder naturgebundenen Vorstellungen vom Untergange der Welt," heißt es gegen Ende seines großen, von uns wiederholt zitierten Werkes über den Gegenstand, das den quellenmäßigen Beweis erbringt für den bedeutsamen und für die meisten heutigen Leser ohne Zweifel völlig neuen Satz (Olrik-Ranisch, Ragnarök S. 462f.). Gewiß mögen Klima und Natur des Nordens durch ihre Bedrohlichkeit das lange und reiche Fortleben gerade dieser Vorstellungsgruppe begünstigt haben. Daß wir sie heute kennen, wird doch nur ihrer Aufzeichnung durch die Isländer verdankt, und diese haben uns viel anderes von germanischer Religion gerettet, dem Luft und Landschaft nicht wohl zu gute gekommen sein können.

Der Quellenwert der altisländischen Nachrichten für ganz Germanien steht nicht nur überall da unzweifelhaft fest, wo altisländisch Belegtes im Süden ebenfalls belegt ist, so daß die Zeugnisse einander ergänzen und beleuchten. Ebenso beweisend in demselben Sinne sind die Übereinstimmungen zwischen nordischer und griechischer, persischer, indischer und sonstiger indogermanischer Mythologie. Wie z. B. das altnordische

186. Bronzener Kesselwagen, gefunden bei Peckatel (Schwerin). 1/6. Ähnlich dem bei Ystad (Schonen) gefundenen. 37,5 cm hoch. Kesseldurchmesser 38 cm. Man nimmt sakrale Verwendung an.

Wort *vār*, „Frühling", durch sein Wiederkehren im Lateinischen als *vēr* sich als urgermanisch enthüllt, also auch den Südgermanen einmal gehört haben muß, obgleich deren eigene Überlieferung nichts mehr von ihm weiß, so ergeben Übereinstimmungen wie die in dem besprochenen Dualismus zwischen Göttern und Riesen, in der Kosmologie, in der Ausgestaltung der göttlichen Personen entsprechende Gewißheit germanischer Urgemeinschaft. Und wie das entlehnte Wort lat. *aureus* (scil. *nummus*), das nur im Norden belegt ist (altn. *eyrir*, neunord. *öre*), über Südgermanien dorthin gekommen, somit einmal gemeingermanisch gewesen sein muß, so wird auch der indische Weltbrand bei seiner Wanderung nach Skandinavien Deutschland passiert haben, obgleich ein östlicherer Weg ebenfalls denkbar bleibt und folglich in solchen Fällen nicht von Gewißheit die Rede sein kann, sondern nur von Wahrscheinlichkeit.

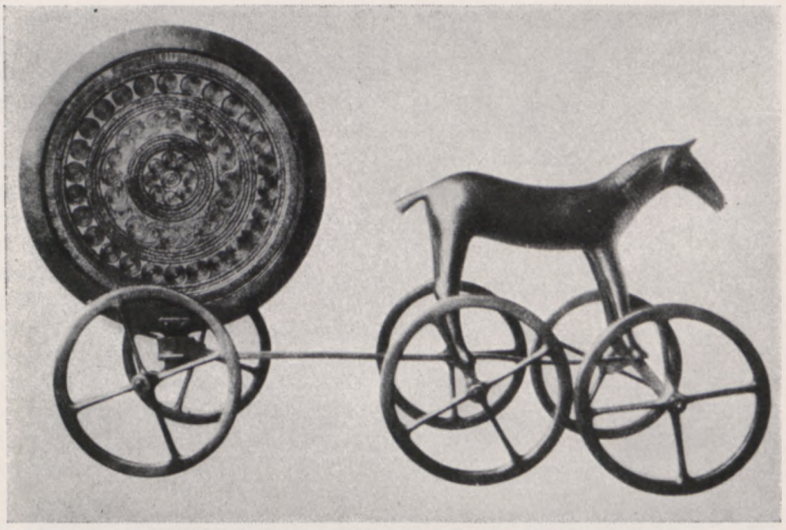
Der Befund an gemeingermanischen Religionserscheinungen wird sich noch vermehren, wenn wir nunmehr auch die südgermanischen Quellen ins Auge fassen.

Sie beschränken sich leider auf Andeutungen und Reste in Bodenfunden, antiken Zeugnissen und Trümmern, welche die einheimische Literatur und Sprache aufweisen. Aus diesen spärlichen Materialien eine deutsche Mythologie oder Religion aufzubauen, ist ohne das Licht aus dem Norden und die indogermanische Vergleichung unmöglich, alle Versuche dieser Art mußten notwendig scheitern, und dasselbe gilt von entsprechenden über das Heidentum der Angelsachsen oder gar der Balkangoten (Sammlungen des einschlägigen Stoffes: K. Helm bei Nollau, Germanische Wiedererstehung, Heidelberg 1926, S. 321ff.; E. A. Philippson, Germanisches Heidentum bei den Angelsachsen, Leipzig 1929.) Wer dagegen von den reichen und intimen nordischen Quellen herkommt, für den werden die südgermanischen von vornherein lebendiger sein und eine sinnvollere Sprache reden.

Eine der ältesten Aussagen über den Glauben der rechtsrheinischen Germanen — die zweitälteste nach des Plutarch Bericht über kimbrisches Opferwesen — ist die des Caesar im sechsten Buch seines Gallischen Krieges. Er stellt die dem Opfern wenig zugetanen Germanen in Gegensatz zu den äußerst religionseifrigen Galliern (Bell. gall. 6, 16 u. 21) und läßt sie nur solche Gottheiten verehren, die sichtbar sind und handgreiflich nützen: Sol, Vulcanus und Luna. Beide Angaben des Römers sind meist auf Unglauben gestoßen, weil man die nordischen Befunde nicht genügend kannte. Diese bestätigen, im Ganzen genommen, den Satz von der verhältnismäßigen Gleichgültigkeit der Germanen in Religionsdingen. Dem caesarischen *sacrificiis non student* tritt unmittelbar zur Seite die Mahnung:

Besser nichts erfleht,
Als zu viel geopfert:
Auf Vergeltung die Gabe schaut;
Besser nichts gegeben,
Als zu Großes gespendet:
(Eitel manch Opfer bleibt.) (Thule 2, 144.)

Die Übereinstimmung ist ähnlich schlagend wie jene, die wir im Kapitel „Recht und Staat" zwischen Caesar und dem altgötischen Gesetz feststellten, und sie ist ebenso beweisend in dem doppelten Sinne, daß der römische Bericht vor Zweifel gesichert und der Inhalt des nordischen Zeugnisses als alt und gemeingermanisch erwiesen wird. Es ist also nicht erlaubt, die angeführte Strophe mit zum Beweise eines Religionsverfalls im Norden zu benutzen, der das Eindringen des Christentums vorbereitet und erleichtert habe, eine Behauptung, die man in der Tat gewagt hat, teils in dem Wunsch, den Sieg des Christentums fatalistisch oder vorsehungsmäßig begründet sein zu lassen, teils um ein reines Idealbild der nordischen oder germanischen Religion zu gewinnen, ein Bild jenseits der Quellen, wie man es auch für die urgermanischen Rechtszustände und Sippenverhältnisse postulierend entworfen hat (siehe oben S. 51 u. ö.). Demgegenüber hält diese Darstellung daran fest, daß glaubhaft nur ist, was sich belegen läßt oder mit den Belegen übereinstimmt, und daß klarer Quellenwortlaut sorgfältigste Beachtung heischt, zumal wenn zweier oder mehrerer Zeugen Mund spricht, mag uns das Gesprochene erwünscht sein oder nicht. Es hat uns gleichgültig zu sein, ob die germanische Religion eine ideale war im Sinne des Priesters, der gern alle Gläubigen und mit gleicher In-

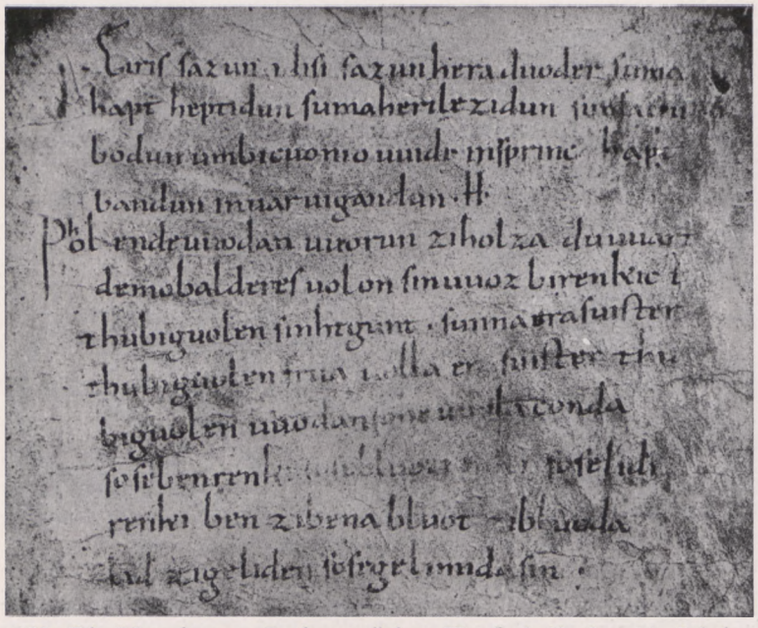


187. Sonnenwagen aus Trundholm. Bronzezeit.

brunst im Tempel versammelt sieht und eifrige Opferer lieber hat als lässige. Die unerbittlichen Tatsachen lehren nun einmal, daß letzterer in Germanien schon vor Christi Geburt viele waren, mehr als bei den Kelten, wie Caesar höchst dankenswert und glaubhaft es ausspricht; war doch die keltische Gemütsart auch sonst von der germanischen verschieden. Der skeptische Blick auf das Opfern in der angeführten Spruchstrophe war bei manchen alten Nordleuten sogar derart entwickelt, daß sie mit Bewußtsein es ganz unterließen. Das waren die sogenannten ,,gottlosen Männer" (*guđlausir menn*), benannt, weil sie besser auszukommen glaubten ohne Gott oder Götter, statt auf deren Hilfe lieber auf die eigene Kraft bauend, also keine Gottesleugner oder Atheisten, sondern Stolze und Trotzige wie Prometheus, den der junge Goethe kongenial uns erleben läßt in der unsterblichen Ode ,,Bedecke deinen Himmel, Zeus, Mit Wolkendunst . . . Ihr nähret kümmerlich Mit Opfersteuern und Gebetshauch Eure Majestät." Ein solcher war Hjörleif, der Vetter Ingolfs, des ersten Ansiedlers auf Island, ein gewaltiger Haudegen und unternehmender Wiking. Während Ingolf wie ein anderer vor ihm bei Antritt der Islandfahrt ein großes Opfer veranstaltet und um Heil bittet für sein Unternehmen, verschmäht Hjörleif dergleichen. Er opfert niemals, weil er die Götter entbehren kann. Aber nach der Landung am seitdem Hjörleifshöfdi genannten Kap an der isländischen Südküste überfallen ihn seine irischen Sklaven hinterrücks und machen ihn nieder. Als Ingolf über seiner Leiche steht, spricht er: ,,Welch ein klägliches Ende für einen so wackeren Mann, durch Knechte umzukommen! So, sehe ich voraus, wird es jedem ergehen, der nicht opfern will!"(Thule 23, 67f., vgl. meine Altgermanische Kultur 90f.). Ein ruhiger, wortkarger Auftritt, in dem wichtige Seiten des altgermanischen Glaubenswesens hervortreten, so jene stille Duldsamkeit gegenüber dem religiös anders Eingestellten, die der christlichen Propaganda stark genützt haben muß, und die Ahnung eines über die Erfahrung hinausreichenden Schicksalszusammenhangs und einer jenseitigen Fürsorge, wovon dasselbe gelten wird. Die Duldsamkeit wirft weiteres Licht auf den caesarischen Satz. Endlich wird er noch erläutert durch die altnordische Bezeichnung ,,Freund" (*vinr*) für den Anhänger eines Gottes (Altgerm. Kultur 84—87. Ztschr. f. Deutschkunde 1927, S. 476ff.). Darin liegen Gleichberechtigung mit dem Gott und Lösbarkeit des Verhältnisses zu ihm, dasselbe, was für Fürst und Gefolgsmann galt, die ebenfalls ,,Freunde" heißen, aber etwas sehr anderes als die Beziehungen Herr-Sklave oder Despot-Untertan, welche, wie orientalische und orientalisierte Staaten, so auch asiatische Religionen gekennzeichnet haben, Religionen, deren Gottheit unumschränkt und transzendent ist.

So verhilft uns Caesars erster, kurzer Satz zu einer sehr wesentlichen Aufklärung über unseren Gegenstand. Auch der zweite wird lehrreich, sobald wir ihn in das Licht der nordischen Quellen rücken. Diese kennen ja, wie wir sahen, sowohl eine Sonnen- wie eine Mondgottheit, und was sie über Frau Sonne und ihr Gespann mitteilen, ist eine deutliche Variante des altgriechischen und altindischen Sonnenwagens, so daß urindogermanisches Alter dafür anzunehmen ist. Das bestätigt Caesar durch seine Nachricht von der Sonnenverehrung der Germanen des letzten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung. Vermutlich wird es weiter bestätigt durch einen bronzezeitlichen Fund aus Trundholm in Dänemark, eine von einem Pferd gezogene Scheibe auf Rädern (Abb. 187).

Denn wenn dies auch ein Prozessionswagen zu sein und auf Umzüge mit der Sonnenscheibe zu weisen scheint, so dürfte er doch nicht nur die Wahrnehmung der Sonne selbst, sondern auch den Glauben an das himmlische Gespann der eilenden bezeugen. Die Scheibe ist der Schild, hinter dem die Strahlende sich verbirgt gemäß der schon angeführten Stelle des Eddaliedes.



188. Die Merseburger Zaubersprüche. Handschrift des 10. Jahrh.
(Könnecke, Bilderatlas zur deutschen Literatur.)

Dagegen ist der germanenfeindliche Caesar zu berichtigen, wenn er weitere Götter als die von ihm genannten drei Naturgottheiten den Rechtsrheinischen abspricht. Schon Tacitus weiß es besser. Meldet er uns doch von mehreren persönlichen Göttern sowohl aller Germanen wie einzelner Stämme oder Stammesgruppen, und diese taciteischen Götter lassen sich zum Teil mit nordischen und mit solchen anderer indogermanischer Völker gleichsetzen. So ist der Mercurius des neunten Germaniakapitels, der höchst und sogar mit Menschenopfern verehrte Gott, ohne Zweifel der eddische Göttervater und -herrscher Odin, dem Menschen geopfert werden durch Hängung und Speerritzung und der als listenreicher Wanderer und Totengeleiter dem Merkur ähnelt, so daß sein lateinischer Name erklärlich wird. Altdeutsch und angelsächsisch erscheint er als *Wōdan* (altsächsisch), *Wōden*, so in Zaubersprüchen wie dem bekannten Merseburger, der seine verdiente Geltung als Meister des Zaubers ebenso bestätigt wie einige angelsächsische (Philippson S. 153) und übrigens die zahlreichste Göttergesellschaft vorführt, die irgendwo im südgermanischen Bereich auftritt: neben Wodan, Balder, Frîia, Volla, Sunna und Sindgund und Phol (Braune, Althochdeutsches Lesebuch Nr. XXXI, b.), bis auf die beiden letzten alle auch im Norden bezeugt, und zwar in Zusammenhängen, die zu dem des Zauberspruches stimmen und ihn erläutern (vgl. Verf., Die Überlieferungen vom Gotte Balder, 1920, S. 242–245).

So vermittelt uns der Merseburger Wodansspruch einen starken Eindruck davon, wie groß die Übereinstimmung sich erweisen würde, falls es mehr Seinesgleichen in Deutschland gäbe. Was Wodan betrifft, so sind alle Versuche, ihn von einem engeren Gebiete aus sich verbreiten zu lassen, insbesondere vom Rhein nach Skandinavien, durch den Mangel an Quellen, aus denen Derartiges hervorgehen könnte, erbarmungslos zum Scheitern verurteilt. Im Leben des 615 gestorbenen irischen Missionars Columban von Jonas von Bobbio wird von einem Wodanopfer der Alemannen erzählt. Daraus zu folgern, durch Vermittlung der Franken komme der Wodankult in den letzten Zeiten des Heidentums auch zu den Alemannen (Philippson S. 147), ginge selbstverständlich auch dann nicht an, wenn des Tacitus Zeugnis von der Wodanverehrung der Germanen, mithin auch der Alemannen, uns fehlte. Da wir aber dieses Zeugnis haben und es durch Paulus Diaconus (I, 9: Wodan sane . . . ipse est, qui apud Romanos Mercurius dicitur et ab universis Germaniae gentibus ut deus adoratur) und die einleuchtende etymologische Verwandtschaft zwischen Wodan und dem altindischen Windgotte Vāta bestätigt wird, müssen wir den alemannischen Wodanskult am Oberrhein für ebenso alt schätzen wie die Alemannen selbst, die im Jahre 213 zum ersten Mal mit Namen genannt werden. Bei seinem Abzuge aus der Mark Brandenburg in das fruchtbarere, keltische Hügel- und Bergland hat der Heerbann der Semnonen den Kult des kriegerischen, höchsten Germanengottes mit sich geführt. Dasselbe haben die Angelsachsen getan, als sie im 5. Jahrhundert nach Britannien auswanderten. Wann aber Wodan nach Dänemark und Skandinavien kam und ob er dort nicht älter ist als am Rhein, dies zu wissen, ist uns verwehrt. Die Erscheinung des einäugigen Gottes, für den Menschenblut fließt und dem nicht zu trauen ist, mag Abneigung einflößen und den Wunsch erregen können, sie der eigenen Heimat fernzuhalten oder erst spät dorthin eingeschleppt zu denken. Aber solche Gefühlswallungen sind keine Gründe (Heinrich Leo wollte den Alemannen den Wodansglauben absprechen und diesen hauptsächlich den Goten und Nordleuten zuschieben [Über Odins Verehrung in Deutschland, Erlangen 1822], Henry

Petersen umgekehrt die Dänen und Skandinavier erst spät ihn aus Deutschland empfangen lassen [Om Nordboernes Gudedyrkelse og Gudetro, København 1876]. Vgl. Ztschr. für Deutschkunde 1925, S. 96f.). Was uns die Quellen aller Art — einschließlich Ortsnamen wie Odense auf Fünen — über Wodan lehren, ist immer nur seine Eigenschaft als höchster Gott aller Germanen, und der Vergleich seines stark zusammengesetzten Bildes mit den Göttern anderer Indogermanen ergibt mit Wahrscheinlichkeit sein Abstammen unter anderen vom urindogermanischen Himmelsgott und Göttervater, also seine Verwandtschaft auch mit Zeus, Juppiter und Dyauspitar. Am wenigsten kann es Zufall sein, daß er wie Zeus walstattfroher Schlachtengott und Fürstenahn ist und dies mit himmlischer Wohnung und himmlischer Familienvaterrolle vereinigt.

Urteilten wir allerdings lediglich nach dem Namen, so könnte von alter Identität zwischen Wodan und Zeus keine Rede sein. Im Namen setzt Wodan-Odin, der Luftjäger auf Sleipnir, ja einen urzeitlichen Winddämon fort, den die Inder in reinerer Form als Vāta bewahrt haben. Dieser Winddämon — ein Riese nach germanischen Begriffen — muß aber einmal mit dem Himmelsgott verschmolzen sein auf dem Wege des den Religionshistorikern wohlbekannten Synkretismus. Denn es gilt auch diejenigen Eigenschaften Wodans abzuleiten, die sozusagen unabhängig vom Namen sind. Daß Vāta den Namen lieferte für den germanischen Obergott und nicht Zeus, hängt zusammen mit dem Vorhandensein eines zweiten germanischen Gottes, der allem Anschein nach den Zeusnamen bewahrt, nämlich des *Tius* (altnordisch *Týr*, althochdeutsch *Ziu*), den Tacitus mit „Mars" umschreibt, also als Kriegsgott kennzeichnet. Auch im Norden ist Týr ein kriegerischer Gott (Thule 20, 73f., 112, 142.). Wir werden also folgern, daß die Eigenschaftenfülle des alten Himmelsgottes sich auf Wodan und Tius verteilt hat. Der Schein, daß das Meiste davon auf Wodan übergegangen ist und nur der Schlachtengott in Tius wiederkehrt, dürfte jedoch täuschen. Denn der nur im Norden bekannte Freyr, den wir schon als Himmelsherrn und Götterherrscher kennen lernten, scheint sich durch Namen („Herr") und diese seine Eigenschaften ebenfalls als Nachkomme des Zeus zu enthüllen, und da er in der nordischen Göttertrias Odin-Thor-Freyr an der Stelle des Tius steht, liegt es nahe, in ihm einen Doppelgänger des letzteren zu sehen, die Verselbständigung von dessen Beinamen „der Herr", die befördert wurde durch das Hinzuwachsen eines ebenfalls „Herr" genannten Wachstums- und Fruchtbarkeitsgottes, des Wanen Freyr.

Die dritte gemeingermanische Gottheit, die Tacitus nennt, heißt „Hercules", d. i. wahrscheinlich Donar, der nordische Thor (Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde 4, 134; oben S. 69). Das hohe, vorgermanische Alter des göttlichen Riesentöters und Menschenfreundes, des stämmigen Rotbarts mit dem Hammer, darf geschlossen werden aus seiner weitgehenden Ähnlichkeit mit dem altindischen Gewittergott Indra. Man hat sie längst bemerkt, und oben verglichen wir die germanischen Thorhymnen mit den vedischen auf den Besieger der Drachen Vṛtra (Ahi), der die Wasser umlagert wie die Midgardschlange, den donnerkeilbewehrten Herrn des schnellen Himmelswagens, den Unersättlichen, der dreißig Eimer mit Soma leert. Auch Zeus und Jupiter, die hochher donnernden, scheinen mit Thor verwandt, so daß wir verstehen, wie man einen urindogermanischen Himmelsgott als gemeinsamen Stammvater sowohl der drei Germanengötter und des Zeus-Jupiter-Dyauspitar wie des Indra vermuten und zu der Hypothese des arischen Monotheismus gelangen konnte.

Sicher aber ist zunächst, daß alle drei germanischen Hauptgötter kriegerisch sind. Die gesamte nordische Götterschar erscheint als eine streitbare Mannschaft. Da dasselbe von den altindischen Göttern auf dem Berge Meru und von den griechischen Olympiern gilt, gehört diese Vorstellungsweise der indogermanischen Urzeit an. Um so interessanter ist ein von Vellejus Paterculus berichteter Ausruf eines Semnonen, der am Elbufer den Kaiser Tiberius und dessen Gefolge erblickt hatte: „Heute habe ich die Götter gesehen!" Waffenstrahlend wie diese Römer, also dachte sich der Semnone die Himmlischen. Dieselbe Gedankenverbindung begegnet — nach einer guten Beobachtung von Hans Naumann (H. Naumann, Die Götter Germaniens, Deutsche Vierteljahrsschrift f. Lit.-Wiss. u. Geistesgesch. VIII, S. 13ff.) — im 10. Jahrhundert in Island. Als die reichen und mächtigen Söhne des Hjalti von Hof im Nordlande ihrem Freunde, dem Skalden Odd, Zuzug leisteten und an der Spitze ihrer Leute auf dem Dingplatz am Dorschfjord erschienen, da glänzten sie in Wehr und Waffen, daß man die Asen selbst zu sehen glaubte (Landnámabók, Kopenhagen 1900, S. 190; Finnur Jónsson, Skjaldedigtning B. I, S. 168). Mit Recht findet Naumann in diesen Berichten die Schönheit der Götter bezeugt. Denn auch nach germanischen Begriffen gehört zum Gott die ideale Erscheinung ebenso wie Helm und Brünne. Auch die Göttinnen sind schön und stattlich, wovon

noch im heutigen Isländischen die altertümliche Wendung zeugt, daß man eine Frau mit solchen Eigenschaften durch die Bezeichnung *en mesta gyđja* („eine richtige Göttin") ehrt (freundliche Mitteilung des Schriftstellers Guđmundur Hagalín in Isafjörđur).

Sicher ist ferner die Mehrheit der altindogermanischen Götter, der *tívar*, wie sie altnordisch, der *dēvāh*, *divi* (*dii*), wie sie altindisch und lateinisch heißen, und ebenso der uralte kriegerische Dualismus zwischen ihrer Schar und den Mächten der Tiefe, jener ewige Widerstreit, der so aufschlußreich ist für Lebensgefühl und Weltanschauung.

Diese Religionsform haben die Germanen geerbt. Sie haben sie festgehalten, sie reich und großartig ausgestaltet in ihrer Mythendichtung, namentlich in den Mythen vom dereinstigen Weltuntergang, und sie haben sie wiedergefunden im Christentum. „Knut beschirmt die Erde wie der Griechenherrscher (Christus) das Himmelreich," so rühmt ein Skalde des 11. Jahrhunderts den getauften und gesalbten König von Dänemark und England, und Christus als Held, als Bezwinger des Teufels und der Höllenscharen, zu denen er niedersteigt, war ein Lieblingsstoff frühchristlicher Dichter, wie es scheint, in ganz Germanien.

Daß die Kirche auch ihrerseits sich angepaßt hat an das Bodenständige, ist bekannt. Viele ihrer Gotteshäuser wurden an den Stätten heidnischer errichtet. Das Institut der sogenannten Eigenkirche ist vorchristlich-germanischer Herkunft, wie namentlich die altisländischen Tempel uns dadurch zeigen, daß sie Privateigentum der Goden (*gođar*, gotisch *gudjans*, „Priester") sind. Wie oben S. 173 gezeigt, eignete sich die Predigt vom Weltuntergang die moralfreieren, phantasiegewaltigeren Vorstellungen des Heidentums an. Das Bedeutsamste und Folgenschwerste aber ist das Entgegenkommen, das Bekehrer und Prediger in der Sittenlehre bewiesen haben. Sie dachten nicht daran, die religiös verankerten germanischen Tugenden und zumal die erste von ihnen, die Tapferkeit (die anderen beiden sind die Treue und die Ritterlichkeit; das Nähere über germanische Sittlichkeit und ihre religiöse Seite findet man kurz dargestellt Zeitschr. f. Deutschkunde 1927, S. 483ff.), in Frage zu stellen, sondern ließen sie gelten und begnügten sich, neue, mit der bodenständigen Sittlichkeit vereinbare Gebote zu verkünden, die des Wohltuns und der Schonung der Schwachen. Es entstand durch Kompromiß oder synkretistisch die mittelalterliche und neuzeitliche Durchschnittsmoral, in der die germanische Ehre sich neben der christlichen Liebe und Demut behauptet und deren Kreise durch den antiken Einschlag von Renaissance und Neuhumanismus mit nichten gestört wurden. So ist es gekommen, daß es ein germanisches Christentum gibt und weite Kreise von Theologen und Laien sich dieser Tatsache bewußt sind.

Wichtigere Werke über die germanische Vorzeit.

Karl Müllenhoff, Deutsche Altertumskunde, 5 Bände, Berlin 1870ff. — Johannes Hoops, Reallexikon der germanischen Altertumskunde, 4 Bände, Straßburg, 1911—19. — G. Steinhausen, Germanische Kultur in der Urzeit (Aus Natur und Geisteswelt, 75. Bändchen), Leipzig, B. G. Teubner, 1905.— Hermann Fischer, Grundzüge der Deutschen Altertumskunde (Wissenschaft und Bildung, 40. Bändchen), Leipzig, Quelle & Meyer, 1908. — G. Neckel, Altgermanische Kultur (Wissenschaft und Bildung, 208. Bändchen), Leipzig, Quelle & Meyer, 1925. — H. Munro Chadwick, The Origin of the English Nation, Cambridge, University Press, 1907. — Gudmund Schütte, Our Forefathers, The Gothonic Nations, 2 Vols., Cambridge, University Press, 1929; 1933. — Wilhelm Capelle, Die Germanen im Frühlicht der Geschichte, Leipzig, Dieterichsche Buchhandlung, 1928.— Derselbe, Das alte Germanien, Nachrichten der Griechen und Römer, Jena, Diederichs, 1929. — Gustaf Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft, 4. Aufl., Leipzig, Curt Kabitzsch, 1925. — Derselbe, Germanische Kultur im 1. Jahrtausend nach Christus, Leipzig, Curt Kabitzsch, 1932. — Derselbe, Der germanische Goldreichtum zur Bronzezeit, Würzburg, Curt Kabitzsch, 1913. — Derselbe, Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, 2 Teile, Germanen-Verlag, Berlin-Lichterfelde, 1927. — Friedrich Kauffmann, Deutsche Altertumskunde, München, Oskar Beck. Erste Hälfte 1913, Zweite

Hälfte 1923. — Hans F. K. Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes, 10. Aufl., München, Lehmann 1926. — Derselbe, Die Nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens, München, Lehmann, 1934. — Jörg Lechler, Vor 3000 Jahren, ein frühgermanisches Kulturbild, Berlin, Brehm-Verlag, 1933 (Volk und Wissen, Band 5). — G. Neckel, Feldherrntum und Kriegskunst der Germanen, Berlin, Brehm-Verlag, 1933 (Volk und Wissen, Band 8). — Curt Woyte, Antike Quellen zur Geschichte der Germanen, Leipzig, R. Voigtländers Verlag, 2. Aufl., 1916. — Konrad Maurer, Island von seiner ersten Entdeckung bis zum Untergange des Freistaats, München 1874. — Hjalmar Lindroth, Island; motsatsernas ö, Stockholm, Hugo Geber, 1930. — Paul Herrmann, Island, Das Land und das Volk, Berlin und Leipzig, B. G. Teubner, 1914 (Aus Natur und Geisteswelt, 461. Bändchen). — Die Edda, übertragen von Karl Simrock, herausgegeben von Prof. Dr. Gustav Neckel, Berlin, Deutsche Buchgemeinschaft 1926, 2. Aufl. 1932. (Das mit ausführlicher Einleitung versehene Werk wird vom germanischen Seminar der Universität Berlin zum Selbstkostenpreis von 3,40 RM. an jeden Besteller versandt). — Rudolf Much, Deutsche Stammeskunde, Berlin und Leipzig 1920 (Sammlung Göschen Nr. 126). — Gustav Neckel, Germanen und Kelten, Zeitschrift für Deutschkunde, 47. Jahrgang, 1933, S. 497—514. — Derselbe, Staat und Gesellschaft bei den heidnischen Germanen, Zeitschrift für Deutschkunde, 48. Jahrgang, 1934, vgl. Forschungen und Fortschritte, Nachrichtenblatt der Deutschen Wissenschaft und Technik, 9. Jahrgang, 1933, Heft 34, S. 482f. — Gudmundur Finnbogason, Íslendingar, Reykjavík, 1933 (eine besonders lesenwerte, lichtvolle Darstellung). — Wolfgang Schultz, Altgermanische Kultur in Wort und Bild, München, I. F. Lehmann, 1934.

NACHWORT

Seit der Einlieferung der Handschrift dieser Darstellung an den Verlag ist einige Zeit verstrichen, und so würde ich gar manches von dem Niedergeschriebenen heute, bei veränderter Sachlage, anders sagen. Die Frage, ob es eine altgermanische Kultur überhaupt gegeben hat, braucht seit dem völkischen Erwachen, das wir erlebt haben, nicht mehr gestellt zu werden, denn die Ergebnisse der prähistorischen Arbeit Gustaf Kossinnas und seiner Schüler sind inzwischen mehr zur Anerkennung gekommen, der Barbarenwahn ist verraucht oder doch auf bestimmte, heute nicht mehr ausschlaggebende Kreise eingeschränkt worden, und bald wird durch Vorträge, Lichtbildvorführungen, Ausstellungen und andere Mittel echte Aufklärung über die wahren Zustände im alten Germanien in die breitesten Bevölkerungsschichten getragen werden. Dazu wird auch diese Arbeit, so wie sie vorliegt, beitragen können.

Andererseits hätte ich gewünscht, mich über die Hypothesen eines Mannes wie Herman Wirth noch zurückhaltender ausgedrückt zu haben, als es in dem Kapitel über die Schrift der Fall ist. Denn Wirths neueste Veröffentlichung, die „Ura-Linda-Chronik", ist nicht dazu angetan, das Vertrauen zu ihm zu stärken. Sie wimmelt von sprachlichen Ungeheuerlichkeiten — schon der Titel ist eine solche — und zeugt, gelinde gesagt, von einer Kritiklosigkeit schier ohnegleichen. Die „Uratlantiker" uns als friedliebende Anhänger der These von der Freiheit und Gleichheit hinzustellen und den alten Germanen nachzusagen, Fehde und Rache habe bei ihnen als schmachvoll und entehrend gegolten, ist ein starkes Stück und paßt dazu, wenn an vielen Stellen des Buches die germanistische Wissenschaft und die altnordische Literatur angeprangert werden, jene als rückständig und weltfremd, diese als ostisch oder lappisch verseucht und „widerliche" Dinge wie Odins Zauberformeln enthaltend. Das sind zwar Sätze, die sich in den Augen aller wirklich Sachkundigen von selber richten; doch dürfte es sich lohnen, wenn hier ausdrücklich von ihnen Abstand genommen wird. Mühe und Kosten, die ein angesehener Verlag auf das gut ausgestattete, mit reichem Bildermaterial versehene Buch verwendet hat, müssen leider als an ein unwürdiges, nicht ernst zu nehmendes Objekt verschwendet gelten, denn die an sich beachtenswerten Illustrationen, darunter Darstellungen des merkwürdigen sechsspeichigen Rades und seiner Träger, z. B. des Krodo, werden durch die selbstsichere Beurteilung, die sie durch den Verfasser erfahren, nahezu entwertet. G. N.

REGISTER

Abkürzungen: ags. = angelsächsisch — ahd. = althochdeutsch. — altind. = altindisch. — an. = altnordisch. — as. = altsächsisch. — aschw. = altschwedisch. — got. = gotisch. — isl. = isländisch. — langob. = langobardisch. — lat. = latei nisch. — mhd. = mittelhochdeutsch. — neunord. = neunordisch. — nhd. = neuhochdeutsch.

A

Absolutismus 72
Ackerbau 13
Adam v. Bremen 49
Adel 34, 70
Adelbauer 36
Adils 61
Agathias 81, 82, 87
Agrarwesen 15
Ahriman 162
Alarich 66
Alboin 66
Alf und Alfhild 138
Allding 40
Almenning 83
Almgren, Oskar 114
Altirische Kunstpoesie 147
Ambronen 65
Amira, Karl von 45
Amlet 66, 67, 73
Angeln 65
Anten 64
Antrustionen 70
Arbeitsteilung 13
arðr, an. 14
Ariovist 35, 59, 65, 66, 76, 80
Aristarch 122
Aristoteles 4
Arminius 29, 74, 137
Arnbjörn 31, 32
Asgard 168
Ask 168
Asuras 162
Attila 140
Aufgebot 82, 83, 85
Aufschwellung 142

B

backen 17
Baduhild 73
Balder 164, 165, 170, 171, 176
Balders Tod 149
banda, an., 54, 55
Bank 106
Bauge 136
Bautasteine 112
Bargericht 160
Bartholin, Thomas 157
Bauernkalender 121, 123, 127
Beckman, Natanael 56
Beda venerabilis 39, 40
Befestigungen 91
Beispielswert des germanischen Altertums 13
Beowulf 61, 63, 69, 78, 84, 98, 136, 137, 140
Beowulfepos 145, 146
Berchtung 146
„Berig" 66, 80
Bernsteinhandel 20
Bethluisnion 120
Bhagavadgita 168
Bjarkamal 70, 71, 80
bjarkan, an. 120
Bjarkilied 157
Birger, Jarl 57
Bodenfunde 3
Bodin, Jean 2
bókstafir, an. 117
Bor 167, 177
Bragi Boddason 146, 147
Brastad, Felsbilder von 124
Brautkauf 32
Brawallaschlacht 88, 140, 168
Braun, Friedrich 102
Brenna 57
Breza, Säulenstumpf von 117
Bronzezeit 20, 102, 103, 104
Brot 17
Brünhild 140, 141
Brynhild 26, 27
Buch, Halle von 136
„Buchstabe" 117
Bugge, Alexander 105
Bugge, Sophus 106, 113, 118, 119, 120, 131, 133, 158, 162, 163, 164, 165
bugjan, got. 20
bür, ags., an. 98
Burckhardt, Jakob 6, 7
Burg, nhd. 92
Burgundentabel 142
Burgundenuntergang 140, 141
Buri 167
Býleistr 163, 164

C

Caesar 4, 15, 16, 17, 18, 25, 38, 39, 40, 41, 56, 58, 60, 80, 82, 83, 86, 89, 91, 110, 178, 179, 180
Cassiodor 20
Charnay, Spange von 117
Christentum, germanisches 182
Christus als Held 182
Clüver, Philip 23, 158
Cuchulinn 139

D

„Dänen" 61
Danevirke 94, 96, 97
Daniel v. Winchester 148, 149
Dasent Queen Well, Felsbilder von 124
Demodokos 136
dêvâh, altind. 124, 182
Devadâru 169
Devayana, Götter des 162
Dichtung 135
Dietrich v. Bern 66, 69, 134, 140
Ding(heiligkeit) 40, 49, 66
Divergenz der Germanenbeurteilung 2
dîvi, lat. 124
Drama 145
Drapa 145, 147
Drauge 161, 176
draugur, isländ. 160
Dröttkvætt 132
Drudenfuß 131
Dualismus in der Religion 162
dyngja, an. 101

E

Eberkopf 87, 90
Edda 125, 162
Edeling 70, 71
Eggjum, Grabplatte von 147
Egill Skallagrimsson 92, 146
Ehe 24, 87
Ehre 23, 182
Ehrgefühl 56
ehu-skalk, as. 18
Eigenkirche 182
Einaug, Stein von 113
Einherier 170
Eiriklied 145, 147, 148, 170
Eisen 20
Eisenzeit 103
Ekenberg, Felsbilder von 123
Embla 168
Entlehnung der Runenschrift 113, 116, 119
Entlehnungsthesen 118
Epos 145
Epos, germanisches 140
Erbrecht 57
Erce ags. 152
Erdbebenriese 176
Eresburg 92, 95
erfikvæði, an. 142.
Erik der Siegreiche 80
Eriksgata 59
Erling von Sole 32, 33, 34
Ermenrich 52, 136
Eruler 12
Etzel 141
Etzellied, Altes 141, 142, 146
Etymologie 163
Evolutionsdogmatik 7
Externsteine 115, 128
Eywind Skaldaspillir 147

F

Fabel 141
fadar, got. 127
Familie 23
Familienüberlieferung 20
fe, an. 120
Fehde 36, 37, 38, 45, 75
feil, nhd. 20
Felderwechsel 15
Felsritzungen 14
Felszeichnungen 17, 114, 123, 126
Fenriswolf 173, 176
Fesselhain 139
Fimbulwinter 174, 175, 176
Finnen 4, 13
Firinwerke 55
flet, an. 99, 107
fley, an. 111
Flurzwang 16
Fossum, Felszeichnung von 128
Freigelassene 13, 32
Freud, Siegmund 23, 25, 114
Freundschaft 30, 100, 179
Freyr 172, 177, 181
Friede 38
Friedens-Frodi 137
Friedensgeld 68
Friedenswirken der Bauern 81
Friedlosigkeit 52
Friedrich II. 72
von Friesen, Otto 113, 116, 118, 122, 133, 134
frilla, an. 27
Furchtreligion 162
furh, ags. 14
Fuþark 118, 120, 121, 122, 127, 128, 129, 130, 132
Fuþark, älterer 117
fylkja hamalt, an. 90

G

Galton, Francis 77
Gastsitten 100
Gaut 67
Geat 67
Gebete 152
Gefjon 17, 146
Gefolgschaft 69, 70
Geld 19
Gemengdelagen 16
Genzmer, Felix 75, 145
gerade, nhd. 85
Gerichtsring 50
Gering, Hugo 63, 64
Gesellschaft 23
Gesetzesmann, Gesetzessprecher 41, 42, 44, 45
Getreide 14
Gewanne 16
Giganten 162
Gimle 165
Ginnungagap 148, 151, 168
Gisli 28, 48, 54, 101
Goden 65
goðvangr, an. 51
Goethe 155, 179
Götter 111
Götz v. Berlichingen 36, 76
Goldenes Horn von Gallehus 131, 132
Goten 20, 120, 135, 136, 137, 141, 146, 147
Gotland 66
Gottvater 164
Graecomanie 161
Gregor v. Tours 81
Grettir 48, 161
Grettissaga 160
Grimm, Jacob 33, 34, 45, 59, 158
Grimnirlied 152, 172, 173
Großhundert 172
guðlausir menn, an. 179
Guðmundr Finnbogason 154
Gudrun 29
Gudrunepos 138
Gudrunstoff 139
Gustafsson, Prof. 105
Gutalag 55
gyðja, en mesta, isl. 182

H

Hackbau 14
Hällestad 132, 134
Hällristningar, s. Felszeichnungen
Häuptlinge (s. auch höf. ingi) 41
Hafrsfjord 74
hagall, an. 120
Hagbard u. Signe 138
Hagen 137
Hakenkreuz 114
Hakonlied 148, 168, 170
Háelygjatal 164
Halfdan d. Schwarze 74
Hálfssaga 49
Hálf von Rogaland 140
Hallenjubel 73
Hamlet 139
Handel 19
Handwerk 101
Harald d. Gestrenge 81
Harald Schönhaar 74
Haraldslied 70, 142, 147
Hauskerle 70, 71
Haus- u. Hofmarken 115
Hâwamal 71, 153, 154, 155, 157, 159
Hedeby 96
Heerkönig 59
Heim 15
Heimskringla 68
Heinrich der Dritte 58
Hel 50, 171, 172
Helblindi 163, 164
Helgis Tod 139

Helgis Tod, Lied von 161
Helgi u. Sigrun 29
Helschuhe 161
Hengest 73
Hengestbruchstück 148
herjann, an. 59
herisliz, langob. 83
herkonnungr, an. 59
„Herkules" 151
Hetel u. Hilde 136
Hettner, Alfred 1
Heusler, Andreas 52, 72, 75, 135, 136, 137, 139, 141, 142, 159
Hjalmar u. Ingeborg 26
Hilde 66
Hildebrandslied 31, 148, 156, 157
Hildebrandfabel 138, 140
Hildebrand, Meister 141
Hjörleif der Weiberfreund 49, 50, 146, 179
Hjör von Rogaland 146
Hlöd 73
Hochsitz 99
höfðingi, an. 36
Höflichkeit 72
Hofdichter 73
Hofnarr 75
hold, nhd. 71
Holm-Rugier 66, 136
Homer 37, 135, 140, 141
Hoops, Johannes 15
hróðr, an. 142
Hróffssaga 69
Hrym 176
Hünengräber 161
Huld, nhd. 71, 73
hundert, nhd. 85
Hundertschaft 84, 85
Hunnenschlacht 140
Hymirlied 152

I

Iðavollr, an. 166
Indogermanen 8, 10, 136
Indra 151, 181
Ingjaldlied 157
Ingolf 179
Iring 73
Irland 26
Island 74
Isländer, Verdienste der 152
Isländische Überlieferung 126
Isländischen Überlieferung, Wert der 177

J

Jacobsen, Lis 132
Jambudvipa 170
jårhring, ahd. 121
Jellingetier 105
Jötun 167
Jordan, Wilhelm 161
Jordanes 66, 136
Jüngstes Gericht 150
Jüten 65
Jung-Siegfried 139
Jung-Sigurd 152

K

Kalk 107
Karl d. Große 4
Karlevi, Stein von 147
Kärstad, Ritzung von 114, 121
Kasten 106
kaufen, nhd. 20
Keller 107
Kelten 8, 147
Keltomanie 2
Keuschheit 24, 25
Kimbern 2, 31, 65, 75, 78, 87, 88
Kiste 106
Kock, Ernst A. 147
Kögel, Rudolf 135, 148, 149, 159
Königsdienst 70
Königshalle 71
Konungs ƺhsöre, aschw. 57, 68
Kosmogonie 167, 170
Kosmologie 162
Kossinna, Gustaf 101, 102
Krause, Wolfgang 121
Krieg 75
Kriemhild 139, 141, 142, 155
Kriemhildenrache 141
Krummstäbe 123
Künstler 111
kugildi, an. 20
Kuhn, Adalbert 135
Kulturbegriffe 1
Kylfver, Stein von 117

L

Lachmann, Karl 140
Lade 106
Lag 43, 44
Laib 17
Landfrieden 68
Landfriedensgesetze 58
Landnot 77
Landwehren 96
launvig, an. 54
Lautverschiebung 102, 127
Lebende Leiche 161, 165
Lebensangst 162
Lehnswesen 69, 70
Leibeigenschaft 36
Leichenbrauch, heutiger 161
Leim, nhd. 108
Leonardsberg, Felsbilder von 123
Lex ripuaria 45
Lex salica 45
Liedertheorie 140
Lied und Epos 142
lof, an. 142
løgr, an. 120
Lokasenna 149, 163, 164, 166
Loki 163, 164
Lose Strophen 145, 147
Lyrik 145

M

maðr, an. 120
Männerliebe 26
Männerunterschied 33, 34, 36
Magische Inschriften 134
maguþegn, ags. 70
malvinr manna, an. 68
„Mann" 122
manna-munr, an. 33
Mannrune 124
Mannus 67, 124
Manu, aind. 124
Marbod 65
Markgenossenschaft 15
Marklo 40
Markomannen 120
Markulfs Formel 70
Marstrander, Carl 119, 120, 121
Mauer 107
mâze, mhd. 155
Meissner, Rudolph 147
Meisterschütz 72
Merkverse 137
Merowinger 67, 70
Merseburger Sprüche 143
Merseburger Wodanspruch 180
Meru, Berg 181
Metrik 135, 156
Meyer, Richard M. 159
Midgard 149
Midgardschlange 146, 174, 181
misseri, an. 124
Moralgrundsätze, westgötische 55f., 178
Morastein 59
Mord 46
Mordbrand, s. Brennen 57
morden 52
Much, Rudolf 139
Müllenhoff, Karl 60, 86, 87, 151, 163
mundr, an. 32
Mudspell, as. 150
Muspelfeuer 167
Muspelleute 176
Muspellsheim 150
Muspells Söhne 150
Muspellsöhne 172, 175, 176
Muspilli, ahd. 149, 150
Mutter Erde 152
Mythos u. Geschichte 140

N

Naglfar 175
Namenvererbung 30
nauðr, an. 120
Nastrǫnd 175
Naumann, Hans 103, 181
Neiding 38, 47, 51, 52, 53, 55
Neidingswerke 55, 56, 68
Nekyia 161
Neocorus 27
Nerthusvölker 65
Neunzahl 169
Njall 28
Njalssaga 84
Nibelungenepos 145, 155, 160
Nibelungenlied 68
Nietzsche 153, 166
nobiles, lat. 36
nór, an. 111
Nordetruskische Alphabete 120
„Normannen" 61
Nornen 111, 169
Notzucht 26

O

Odin 49, 50, 69, 132, 147, 148, 164, 166, 168, 170, 171, 172, 173, 174, 176, 177, 180
Öffentlichkeitsgrundsatz 27
öre, neunord. 20
Östre Tessem, Felsbilder von 123
Ogam-Alphabet 120
Oklunda 45, 46, 48, 54
Olaf d. Heilige 79, 80, 90, 98
Olaf Holzaxt 77, 78
Olrik, Axel 162, 175, 177
ǫnd, an. 98
Orbotæ Mal, aschw. 55, 56, 57
orðstir, an. 154
Orendel 67
Ormuzd 162
Ortsnamen 7
Oseberg 74, 105, 112
Oslo 74
Otfried v. Weißenburg 156

P

Panzer, Friedrich 71
Patengeschenke 72
Pedersen, Holger 113, 118
Petri, Olaus 78
Plinius 110
Ploetz, Alfred 77
Poseidonios 8, 9, 17
Prädynastikerschrift 115
Preisgedichte 137
Preislied 142
Primitive 1, 2
Primitive Gemeinschaft 154, 160
Primitivitätspostulat 135, 136
Prokop 4
Prometheus 179
Psyche 161
Psychoanalyse 24
Pueblo-Indianer 127

R

Rabenschlacht 134
Ragnarök 149
Rassenfragen 9
Rauchstube 99
recht, nhd. 15
reið, an. 120
Religion 30
Riesen 161, 162, 167
Ritterlichkeit 53, 182
Rök, Stein von 133, 134
Römerschanze 91, 92, 95, 97, 98
Rolf Krake 18, 69, 70, 71, 98, 137, 140, 160, 168
Rosamund 140
Rudbeck, Olaf 12, 158
Runen 45, 84
Runennamen 119
Runenreihe 113, 131
Runensteine 5, 112, 113
Runenverse 132
rúnstafir, an. 117
Ruodlieb 5

S

Sachsen 65
Sachsenspiegel 45
sættir manna, an. 68
Sagas 27, 28, 29, 31, 35, 37, 38, 40, 47, 50, 51, 60
sannr, an. 45
sáttr, an. 45
Saxo Grammaticus 69, 98, 138
Schaff 111
schaffen 111
Scherer, Wilhelm 29, 136, 157
Schetelig, Haakon 114
Schiff 111
Schiffsbau 109
Schildburg 89, 90
Schildgedicht 146
Schmied 108, 111
Schmidt, Ludwig 59
Schnippel, Emil 121
schöpfen 111
Schrader, Otto 121, 122
Schreuer, E. 161
Schuchhardt, Carl 10, 91, 92
Schuld 46
Schultz, Wolfgang 105
Schwaben 65
Schwabenspiegel 45
Schwedenkönige 60, 61
Scyld, ags. 137
Seehandel 20
Seekönige 19
Siegfried 140, 141, 173
Sievers, Eduard 159
Sigtuna, Dose von 147
Sigurd 139, 140
Sigurdslied, Altes 141, 142, 156
Siklingen 138
Sittenlehre 182
Skadi 67
skáld, an. 146
Skaldensprache 146
Skirnirlied 150, 152, 157
Skjöld 137
Skjöldungen 65, 67, 137, 138
skipa skreytir, an. 125
Sklaven 32, 33
skyr, isl. 17
Slavophilen 2
Snorri 79, 80, 111
Snorri Sturluson 150, 151
Sodomie 26
„Sohnesverlust" 145
sól, an. 120
Sonatorrek, s. „Sohnesverlust"
Sonnenwolf 173
sons, lat. 45
Spruchdichtung 152
Staatsgewalt 40
Stabreimvers 156
Stadt 95
Städte 91
stafir, an. 117
Stammväter, göttliche 67
Standesverhältnisse 33
Starkad 51, 73, 140
Steinzeit 112, 160, 161
Styrbjörn 133
Südwanderungen 7
Sueben 82, 86, vgl. Sweven
Sündenfall 166
Sumerien 127
Surtar logi, an. 172
Surtshellir 176
svinfylking, an. 90
Sweven (Sueben) 65
Syn 100
Synthese 164

T

Tacitus 3, 4, 7, 8, 9, 10, 15, 16, 17, 18, 19, 24, 25, 26, 27, 30, 32, 35, 36, 38, 39, 41, 48, 49, 52, 59, 60, 68, 69, 70, 73, 77, 78, 82, 83, 85, 86, 87, 96, 99, 100, 101, 108, 120, 122, 124, 136, 137, 139, 151, 159, 180, 181
Tanum, Felsritzung von 126
Tapferkeit 182
Tausendschaft 84
Tempelfrieden 48
Teudt, Wilhelm 108
Teutoburg 91
Teutonen 2, 65
Themsemesser 117
Theodicee, germanische 158
Thiazi 146
Thor 50, 69, 151, 181
Thorbjörn d. Disenskalde 151
Thorbjörn Hornklofi 142
Thorgeir vom Lautersee 42
Thorgnȳr 79, 80
Thorstein Surt 122
Thrymlied 152
Thula 134
Thurse 167
Thusnelda 155
Thyra Danebod 96
Tierornamentik 103, 104, 105
Tisch 106
Tischzuchtregeln 155
tivar, a. 124, 182
Torgerd Hölgabruð 65
Tragischen, Gesetz des 173
Treue 24, 182
Trolle 161
Truhe 106
Tuisco s. Twisko
Tunk 101, 107
Turisind 73, 140
tvimaðr, an. 123
Twisko 67, 124
Twisto 151
Týr, an. 122, 124, 181

U

Uffo (Offa) 137
úmegð, an. 92
Umschreibungen 75
Umwertung der Werte 154
Unhold, nhd. 71
unhulþō, got. 71
Unsterblichkeitsglaube 160
Untreue 53
Upplandslag 57
úr, an. 120
Urfehdebann 38, 45, 47, 51, 52

V

Vadstena, Brakteat von 117, 122
Vannius 65
vár, an. 178
vargr i véum, an. 51
Väta 180, 181
Verbrechen 46
Verlobung 29
Vidigoia 136
Viehwirtschaft 17
vig, an. 46
viglýsing, an. 46
virki, an. 94
Visby 66
Volksburg 91, 92, 94
vǫlva, an. 146
vriedel, mhd. 27

W

Wafthrudnirlied 147, 152, 175
Waitz, Georg 86
Waldmann 48, 51, 53
Walhall 100, 147, 148, 158, 160
Walküren 147
Walkyrien 168, 170
Wanenkrieg 149, 166
Warg 51, 52, 53, 54, 55
Wate 138
Weber, Max 15
Weltbrand 175
Weltende (vgl. Weltuntergang) 173
Weltuntergang 164, 165, 174, 182
Werbungsfabel 142
Wergeld 20, 34, 37
Wessobrunner Gebet 148, 149
Westgötalag 42, 55, 57
Widsið 136, 138
Wieland 139, 148
Wielandslied 139
Wikinger 20
Wimmer, Ludwig 113, 116, 118, 129, 130
Wirth, Herman 116, 121, 122, 123, 125, 127, 128, 131
Wirtschaft 12, 13
Wodan (vgl. Odin) 67, 180, 181
Wögg 71, 72
Wöluspā 146, 149, 150, 151, 160, 165, 166, 169, 174, 175, 176, 177
Wolfdietrich 140
Wolf, Friedr. Aug. 140
Wolfram v. Eschenbach 156

Y

Yggdrasil 169
Ymir 148, 160, 167, 168, 170, 173
Ynglingasaga 74
Ynglinge(r) 30, 63, 67, 74, 77
Ynglingentafel 137, 164
Yngvi-Freyr 67, 69
Yrpa 65

Z

Zeitgedicht 142, 145
Zeus 124, 159, 162, 181
Ziegel 107
Zimmer 107, 108
Zimmer, Heinrich 26, 139
Zweiteilung der religiösen Wesen 162
Zwölfnächte 122

Þ

þorn, ags. 120, 128
þurs, an. 120, 128

INHALT

I. Gab es eine altgermanische Kultur 1
II. Bevölkerung und Wirtschaft 7
III. Familie und Gesellschaft 23
IV. Recht und Staat 38
V. Kriegswesen, Befestigung und Häuser 75
VI. Handwerk, Bildkunst und Schrift 101
VII. Dichtung 135
VIII. Religion 157
Register 183